

Neue Folge.

Gez. v. Dironeck



Martin Zeiller.

STYRIACA.

Gedrucktes und Ungedrucktes

zur

steierm. Geschichte und Culturgeschichte.

Neue Folge.

Von

Landes-Archiv-Director

Joseph v. Zahn.

Mit 4 Abbildungen und mehreren Planskizzen.

Graz.

Ulrich Mosers Buchhandlung.

(J. Meyerhoff.)

1896.

Den Vorgänger dieser „Neuen Folge“, sagen wir den 1. Band der „Styriaca“, hat die Kritik so aus-, namslos freundlich, zuweilen sogar schmeichelhaft aufgenommen, dass dieß allein bereits Anlaß bieten konnte nach geziemender Pause einen zweiten Band folgen zu lassen — Anlaß wenigstens dem Verfasser, vielleicht auch dem Verleger.

Möge diese Fortsetzung nicht minder geneigte Aufnahme finden!

In der gleichen Erwägung, als das Eine hiermit geschieht, wird ein Anderes dabei unterlassen, nämlich eine Darlegung von Beweggründen und leitenden Grundsätzen. Sie erörtert schon das Geleitswort des ersten Bandes. Die Anschauungen desselben waren nicht eben neu, nur hat man sie nie offen ausgesprochen. Gerechtfertiget aber, soweit man die Sachlage kannte, und anderseits die Urtheile vernahm, hat man sie gefunden. Der Verfasser ist also von richtigen Auffassungen ausgegangen, und auch diese Billigung hat ihn erfreut.

Das möge aber noch beigefügt werden: der Born ist durch das Bisherige noch lange nicht erschöpft; dass er früher nur spärlich floß, berechtiget nicht zu an-

dauerndem Schlusse. So stillverlaufend auch im Allgemeinen unsere Heimatgeschichte sich ansieht, war sie doch blos schweigsam, nicht aber leer — als Menschenschöpfung ist sie immer Leben zum Leben, in das man nur hineinzugreifen braucht, um Seiten, Diesen oder Jenen besprechenswerth, aufzudecken.

Schließlich möge man zur gef. Kenntniß nehmen, dass aus Rücksichten für den Druck es passend erschien, das Portrait M. Zeillers vom Schlusse, dem es zugedacht war, zum Titelbilde vorzurücken, wodurch sich die Note auf Seite 210 berichtigt.

Graz, im März 1896.

Inhalt.

1.

Steirische Enclaven in Friaul.*)

Das Kartenbild des Deutschen Reiches in Farben ausgeführt zeigt in seiner Mitte einen Blumenstrauß. Den Kern des Gebündes, wo Dichtheit und Vielfältigkeit in Ton und Tinten am deutlichsten sprechen, bildet Thüringen: da ist ein Farbentupf am andern in schwer durchschaubarem Gewirre. Von dort aus sprossen neue Dolden und legen Stengel ihre vereinzelten Blumenüberhänge aus, nach allen Richtungen, oder in näherer, geographischer Bezeichnung, bis an den Bodensee, nach der Streusandbüchse auch des neuen deutschen Reiches und nach dem Belt. Diese Ausladungen, bald mehr, bald weniger lebhaft in Zahl und Zeichnung, liegen hingestreut auf breiten, blanken, blattartigen Flächen, und mit ihnen ist, etwas unregelmäßig und nicht eben gerundet, der Strauß abgeschlossen. Nach dem Wortlaute der politischen Geographie begreift er die eingeklemmten Kleinstaaten, dann die Mittelstaaten mit ihren oft und oft sich verquerenden Grenzen auf dem Blattgrunde der Großstaaten, endlich die sogenannten Enclaven der einen und anderen. Verwandtschaften zu diesem Bilde gibt es mehrere, und jede geognostische, jede gewerbliche

*) Zuerst gedruckt in der Wiener „Montags-Revue", 1895, Nr. 1—3, hier mit leichten Aenderungen versehen.

und sonst culturelle, jede Nationalitäten- und Confessionen-karte widerholt es je in ihrer Art.

Bei einiger Vorliebe für glatte und klare Verhältnisse erscheint diese politische Mosaik recht absonderlich, und dennoch ist sie blos ein bescheidener Rest dessen, was vor 1800 auf demselben Boden gewesen. Bildlich gesprochen herrschte damals darauf die subtropische Savanne. Nur stand Deutschland darin nicht allein, und namentlich das Enclavenwesen, jenes zahllose Vorkommen abgetrennter Besitzungen des einen Staates inmitten des Gebietes eines anderen, aber verwaltet nach Recht und Gesetz des ersteren, dehnte sich über sämmtliche Culturländer aus. Die große französische Revolution räumte damit auf, und in aller Feindschaft zu ihr thaten es die Staatenbildungen des XIX. Jahrhunderts ihr nach. Aber alle Anklänge an diese Verhältnisse haben sich doch nicht verloren, selbst nicht für französischen Boden, und so sind die sogenannten normannischen Inseln noch jetzt nichts anderes, als alte englische Enclaven in der unmittelbaren Seemachtssphäre Frankreichs.

Die Ursprünge dieser Erscheinung leiten auf frühes Mittelalter zurück. Für Deutschland, zum guten Theile auch für Frankreich und Italien, legten namentlich kaiserliche Schenkungen aus dem riesigen Domänenschatze des Reiches den Grund; sie, dann auch Eroberungen und Käufe, Belehnungen und Erbe stellten den Besitz her, und kaiserliche Begnadigungen mit der sogenannten Immunität das Rechtsleben auf demselben. Sie entzogen diese Güter dem politischen und gerichtlichen Einflusse der Markgrafen und Herzoge, halfen Staatchen im Staate bilden, und wurden zu ewigen Steinen des Anstoßes für das steigende Machtbewußtsein der Landesfürsten und ihr begreifliches Einigungsstreben.

Kein deutsches Land vom ausgedehnten Herzogthume hinab zur kleinen Grafschaft oder zum Reichsstadtgebiete (mit alleiniger Ausnahme vielleicht der preußischen Landstrecken) entbehrte solcher Einsassen. Unsere südöstlichen Marken von der Thaja bis zum Karste hatten deren umsomehr, als hier sich dieses Vergabungswesen mit der Colonisation verknüpfte. So war Oesterreich unter der Enns übersäet mit herzoglichen, gräflichen und hochkirchlichen Enclaven, Steiermark nicht minder, und Kärnten, fast ähnlich wie Tirol, so zerstückt, daß das Herzogthum wenig mehr als einen politischen Begriff darstellte, dessen Träger unter allen Großgrundbesitzern des Landes den allergeringsten Theil desselben sein Eigen nannte.

Das hinderte aber nicht, daß die Fürsten solcher Länder wieder Enclaven anderwärts besaßen. Ja es kam wohl auch vor, daß aus politischen Gründen solche als erwünschte sogar gesucht wurden. Und so hatte auch Steiermark seine Enclaven, und zwar auf italischem Boden, in Friaul, dies- und jenseits des Tagliamento.

Dem Historiker ist diese Thatsache bekannt, Vielen unter uns mag sie neu sein. Darum wollen wir sie in's Gedächtnis zurückrufen, selbstverständlich ohne Hintergedanken, ebenso unfruchtbar als gefährlich. Sollte dann ein unserer Landesangehöriger auf der Fahrt gegen Venedig die Station Pordenone rufen hören, so mag er zum Waggonfenster hinausblicken auf den stattlichen Park in tiefem Grün, und auf den echten und rechten Baumwuchs ringsum, der in seiner Fülle gleich einer Insel aus der zwar lebensvollen, aber niederen und einförmigen Pflanzenwelt der friaulischen Campagna auftaucht. Da mag er der Heimat gedenken: hier hat vor sieben Jahrhunderten der Panther geweht, denn das flotte Städtchen war eine stei-

rische Enclave, nicht die einzige, aber dem Gemeinreisenden von heute die nächste und greifbarste.

Man weiß, daß die Steiermark aus einem gewissen Ueberschusse von Grenzgebieten Kärntens, welche steigend den Zusammenhang mit dem Mutterlande entbehren konnten, erwachsen ist. Zugleich mit der Vererbung seiner riesigen Besitzungen an der oberen und mittleren Mur stiftete Heinrich, der letzte Kärntnerherzog aus dem sogenannten Hause Eppenstein, dem Markgrafen von Stadt Steier auch seine friaulischen Güter. Ein gewisser Jans Enenkel von Wien, der vor ungefähr 650 Jahren sich dafür interessirte, wie der Fürst von Oesterreich durch Erben und Werben mehr und mehr Herr im eigenen Lande geworden, erzählt: „Herzog Heinrich der Bartige vermachte dem Markgrafen Otaker von Steier jenseits des Canale sein sämmtliches Eigengut, nämlich Pordenone, Cordenons, Ragogna und Spilimbergo sammt allem Zubehör". Natürlich drückte Meister Jans in seiner Gemeinsprache sich etwas anders aus, als wir heute, und ebenso auch in den Ortsnamen. „Jenseits des Canale" war die Gegend südlich von Gemona, das am südlichen Ausgange des Canale del ferro liegt, und die Erbschaft datirt von 1122 oder unbedeutend früher.

Um diese Zeit hatte das deutsche Leben in Friaul, namentlich jenseits des Tagliamento, nicht mehr jene regsame Vertretung, wie hundert Jahre früher. Seine Elemente waren nie andere, als großgrundherrliche gewesen, wie es an der Mur und Drau, an der Mürz und Rab und an der Sann und Save nicht minder der Fall. Sie berührten das Volksthum der Einheimischen so gut wie gar nicht, außer etwa in der untersten Gesetzgebung; im Gegentheile wurden sie, wie die ungleich mächtigeren Lan-

gobarden, von den Romanen aufgesogen. Wenige Jahrzehnte früher schwärmte es am Tagliamento und Noncello, an der Meduna und Zelina von deutschen Herzogen, Grafen und Kirchen als Großgrundbesitzern — eine wahre Märchenzeit. Da waren die Herzoge von Bayern, seit 952 zugleich Herzoge von Kärnten und Herren der Marken von Friaul und Verona, die Grafen Ozi, Turdegowo, Friedrich, Ludwig und Otto, die Hochkirchen von Bamberg und Salzburg, der Patriarchen von Aquileja, gleichfalls aus deutschem Geschlechte, nicht zu gedenken, und auch nicht vieler anderer vornehmer Geschlechter deutscher Wiege nur wenige Stunden aufwärts. Und aus all dem Geschenkten und von dem Einen auf dem Anderen Uebertragenen, aus der Besitznahme der Güter deutscher Kirchen, welche ihr allzu abgelegenes Eigen vernachlässigten, mag sich herausgebildet haben, was Herzog Heinrich dem Markgrafen Otaker vermachte.

Es sind Güter durchwegs verschiedenen Charakters: mit uraltem Adelssitze verbunden das in seiner Art vielleicht einzige Bauernedelthum Ragogna, wo etwa auch conti pecorai aufwuchsen, von welchen in unseren Tagen Nievo so reizend erzählte, die schneidige Signoria von Spilimbergo, die Binnenhafenstadt Pordenone mit dem weitgedehnten Landgute Cordenons, das ein halbes Dutzend Rittergüter in sich faßte, und dem schließlichen Zubehöre der Campagna von Noncello im Süden, Beide mit der natürlichen Anlage eines ager publicus für Pordenone, wenn dieses dem freiheitlichen Entwicklungsgange gleich einer deutschen Reichsstadt hätte nachleben können.

Diese Güter lagen wie an einem Faden, und der legte und verknüpfte sich so, daß eben darin Werth und Wichtigkeit für sie bestanden. Der Faden aber war die

Handelsstraße nach Venedig, und diese hatten sie für eine ansehnliche Strecke in Beschlag. Der Zug der Kaufleute aus Kärnten und Tirol zwängte sich durch den östlichen Theil von Carnien in das Tagliamento- und Fellathal, erreichte bei Gemona das friaulische Tiefland, und empfing bei San Daniele durch die Häuptlinge von Ragogna das Geleite für Spilimbergo. Dort wurden Thiere und Begleitung gewechselt, und unter dem Schutze des steigenden Löwen dieses Burgnestes zog man den Tagliamento entlang entweder nach Pordenone, wo Barken die Waren auf dem Noncello nach dem Meere verschifften, wenn nicht etwa ein Theil schon früher sich östlich nach dem Tagliamentohafen Latisana gewendet hatte, oder die Straße über die herzoglich bayerische Besitzung Sacile nach Treviso weiterwanderte. So kleingefaßt die Flecken auch im Mittelalter sich angesehen haben müssen, so förderlich und inhaltsreich war ihre Lage, und wie Spilimbergo und Pordenone im Mittelalter sich entwickelten, zeigt, daß die Herren dort, und die österreichischen Amtsleute mit der Bürgerschaft da jene auszubeuten verstanden hatten.

Und dieselbe Straße zogen auch Andere, als blos Kaufleute. So Karl V. bei seiner Romfahrt. Die Pilgerkarten für deutsche Gläubige, welche um 1500 herum das Jubiläum zu Rom feiern wollten, punctirten die gleichen Pfade. Nur Ulrich von Liechtenstein, der viellieberliche steirische Ritter, wählte für seine eingebildete Fahrt als Frau Venus nicht den Weg von Treviso über Conegliano und Pordenone, sondern durch das sogenannte Estuario, um bei Codroipo den Tagliamento zu übersetzen und auf dessen linkem Ufer bei San Odorico seine angeblichen Tjoste fortzusetzen. Dort, sagt er, habe Otto von Spilimbergo sich mit ihm gemessen.

Und diesen herkömmlichen Fußstapfen unserer Vorfahren folgen auch wir. Denn es gelüstet uns, die Stätten zu schauen, wo einstmalen der Ruf Steiermarks, und dann Oesterreichs, Widerhall in stamm-, sprach- und rechtsverwandten Seelen gefunden, und wo man vor mehr als 700 Jahren sich gerne rühmte, ihr „Herr" sei des Patriarchates Ehrenschenke, und die letzte und beste Hilfe, wenn die wälschen Edelleute es dem Kirchenfürsten zu bunt trieben, käme von ihm.

Aber mit welch' anderen Mitteln erreichen wir unser Ziel! Man kennt sie, und daher ist es überflüssig, sie zu nennen. Nichts daran erinnert an das Mittelalter, nicht einmal das Scheusal von einem Bahnhofe zu Pontebba, denn dieser ist einfach prähistorisch. Endlich betreten wir das hesperische Land, wo uns, zu Anfang Septembers, Kälte, Windgebläse und Regenschauer begrüßen, die an der Nordsee ärger nicht sein könnten. Allein am nächsten Morgen ist das Firmament ausgefegt, der Himmel klar, und damit klar auch das Auge und die Empfindung.

Wir genießen Gastrecht in Freundeshause, in dem lieblichen Ueberschauflecken San Daniele, und damit auch wünschenswerthes Geleite — ohne die Lasten des Mittelalters, im Gegentheile.

Hier, zwischen den Kalkfelsen von Gemona und dem Meere, ist ein breiter Streifen Hügelland, alte Moränenhaufen, sagt man, aus der Gletscherzeit, heute belebt in reizendem Wechsel mit Wiesengrün, Obstgelände und Rebengeranke, und reich bedeckt mit blühenden Ortschaften und zahlreichen Schlössern. Die Namen Colloredo und Collalto sind nicht fremd in den Adels- und Kriegswerken unserer Heimat; an der Südgrenze des Hügelgebietes liegt Fagagna, wo Herzog Rudolf IV. (1361) den Patriarchen Ludwig

de la Torre zur Ergebung, und zur bitteren Fahrt in die Gefangenschaft nach Wien zwang; da drüben an der Ostseite, wo die Bergzeile nach Görz und dem Meere abwärts streift, lag ein halbes Dutzend deutscher Burgen, die wir auch einmal abgegangen, die Nachfolger der namhaftesten Wehrplätze der Longobarden; dahin blickt man über Buja hinweg, dessen Name in unseren Tagen weit häufiger, als irgendein glänzend geschichtlicher aus diesen Fluren auftaucht, aber -- denn es muß in der Namhaftigkeit auch eine Abwechslung geben — freilich blos in den Gerichtssälen hüben und drüben, wenn daselbst Capitel aus der Geschichte unserer reizvollen Geldwerthzeichen abgehandelt wurden, und so decken wir ihn rasch mit jenem von Gemona, dem leuchtenden, das wie eine Edelweißwiese auf blaßrothem Steingrunde von der Ferne sich ausnimmt, und links neben blinckt durch eine Landschaftsspalte der Tagliamento: man weiß blos nicht recht, ob mit seinem Gewässer oder seinen Kiesmassen. Von San Daniele aus reicht ein Gehstündchen nach seinem Ufer, und knapp diesem entlang zieht sich der Berg Ragogna, gedehnt, ohne Spitze, ein Rücken von gleichmäßiger Höhe, vollkommen baumlos, aber weidereich, und, selbst auf kurze Entfernung besehen, scheinbar ohne vorgestreckte Hügel, ohne Gliederung, ohne Einschnitte — ein wahres Massiv. Doch fehlt es nicht an Letzteren, und zwar plötzlichen und tiefen, wo, von Weiden, Akazien und Feigen überdacht, zuweilen ein artiges Bächlein rauscht, und manch nettes landschaftliches Kleinbild sich eröffnet. Aber dies gilt nur für die Ostseite, wo der Berg in Vorstufen und sanften breiten Lehnen niedergeht, und zwei stattliche Dörfer der Großgemeinde Ragogna lagern. Denn im Westen senkt er steil ab an das Ufer, streckenweise sogar gefährlich, denn wie eine

Treppe, stets eine Graswange mit einer Felswand wechselnd, geht er da nieder, und wie nahe man auch scheinbar sich dem Gipfel sähe, noch näher droht Abgrund und Sturz. Nur an einer Stelle schob der Berg einen selbstständigen Felsblock gegen das Ufer vor, auf ziemlich breiter Platte mit Burgruine, Kirche, einem Paar Colonenhütten, und zur Nahrung mit Ackerland und Rebengrund ausgestattet. Hier am ausdrucksvollsten liegt zu unseren Füßen das Riesenbett des Tagliamento, gegenüber auf hohem Ufer Pinzano mit einem Bergschlosse in Trümmern, das vor 50 Jahren noch Festlichkeiten in seinen Räumen sah, nach Süden die friaulische Ebene, nach Nordwesten die dürren Gehänge des Monte Corno und Monte di S. Vito d' Asio, und gegen Norden die Ausläufer der Dolomitenherrlichkeit um Gemona. Der Strom, oder besser sein Bett, ist hier einen Kilometer breit, und eine halbe Stunde unterhalb mehr als zwei — sagen die Schiffer. Aber für gewöhnlich theilt er sich stellenweise in viele Arme, die man, gleichwie die uralten Rinnsale der Donau im Marchfelde, auch im trockenen Zustande gut unterscheiden kann. Unmittelbar unter uns, und heuer anders als vor zehn Jahren, zeigt er blos Einen Wasserlauf, der sehr ansehnlich das linke Ufer bespült, wie vordem das rechte. Jetzt rollt sein Schwaden, wo damals kaum die Knöchel netzendes Gerinne war, und ist glühend heißes Kieselgerölle, wo er früher in voller Stärke abwärts drängte. Furchtbar mag der Anblick sein, wenn sein ganzes Bette durch die Schneeschmelze eines harten Winters oder lange herbstliche Regengüsse sich gänzlich füllt! Ein unfruchtbarer Strom, der außer seinen Fischen und den Ueberführern Niemand nährt. Vor Zeiten werkten mit seiner Hilfe unter der Burg von Ragogna zwölf Schiffmühlen, jetzt ist weitum

dort am Ufer nicht Ein Gehöfte. Aber doch, denn inmitten des seitlichen Stromgebietes (Inundationsterrains, sagt man bei Wien, die Italiener nennen es ghiacciaja) steht ein kahlgesengtes, zerbröckelndes Haus mit Mauern umgeben, das mühselig kümmerliche Spuren ehemaligen Wohlstandes errathen läßt, und neben dem bleichenden Schildchen eines armen Faßbinders noch ein stolzes Fürstenwappen in Stein aushängt, und Palazzo Porzia heißt.

Der Name Ragogna ist eigentlich nur mehr Gegendname. Das Volk sagt Rovigne, und kömmt damit dem ursprünglichen Laute weit näher. Drei Dörfer bilden die Gemeinde: San Giacomo, das bedeutendste, San Pietro, in dessen Pfarrfrieden die Burg Ragogna steht, welche heute auch blos das Ciastel di San Piero genannt wird — beide Ortschaften einander ganz nahe, und weitab davon, am Nordostende des Berges und auf dessen halber Höhe, San Giovanni, einsam, gleichwie in Verbannung, und schattenlos, denn der Langrücken ist wie eine Alpenweide und trägt und leidet keinen Baum.

Hier wäre es vergeblich, Erinnerungen, die uns berühren, zu suchen: nicht die Burgruine, noch die Kirchen, noch die Höfe geben Anhalt; Alles ist nüchtern durch und durch. Die Mutter Sage findet schwerlich einen Faden, aus dem sie eines ihrer lieblichen Gespinnste fertigen könnte; kein Stein läßt errathen, so sehr unser eine Begleiter sie auch anruft, kein Lufthauch trägt uns zu, was längst verklungene Zeiten da gewoben. Wenn sich etwa doch noch weniges erzählen läßt, dann stammt es aus Bücherwerk.

Dieses führt uns in erster Reihe gleich um fast 1300 Jahre zurück, mit Hilfe des Langobarden Paulus, Sohn Warnefrids, geboren zu Cividale (sagen nicht ohne

Bürgerstolz die dortigen Bewohner), erzogen in der langobardischen Königsstadt Pavia, und durch lange Zeit Günstling am Hofe Karls des Großen. Er nennt Reunia, das heutige Ragogna, unter jenen sechs besonders festen Plätzen des Herzogthums Friaul, in welchen die langobardischen Barone — Faren nannte man sie — am ehesten wider die Avaren und Slaven sich hielten. Für damals konnte der kleine Berg von San Pietro als uneinnehmbar gelten. Steil nach allen Seiten abfallend gewährte seine Hochfläche ausreichend Raum für Vertheidigung, wie zur Noth für Anbau; in ruhigen Zeiten bildete der große Berg mit seinen Siedlungen das stattliche Landgut des hier seßhaften Faren. Auf diesem Hügel nun schmiedeten sich um 690 herum großspurige Ränke, denn der Fare Ansfrid strebte nach dem Herzogthum in Friaul. Mit einer Schar Anhänger bemächtigte er sich der Hauptstadt Cividale, während Herzog Rotwalt in Istrien abwesend, und der Herrschaft. Den Befehlen König Kuningperchts setzte er bewaffneten Widerstand entgegen, ward gefangen und zu Verona geblendet.

Das ist eine jener kometenhaften Nachrichten, woran die Geschichtschreibung, namentlich für die ersten Zeiträume eines Volkes oder Staates, so ergiebig zu sein pflegt. Wie nach dem Aufleuchten eines Sternes in finsterer Nacht, legt sich dann wieder tiefes Dunkel über Menschen und Orte, und oft erst lange darnach treten sie wieder hervor, allein wie verändert! Von der zweiten Nachricht über Ragogna trennen uns nicht ganz fünfthalb Jahrhunderte: jetzt ist es kein Sitz freier Leute mehr, sondern ein Familiengut der Kärntner Herzoge, an die es vermuthlich durch jene von Bayern gekommen war, und nachdem es, im Uebergange aus langobardischer Zeit,

wohl Reichsdomäne der fränkischen Kaiser gewesen. Die dort saßen, waren Lehensleute bajuvarischer Herkunft und Sprache, die ihr Ansitzrecht (nach 1122) in Steiermark und (nach 1192) in Oesterreich suchten. Die dort einander folgten, oder neben einander saßen, brauchten nicht immer die natürlichen Erben zu sein, noch sonst in Herkunft, Abstammung oder Namen dieselben. Es war eben wie eine Besatzung. Eine Familie davon müssen wir als die ursprüngliche ansehen, die, auf der Burg selber gesessen, den niederen Adel der Höfebesitzer in Abstammung zwar übertraf, doch aber gemeinsam mit ihm zum gleichen Lehensherrn auffsah. Mit der Zeit muß in jedem dieser Häuser die Zahl der Mitglieder sehr sich gemehrt haben; die Männer hatten nach deutschem Rechte Antheil am Lehensgute, und so wuchs mit der Kopfziffer die Abhängigkeit. Und Alle nannten sich von Ragogna, obwohl untereinander sehr häufig nicht verwandt. Viele davon trugen nach zwei Seiten, und suchten neben ihren herzoglichen Lehen auch welche bei den Patriarchen und dem vollfreien Landadel Friauls deutschen Blutes, der im XII. Jahrhundert recht bedeutend war. Das konnte in Kriegszeiten bedenklich werden: blos die Ferne des deutschen Lehensherrn minderte die Gefahr, doch aber machte ein solcher Fall das Band zerreißen. Die „von Ragogna auf der Burg" bekleideten (ähnlich wie ihre steierischen Oberherren, vielleicht auch blos auf deren Anlaß und in ihrer Vertretung) ebenfalls das Schenkenamt am Hofe der Patriarchen. Ja noch mehr, in besonderer Auszeichnung, deren Beweggrund uns leider kein Schriftstück nennt, genossen sie auch zum freien Trunke eine gewisse Speisewahl: sie durften nämlich bei feierlichen Gelegenheiten von der Patriarchentafel jene Schüssel für sich nehmen, die ihnen

am besten gefiel. Und da schließlich, scheint es, ihrer zuviele Derer „von Ragogna auf der Burg" dies Privileg üben wollten, oder sie um die Reihenfolge stritten, ließ der Patriarch nur mehr den Aeltesten des Hauses zu diesem Ausstich (ius figendi) an seine Tafel.

Die Zahl Derer, die sich von Ragogna heißen, ist, den Verhältnissen entsprechend, sehr namhaft. Es mag interessiren, daß im XIII. und XIV. Jahrhundert Männer dieses Beinamens mit deutschen Taufnamen vorwaltend der Familie auf der Burg angehören, während die Leute mit romanischen Vornamen auf den unteren Höfen saßen. Das gibt einen Fingerzeig, wie die Verwälschung des deutschen Elementes in Friaul von der unteren Masse ausging, und wie die oberen Classen die alten Taufnamen gleich einer Art Wappenzeichen deutschadeliger Abstammung hochhielten.

Herzog Rudolf ging (1361) daran, des Patriarchates sich zu bemächtigen, was hundert Jahre früher schon König Otaker geplant hatte. Sämmtliche von Ragogna und Spilimbergo, mit dem größten Theile des Landadels, standen dabei zu ihm. Allein er besaß die leidige Gewohnheit, in Hast mehrere Dinge auf einmal anzufassen. Dadurch geriet er zuweilen in die Lage, begonnene wichtige Angelegenheiten vor noch dringlicheren aufzuschieben. So beutete er seine ersten Erfolge in Friaul nicht entsprechend aus, und ließ dem Wühlen der erstarkten Patriotenpartei unter dem klugen und thatkräftigen Führer Franz von Savorgnano freies Feld. Als er endlich wieder einschreiten wollte, raffte ihn der Tod dahin. Mehr als ein volles Jahr noch hielten die Höfebesitzer vom Edelthume Ragogna die österreichische Fahne hoch; wie eine ausgehungerte Veste warteten sie zu, ob nicht endlich Ent-

satz sie vom Drucke in's Gegnerlager befreien würde, und als jener nicht kam, dann allerdings capitulirten sie. Es ist fast rührend, wie diese 16 treuen Edelleute von etwa 8—10 Höfefamilien in der Ergebungsurkunde ihre Lage schildern: „Wir haben an unseren Herren, den Herzogen von Oesterreich, bisher unverbrüchlich festgehalten; wir wurden auf das Aeußerste bedrängt; wir haben uns widerholt, doch stets vergeblich, um Hilfe nach Wien gewendet, und sehen uns dermalen jeder Aussicht auf solche beraubt. Wir können daher, wenn wir Leben und Besitz uns erhalten wollen, nicht anders, als der Kirche von Aquileja uns zu unterwerfen." Damit war das vieljährige Band gelöst, und diese steirisch-österreichische Enclave abgefallen.

Nur einer der Bauernedelleute, Zoppo von Ragogna, unterwarf sich nicht: ob er sich unsicher fühlte, ob seine Treue auch die größte Noth überdauerte, und was sonst aus ihm wurde, das weiß man nicht.

Auf der Westseite des Berges von Ragogna im leichten Aufstiege bis unter die Felsenkronen zu wandern, entwickelt zwar schöne Landschaftsbilder, allein der Versuch, sie zu umgehen und so nach San Giovanni zu gelangen, muß nahe der Nordecke aufgegeben werden. Die Gefahren des Absturzes auf dem glatten, glasigen Grase mehren sich zusehends. Eben nur, daß man noch den vortretenden Riesenklotz von Osoppo sich besieht, dann kehren wir dem unheimlichen Boden und dem Falkentreiben über uns den Rücken.

Der nächste Tag bringt uns wieder auf schon lange bekannte Wege: von San Daniele über Ragogna und den Tagliamento, diesmal in Barke und zu Wagen, nicht wie vordem in der einen, dann zu Fuße, und endlich ritt-

lings auf Schifferrücken, durch Pinzano und Valeriano, wo wir bei der Capelle halten, das Wunderwerk an Malerei des Pordenone (1524) zu bestaunen und — zu bedauern, denn Jung-Friaul behandelt dasselbe vandalisch, endlich, immer mit erquickender Aussicht auf hohe grüne Ufergehänge und die friaulische Landschaft in Herstsonnenschein, gelangen wir nach Spilimbergo, ehemals Spangenberg, der zweiten Enclave.

Wer sehen will, wie ein richtiger Burgflecken im Laufe der Jahrhunderte sich entwickelte, kann eine schärfere Zeichnung mittelalterlichen Werdens und Sichformens kaum je finden.*) Und wie bequem noch dazu angelegt! Auf Tafelglätte eine fünffache Ansiedelung, davon die eine von der anderen klar sich abhebt, rechts und links von natürlichen tiefen Gräben und üppigem Baumwuchse eingefaßt, den allenthalben rauschende Wässer begünstigen: so bietet es auf seinem hohen Ufer Schatten und Rundblick zur Auswahl. Die Gründer wählten zur ursprünglichen Anlage zwischen zwei natürlichen Ufereinschnitten eine Landzunge, an deren Spitze, knapp über dem Tagliamento, sie die Burg hinstellten, welche sie durch einen Graben von der Vorburg nach der Landseite schieden, und schnitten nach derselben hin auch diese durch einen zweiten Graben ab. Außerhalb des Letzteren siedelte sich die Bürgerschaft an, — zweimal, denn die Stadterweiterung des XV. Jahrhunderts läßt sich von dem Bestande des Fleckens im XIV. noch heute gut unterscheiden. Außerhalb ihr wuchs dann noch die Neuzeit hinzu, nicht unfein, allein auch weniger beträchtlich.

---

*) Vgl. dazu übrigens auch meine „Deutsche Burgen in Friaul", Graz, 1883, 55 uff.

Wir aber halten unseren Einzug auf Kaufmanns-wegen. Dazu wollen wir an den Tagliamento hinab, als hätten wir das hier angeblich drei Kilometer breite Strom-bett eben überschritten, und steigen die Straße wieder empor, als hätten wir mit den Burgherren um die Wei-terreise uns abzufinden.

Am Ufer steht eine Capelle: möglicherweise dient sie den Reisenden bei Her- und Hinfahrt für Anrufungs- wie Dankgebete. Hoch oben zur Linken thront das Schloß, von dem man schon längst aus hundert Fenstern die An-kömmlinge hatte sehen und auch taxiren können, aus vieler-lei gleichhohen Bauten im wechselnden Style der Jahr-hunderte fest gefügt, als wollte es das Zusammenhalten der Familie im Sinnbilde zeigen. Auf halber Höhe des Anstieges war ehemals ein festes Thor, wohl ähnlich dem, das noch heute aus der Vorburg in den Markt führt, und wenige Schritte noch mit leichter Wendung nach links und die Kaufleuteschar ist vorläufig am Ziele: auf vier-eckigem Platze, worauf sie abladen und auspacken kann, ist eine feine Loggia als Maut- und Zollstätte, gegenüber der Dom, beide am Schloßgraben, und rechts noch eine, aber einfachere Loggia, vielleicht das Gerichtshaus, wo unter offener Laube die öffentlichen Notare die Geleits-briefe schreiben, Verträge und etwa auch die Mittheilungen der Ankömmlinge in die Heimat abfassen konnten. In den kurzen Gassen schließlich kleine Häuschen mit den Woh-nungen der Geleitsknechte, und jenes persönlichen Um-undaufs, dessen ein Straßenkönig, wie die Herren von Spilimbergo, eines solchen bedurfte. Das hier ist der stillste Fleck der ganzen kleinen Stadt, und doch der culturgeschichtlich sprechendste, der sogenannte Mercato vecchio.

Denn im Schlosse pulsirt doch noch zuweilen Leben, namentlich abends, wenn die Insassen von auswärtiger Arbeit heimkehren; untertags hört man vielleicht Kinderstimmen, oder verschiedene Bengel streiten sich über die beste Art, einen im Staube gefundenen Cigarrenstummel wieder in Glut und Zug zu bringen und in gemeinschaftlichem Neide aufzurauchen, natürlich stets im feuergefährlichsten Winkel, oder Gruppen von Leuten beiderlei Geschlechtes und aller Altersstufen suchen in lebendigem Gespräche den Ort auf, wo es heißt Veritas vincit. Kehren sie zurück, so glaubt man schwerlich, daß Alle ihn gefunden hätten. Jenen zuversichtlichen Spruch schrieb nämlich ein Richter schmucklos über seine Thüre in der Vorhalle des einen Palastes, in dem die Frau Justitia von Spilimbergo zu Miethe wohnt. Auch keinerlei Thierleben im Hofe: wozu ein Hund, denn wer sollte hier dem Eigenthum gefährlich werden? Kein Huhn, denn der mancherlei Unrath enthält doch nichts Nahrhaftes; am sichersten Katzen, die aber wohl im Innern der ehemaligen Paläste auf dem Anstand liegen. Nach der Vorburg hin zeigt das Schloß seine beste Seite, und in ganz leicht geschwungener Front nahezu ein halbes Dutzend fest aneinandergepreßter Bauten aus etwa drei Jahrhunderten. Im Hofe, da nun auch die Rücktheile der Seitenfronten zur Geltung kommen, werden der Bauten ungefähr zehn und der Jahrhunderte fünf. An der Südseite ist durch Zusammensturz eine große Lücke, die in nicht geraumer Zeit sich wohl erweitern dürfte. Geschmack und Selbstgefühl, Kunstsinn und Reichthum lassen sich aber aus Verfall und Verlotterung aller Bauten noch recht wohl erkennen, und alle jene Eigenschaften haben die Zweige des Geschlechtes besessen, die hier den Familienbau kitteten. Da sind die leicht aufstrebenden

Formen des XIV. bis XV. Jahrhunderts mit venetianischen Fenstern und zierlichen Säulchen und Balkönchen, die Zwischenräume ausgefüllt mit reichem Farbenschmucke des Pordenone, den viel mehr Menschenhände als Wetterunbilden schädigten; daneben einfacher behandelte Paläste des XVI. Jahrhunderts; ein schwerfälliger massiger Prachtbau des XVIII., und weiters im XIX. Jahrhunderte restaurirte Gebäude; dann wieder führt an einem halbwegs wohnlich hergestellten Theile am ältesten Baue eine Holztreppe in weite Gemächer. Dort genießt eine freundliche junge Burgfrau vom Stamme der Schloßherrn mit die Ferien ihres Gatten, und ihre liebenswürdige Führung hilft uns über die Härten der Umgebung hinaus, so wie wir aus den Studien des Gatten erwarten dürfen, uns in gleich angenehmer Weise aus dem Dunkel zu geleiten, welches die Stellung dieser gewaltigen Familie im Lande und zu den Patriarchen noch umgibt. Was für Prachtsäle bergen nicht die Paläste im Innern! Welch' schöne Leisten mit Blumengewinden, welch' schöne Sculpturen des Pilacorte an den Thürstöcken, selbst nach einzelnen Seitenhöfchen hinaus, in Schweineställe hinein, und in Knechtezimmern! In Reihenfolgen häufte sich da eine Summe von Leistungen, hervorgerufen durch Erdengüter, Machtbewußtsein und Schönheitssinn: welche Geschicke haben da Zweig um Zweig des Geschlechtes geknickt, und ihre Schöpfungen auf jene Tiefe herabgedrückt, in der wir sie schauen?

Es ist so merkwürdig still in den Gäßchen der Vorburg, still, fast wie auf einem Friedhofe. Die Häuschen der Grafendiener und Geleitsknechte scheinen wie ausgestorben. Blos zur Messezeit und an Sonn- und Feiertagen belebt sich der Platz durch Besucher des Domes, in

dessen schadhafter Krypte eine der Prachtgestalten der Familie den ewigen Schlummer schläft, ein Walther Berthold von Spilimbergo aus dem XIV. Jahrhundert. Wie lange wird er hier ungestört ruhen? Schon ist der äußere Theil des Priesterchores in den Graben abgestürzt, und dem anderen droht das gleiche Geschick: dann blicken die Prachtschnitzereien des Chorgestühles oben und der mächtige Sarkophag unten in's Freie. Zuweilen mag auch abends der Platz auf kurze Stunden Belebung zeigen, wenn nämlich landfahrende Jünger der Schauspielkunst die alte Maut- und Zollstätte und Schranne, gegenüber dem Dome, für ihre Darstellungen in Beschlag nehmen. Wer hätte solchen Wechsel der Dinge dem zierlichen Baue zutrauen mögen, als man ihn aufführte? An der Innenseite der Ecksäule seiner Steinlaube ist (aus etwas späterer Zeit) ein Längenmaß eingegraben, und darüber steht MAZIA; vielleicht ist es die Spilimberger Elle. Wenn der Schloßherr oder der Ort Niederlagsrecht besaß, dann mag sie das Grundmaß für Schnittwaren gegeben haben, für Baumwollstoffe, wie Zendal und Taffet, für Tuche vom Padua und Verona auf der einen, für tiroler und steierische Loden, böhmische, nürnberger und friedberger Tuche, mährische Linnen und Zwilche auf der anderen Seite. Aber auch sonst, was die Völker im Austausche sich bieten konnten, muß Massenhaftes an Waren den Platz durchzogen haben. War er doch für weit und breit im Tieflande der einzige Knoten an der Handelsstraße! Weine von der Brenta und dem Po mit den nöthigen Gläsern aus Venedig, Droguen aller Art und Gewürze, Oel und Papier, und aus dem Norden vorwaltend Eisen. Wer mochte den Schloßherrn hindern, außer Zoll und Maut und Geleitegeld noch eine Art von Naturalzehent,

2*

sei es auch nur in der Form von Geschenken, sich auszumachen? Damit ließ sich in behaglichem Genußwechsel auf fremde Kosten leben, und ein Kunststück wäre es gewesen, da unbemittelt zu bleiben.

Ein Thorthurm leitet aus der Vorburg in den alten Theil des Städtchens. Seine Innenseite ist offen, und ein vorsintflutlicher Aufstieg führt von dem Flure aus in die Stockwerke. Hier hat der Flecken noch gekrümmte Gassen und manch' einzelne schöne Gebäude. Aber vom Platze aus beginnt die Stadterweiterung des XV. Jahrhunderts, und bis zum Landthore hin ist der Raum in dünne und lange Häuserblocks zerschnitten, sind die Gassen eng und die Wohnbauten fast demokratisch gleich in Schmäle und Höhe. Das ist kein Werk freier Besiedlung durch selbstständige Platzwahl der Bürgerschaft: das war das parcellenartige Verschneiden und Austheilen grundherrlichen Bodens an kleine abhängige Leute, und wer davon bekam, mußte sich zufrieden geben. Dafür ist auch das Städtchen häuserreich. Aber deutscher Sinn kann es nicht fassen und deutsches Gemüth nicht loben, daß ein so namhafter Flecken nicht mehr als Einen Gasthof hat. Zum Glücke ist man dort gar nicht übel daran.

So ungefähr sieht diese ehemalige steirische Enclave heute aus. Ueber 1120 hinaus besitzt sie kein Datum. Wenn Ragogna durch den Dienst seiner Edelleute für den Herzog von Kärnten und dessen Rechtserben Bedeutung hatte, so bot sie Spilimbergo durch den Bannweg der Handelsstraße und deren Erträgnisse. Diese gehörten den Fürsten; wie lange sie aber sie beziehen konnten, ist fraglich. Die Lehensträger auf Spilimbergo stellten doch blos der Herzoge beauftragte Amtleute und Geleitgeber, und verrechnende Verwalter des Straßeneinkommens dar. Aber

die Fürsten lebten in der Ferne, und die Lehensmänner wurden in kluger Benützung der Umstände, wie durch Familienverbindungen reich und mächtig. Auch das Mittelalter erzeugte bereits jene Beispiele, daß die Verwalter von Burgen, ohne unredlich zu sein, schließlich selber die Burgherren wurden. Vorgestreckte Gelder, aufgewendete Bausummen und angerechnete Dienstesvergütungen wie Schadenersätze halfen überleiten, und das Capital, welches in dem Straßengefälle stack, ging als Deckung an den lehensmännischen Gläubiger über. So denken wir uns den besten Theil an der zweiten Enclave den Händen der Herzoge entfallen, und es blieb nur das gewöhnliche Lehensband zwischen diesen und den mächtig herangewachsenen Herren auf Spilimbergo.

Wenn dadurch unser heimisches Interesse an dem Geschlechte in etwas sich mindert, so ist das blos in Folge sinkenden Handinhandgehens mit Fürst und Land. Aber ganz unerwähnt dürfen wir die Familie nicht lassen. Eine Sage läßt den Ahnherrn aus Ungarn stammen, und Unmögliches läge nicht darinnen: aus den widerholten Einfällen dieser Halbasiaten in Friaul können ebensogut Vereinzelte dort zurückgeblieben sein, als unser Jahrhundert derlei aus den Franzosenjahren mehrfach aufweist. Die gesellschaftliche Anerkennung solcher Geschlechtersagen schließt jene unzweifelbar echten sozusagen Uradels in sich. Und darin stehen die von Spilimbergo nicht allein im Lande; da waren oder sind welche, die sich mit Selbstbewußtsein da stirpe tedesca, oder gar da stirpe langobarda nannten oder nennen. Die Kinder und Enkel haben sich begreiflich seit mehr als 700 Jahren verwälscht, aber der deutschen Taufnamen konnten sie, von Familie wegen, und aus romanischer Namenarmut

doch nicht sich entschlagen. Angesichts solcher Stämmlinge ursprünglich deutschen Blutes erinnert man sich der Nachkommen namhafter englischer Geschlechter, die in Nordamerika eingewandert, die Union schaffen halfen, zur Staatenaristokratie zählen, warm noch ihrer Vettern in Altengland gedenken, aber im Bewußtsein ihrer Schöpfung und deren Macht mit Stolz und Eifersucht auf das Stammland herabblicken. In vollem Umfange allerdings hat das auf Friaul keine Anwendung. Sonst weiß man bestimmt, daß die von Spilimbergo ein Zweig derer von Zuccola sind, aus dem Osten Friauls, wo allezeit die streitbarsten und rauflustigsten Edelleute daheim waren. Und allerdings, wo im Lande unter dem Adel, oder mit den Patriarchen, oder gegen Fremde etwas auszufechten galt, stand auf irgend einer Seite ein Herr von Spilimbergo, und meist als Führer. Und wenn Noth an Mann, betheiligten sich sogar Frauen des Hauses am Kampfe, wie jene Richilt, Tochter Johanns, welche, ganz der Bedeutung ihres Namens entsprechend, unter persönlichem Eingreifen (1309) Zuccola wider den Görzer Grafen vertheidigen half. Freilich kam die Familie zuweilen übel weg, wie denn auch ihr Sitz einmal von Richard von Camino aus der Trevisaner Mark eingenommen und gründlich geplündert wurde. Aber Reichthum und Verbindungen sicherten ihr doch immer eine der ersten Stellungen im Lande. In kluger und patriotischer Lebensführung scheinen sie minder geglänzt zu haben, ungleich jenem fast idealen Franz von Savorgnano aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, doch zählt ihr Geschlecht immerhin eine Reihe hervorragender Mitglieder, Prälaten und Gelehrte. Auch eine Frau, Irene von Spilimbergo, eine Schülerin Tizian's, wird (um 1520) als Malerin und

Dichterin gepriesen. Bei dem Ueberfalle des Patriarchates durch Herzog Rudolf IV. (1361) standen natürlich auch diese Herren in seinen Reihen, und als die Unternehmung im Sande verlief, da zögerte auch Walther Berthold mit seinem ganzen Geschlechte von Spilimbergo nicht, dem Gegner sich anzuschließen. Damals (1365 zu Anfang des Herbstes), zur Zeit des plötzlichen Todes des Herzogs wie des Patriarchen, zog Franz von Savorgnano als Vicedom behufs Pacificirung des Landes — wie wir es heute nennen — aus; Walther Berthold muß schon lange für die Gegenpartei gewonnen gewesen sein, und es sich blos mehr um die Form seines Uebertrittes gehandelt haben. Die Nachricht vom Hingange des Herzogs in Mailand war kaum sicher, als in der Ebene zu Travesio, nördlich Spilimbergo, vor großer Versammlung er seine Verbindung mit Oesterreich für alle Zeiten abschwor. Die simplen Bauernedelleute von Ragogna haben sich echtfärbiger erwiesen; für sie stand aber auch nicht so viel auf dem Spiele. Auch mochte Walther Berthold wissen, daß Oesterreich außer Stande, seinen Anhängern in Friaul zu helfen. Damit riß das Band zwischen Beiden fast gänzlich; nicht ganz, denn noch zu Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts werden die Spilimbergos von den Herzogen mit abliegenden Gütern belehnt. Vielleicht also war die Entsagung bei Travesio blos eine That lehensmännischer Klugheit und hatte blos dem Hauptbesitze gegolten.

Heute führt von Spilimbergo eine Seitenbahn zur friaulischen Hauptlinie. Der Anschluß ist in Casarsa. Von da aus kann man auf zwei Strecken nach Venedig gelangen: über Portogruaro durch das sogenannte Estuario, die heiße Zone Friauls, oder über Pordenone und Treviso. Wir aber halten in Pordenone.

Dort ist die älteste und jüngste Enclave, und vor Allem die dauerhafteste gewesen: das eine, weil der Graf von (Stadt) Steier und steirische Grafen in der Umgegend längst Güter besessen zu haben scheinen, ehe noch Steiermark ein Markgrafenthum wurde; das andere, weil der Besitz in Pordenone erst unter dem letzten Babenberger zur wirklich werthvollen Enclave sich abrundete, und das letzte, weil er am spätesten verloren ging. Und dies wieder nur, weil die Verbindung nicht auf losem Lehens-, sondern auf dem Amtsverhältnisse sich gründete, und demnach Einfluß und Verwaltung vom Hause aus eine unmittelbare geblieben war.

Es war ein Gut von ganz anderem Charakter und anderer Entstehungsart als Ragogna und Spilimbergo; zuerst blos Campagna, aus mindestens zwei Besitzungen großer Herren bestehend und zu einer einzigen verkittet. Aus den Uferhäusern der einen bildet sich ein Dorf von Schiffern und Fischern, und damit der Keim eines Binnenhafens, in welchem die Barken aus dem Meere, die gewundenen Wasserbänder der Livenza, Meduna und endlich des Naone — heute Noncello — aufsteigend, für Aus- und Einladen sich einfanden; der nördliche Theil ist frische, freie Landschaft und reichte zwischen der Livenza und Zelina bis an den Fuß der Berge, mit dem Raume einer stattlichen Zahl von Rittergütern von heute, der südliche ging bis wo Noncello und Meduna zusammenfließen, wahrscheinlich aber rechts und links darüber hinaus.

Da ist um das Jahr 1000 ein Graf Ozi, den man (ob mit Recht, sei dahingestellt) als Vorfahren der steirischen Otakare betrachtet, Herr zu Cordenons, ein Stündchen nordöstlich Pordenone, und ein Graf Turdegowo,

vermuthlich der Mürzthaler Graf von 1025, Herr zu Noncello im Süden. Dieses Gut wechselt bis 1056 die Besitzer, bis es im genannten Jahre Erzbischof Balduin von Salzburg inne hat. Aber die deutschen Hochkirchen vermögen so abgelegenes Grundeigen nicht zu halten, kurz, wohl auf dem Wege durch die Herzoge von Kärnten und Friaul ist es um 1200 österreichisch. Zwischen Cordenons und Noncello liegt die Stelle, wo der Noncello schiffbar zu werden begann, wo er sich zum Hafen eignete und heute die Stadt Pordenone sich ausdehnt. Der Fleck Portus Naonis ist zweifelsohne integrirender Theil des Landgutes von Curtis Naonis, heute Cordenons, gewesen, und hat also der Ableger den Stamm in der Entwicklung weit überflügelt. Für uns ist maßgebend, daß Herzog Heinrich von Kärnten (1120) Pordenone, oder was er dort besaß, unter den Testamentsgütern für den Markgrafen von (Stadt) Steier aufzählt. So also ward Steiermark dort eingesessen, und zwar so breit, daß der erste und zugleich letzte Herzog desselben aus dem Traungauer Stamme bedeutender Theile des Besitzes ohne Nachtheil für das Ganze sich entschlagen konnte. Kaum drei Jahre, nämlich vor seinem Tode widmete er seine Unterthanen zu Cordenons dem Stifte Milstat, und das Gut von San Quirino dem Templerorden. Bis die Ansiedlung am Noncellohafen zu einiger Bedeutung sich aufschwang, mag es etwa ein Jahrhundert bedurft haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach war aber nicht Steiermark-Oesterreich, sondern der Mitherr auf diesem Boden, der Patriarch von Aquileja, der Gründer der Stadt. Er baute das Castell und zog die Mauern, und betraute friaulische Lehensleute mit dem Ersteren und der Verwaltung. Dieses Aufblühen scheint den Handelsneid der Trevisaner erregt zu haben,

und sie brannten den aufkeimenden Ort nieder. Dazu treten noch Zwistigkeiten zwischen den Patriarchen und den Lehensleuten von Pordenone, und der alte Satz, duobus litigantibus tertius gaudet, kam wieder einmal zur Geltung. Ob gerufen oder nicht, Herzog Leopold von Oesterreich kaufte den Edelleuten von Caporiacco und Castello ihre Lehensrechte ab, und so ward Pordenone österreichisch. Diese Dinge spielten sich zwischen 1218 und 1222 ab. Der Patriarch verlor dadurch zwar an Herrlichkeiten, gewann aber nach dieser Seite hin mehr Sicherheit und Ruhe.

Es ist eine flotte und lebendige Stadt, begünstigt durch die Natur und gehoben durch rühriger Menschen Thätigkeit, heute wohl nicht mehr Seehafen, aber der namhafteste Fabriksplatz in Friaul. Von allen Seiten begrüßt stattliches Baumleben, das man auch zu pflegen und in reizende Parkformen zu fassen versteht — ein lieblicher Anblick gegenüber anderen Städten des Landes. Das Andenken an Alt-Oesterreich ist dort noch nicht erloschen; man weiß noch, daß es zur Patriarchenzeit, lange ehe die Venetianer kamen, hier regierte, und wohl nicht übel, denn die Grundlagen der städtischen Entwicklung stammen aus jenen Tagen. Freilich die sichtbaren Denkmale, an welche diese Erinnerungen anknüpfen, können wir als echte und rechte kaum gelten lassen. Da ist an einer äußeren Domseite eine Nischenfigur; sie stellt einen Heiligen nicht vor, und die Städter meinen, es sei Herzog Rudolf IV. Und in der Hauptstraße zeigt ein mittelalterlicher Palast unter seinen Fresken ein großes Wappenschild, einen schwarzen einköpfigen Adler im goldenen Felde, und man hält gerne das Haus für jenes des ehemaligen österreichischen Hauptmannes. Daß über dem Thore eines Palastes in der Vor-

stadt das Wappenschild unserer um 1510 plötzlich verschwundenen reichen Gewerkenfamilie Kornmeß aus Bruck an der Mur auftaucht, in Verbindung mit einem zweiten, aber erst dem XVIII. Jahrhundert entstammend, ist ein Nebenfindling des Spaziergängers und Beobachters, vielleicht werthlos, denn die Farben des Halbmondes und Feldes sind nicht gegeben. Im Ganzen darf man es ein Verdienst Oesterreichs nennen, wenn die Stadt an Größe und Wohlstand sich hob, denn sie genoß jenes Schutzes und jener Ruhe, welcher der Bürger bedarf — eine Insel in dem durch Adelszwiste und Unbotmäßigkeiten verwirrten Patriarchate. Allein seit die Venetianer (1420 u. ff.) dieses confiscirten, war es blos mehr ein vorgeschobener Posten, den irgend eine kriegerische Welle der internationalen Beziehungen zwischen Oesterreich und Venedig wegschwemmen konnte. In dem Kriege zwischen Maximilian I. und der Republik (von 1508 ab) hatte Pordenone in erster Reihe zu leiden, und als Alviano 1514 es eroberte, ging damit die letzte der alten Enclaven verloren.

An ihren Nebentheilen, Cordenons und Valle Noncello, würde man vergeblich Berührungspunkte für unsere Interessen suchen. Das eine ist ein stattlicherer Flecken als das andere, und gewährt bescheidene landschaftliche Erquickung auf seinem Wege. Die ganze Gegend von Noncello dagegen ist Campagna des Tieflandes; ohne den geringsten Ausblick, als wäre die Straße durch die Vegetation gehauen, hat der Reisende höchstens den Eindruck, daß er gefahren wird, nicht daß er fährt. Denn in diesem Reichthume von Umgebung fühlt er sich wie begraben, nur besteht diese Umgebung blos aus Heckenbusch von Weide, Haselstrauch und Akazie, und mittendurch irrt das Auge zwischen endlosen Reihen von Maulbeerbäumen,

Rebengewinden, über Felder von Korn und türkischem Weizen. Wir sind in der Nähe des Pfarrortes der Gegend: Villanova heißt das Dörfchen mit verstreuten Häusern, einer Kirche, gefüllt mit Fresken des Giov. Ant. Sacchiense gen. Pordenone, und Altarsculpturen des Pilacorte, einem Friedhofe, dessen Grund Geschenk Wezelos von Schrofenstein, des österreichischen Hauptmannes zu Pordenone ist, der (1292) damit seinen Herzogen und seinen Eltern eine Seelenheilstiftung zugedachte, einem sehr liebenswürdigen Pfarrer, und, für uns in werthvoller Zugabe, einer — altösterreichischen Erinnerung.

Damit hat es ein absonderliches Bewandtniß.

Als (1246) die Babenberger in Oesterreich ausstarben, griff Patriarch Berthold Pordenone als rückgefallenes Lehen auf. Unrecht that er daran nicht; auch war Niemand da, ihn zu hindern, bis König Otaker von Böhmen, als Herr der österreichischen Lande und später auch Kärntens, seine Ansprüche als Rechtsnachfolger wieder aufleben machte. Er meldete sie aber nicht blos an, sondern ließ Pordenone sofort durch bewaffnete Scharen (1270) besetzen. Beati possidentes. Unter den Kriegsleuten befand sich Einer, dessen Sohn Ulrich unmittelbar nach Marco Polo der berühmteste Reisende jener und noch lange späterer Zeiten wurde. Dies österreichische Soldatenkind war Minorit, zuerst zu Pordenone, machte seine Fahrten als Missionär, zog über das Schwarze Meer und Trapezunt nach Persien, nach Vorderindien und Sumatra, und verweilte allein in Peking drei Jahre. Seine Reisen beschrieb er im Kloster zu Udine, wo er, im Rufe großer Heiligkeit (1331) starb und begraben liegt. Wir beanspruchen seine Landsmannschaft aus dem Zeugnisse seines Zeitgenossen, des gelehrten Abtes Johann von Viktring.

„Um diese Zeit", (nämlich etwa 1330) schreibt dieser, „lebte im Rufe großer Wunder ein Minoritenfrater, namens Ulrich, der Sohn Eines aus dem Reste Jener, welche einstmals König Otaker zur Besetzung von Pordenone abgesendet hatte." Es scheint, daß er zu Pordenone, wenigstens in dessen Gebiete, zur Welt kam; vielleicht war sein Vater ein Böhme, obgleich der Name auch auf Kärnten weisen könnte; aber die da vom Böhmenkönige kamen, hieß man überhaupt „die Böhmen", ohne nach der Nationalität der Einzelnen zu fragen. Und so nennt ihn auch eine der ältesten Abschriften seiner Reisebeschreibung „Ulrich den Böhmen". Was haben aber die Italiener aus dem Manne gemacht? Die Aussagen des Viktringer Abtes konnten sie erst im XVIII. Jahrhundert kennen lernen, weil dessen Geschichtsbuch früher nicht an's Licht kam, allein ihre literarischen Phantasien huben schon im XVII. Jahrhunderte an. Und als sie jene kennen gelernt, blieben sie doch der eingebürgerten Dichtung treu, weil sie ihnen mehr zusagte. Der Pfarrer Gabello von Villanova beanspruchte ihn (1627) als sein Pfarrkind, und zwar für eine Farm der Familie Mattiussi (heute Rossi), wo ein Fresco, angeblich einen Mönch mit gehobenem Kreuze darstellend, die Legendenschöpfung begünstigte, und endlich gar für ein Mitglied dieser Familie. Wenn nun im Dörfchen zwei Häuser mit frommen Frescen gewesen wären, hätte sich vermuthlich eine kleine Verlegenheit hinsichtlich der Wahl der Heimstätte ergeben. Niemand war es früher eingefallen, Bruder Ulrich so weit nachzuforschen, und Niemand, Villanova als Geburtsort anzunehmen. Denn für gewöhnlich hieß er blos von Pordenone; vielleicht war dies seine Vaterstadt, vielleicht auch nannte man ihn blos so nach seinem Erstlingskloster. Aber, und das ist wohl zu

beachten, der Kirchenpatron von Villanova ist der heilige Ulrich, und das mag dem frommen Gabello als Fingerweis und Grund für seine Annahme gedient haben. Dazu noch jenes Fresco, obwohl Heiligenfresken ohne alle Legenden an mancherlei Bauernhäusern in Friaul zu sehen, und dieses mindestens zwei Jahrhunderte nach Odorico datirt. Und wie sich die Sagen, wenn sie das Gemüth fortschreitend beherrschen, zu ergänzen pflegen, fand man schließlich zum Hause sogar die Kammer, und zur Kammer das Bett, wo der Heilige das Licht der Welt erblickt haben soll. Das Alles wurde vielfach nachgeschrieben, und ist für Manche in Friaul eine Art Glaubensartikel geworden, an den zu rühren nicht immer gerathen ist. Stall und Kammer und Bett, eines merkwürdiger als das andere, sind noch heute zu sehen. Sie sah (1881) auch der englische Obrist Yule, der vor dem Franzosen Bordier (1891) das bedeutendste Werk über Bruder Ulrich geschrieben, und verstehen wir ihn richtig, so spricht er sich so aus, als glaube auch er an Stall und Kammer und Bett, und gläubig bildet er sogar den Winkel ab.

In festen Angaben liegt etwas Zwingendes für Jene, welche in ihrer Gemüthsstimmung derselben Richtung gerne folgen möchten. Und Obrist Yule ist ein wahrer Bewunderer des Reisenden Odorico. So etwa läßt sich auch seine Gläubigkeit erklären. Und wir lehnen uns von vorne herein nicht wider ihn auf, denn auch wir sagen, warum sollte unser Landsmann nicht in Villanova geboren sein, so gut wie in Pordenone? Die Söldlinge König Otaker's hatten, wie auch anderwärts, ihre Siedelungen auf Huben in der Umgegend der Stadt, und so konnte Bruder Ulrich's Vater auch auf einer solchen zu Villanova gesessen haben?

Und wenn er 1280 dort Haus und Acker besessen, warum sollte dieser Ansitz nicht 1627 der Familie Mattiussi gehört haben können? Dazu tritt die Ueberzeugung, daß manche im Drucke spätgeborne Legende lange bereits im Munde des Volkes bestanden, und daß so manche Sage einen sicheren Kern haben kann. Da endlich Yule die Räumlichkeit und das Bild des Mönches selber geschaut, ja sogar gezeichnet, er, der kritische Prüfer der Reisen des heiligen Mannes, warum sollte ihn hier seine Kritik verlassen, und blos löbliche Voreingenommenheit für den großen Reisenden und nicht minder anerkennenswerthes Streben nach Schonung alles Sagenhaften in dessen Umgebung bestimmt haben? Bei allem Widerwillen gegen Flunkereien italienischer Schriftsteller über Bruder Ulrich lebte in uns doch die Geneigtheit, anzunehmen, was billig nicht abzulehnen wäre, und so führte uns rücksichtsvolle Wohlmeinung nach Villanova und in den Stall und die Kammer und an das Bett, und — enttäuscht, und ungläubiger, als uns die Literatur über den Geburtsort zu machen vermochte, kehrten wir zurück. Womit wir übrigens die Gleichgiltigkeit des Eigenthümers Rossi, der das gänzlich schadhafte Fresco unter einer neuen Stiege nach dem Heuboden zur Hälfte verdecken ließ, keineswegs gutheißen wollen.

Enclaven haben je nach Zeit, Lage und Umständen gemessenen Werth. Ihn bestimmen nicht immer die Ertragsummen, die sie liefern, sondern zuweilen, was gegebenenfalls von ihnen aus an Land und Leuten noch sich gewinnen ließe. Sie konnten Ehrensache, und damit Last bedeuten, wie so lange hindurch Neuenburg in der Schweiz für Preußen. Für gewaltthätige Fürsten, und schwachen Staaten gegenüber, konnten sie aber auch als

Handhabe für Ausbreitung dienen. Die Reunionskammern Ludwigs XIV. liefern das beste Beispiel. Ja, unsere Fürsten hätten Unterkrain vielleicht nicht erwerben können, wenn sie nicht zuerst durch Enclaven, die lehenweise Annahme der bischöflich-freisingischen Güter daselbst, dort Fuß gefaßt hätten. Auch die oben durchstreiften Enclaven Oesterreichs in Friaul dienten solchen Zwecken: nicht daß derlei von allem Anfange ihnen zugedacht gewesen wäre, sondern daß in geeigneter Zeit ein Fürst hervorragenden Unternehmungsgeistes in ihnen taugliche Mittel dafür erkannte. Das war die Zeit Herzog Rudolf's IV. (1358—65). Aber solche Pläne dürfen nicht beim ersten Schritte, namentlich wenn er gelungen, stehen bleiben. Und daran ließ man es fehlen. Damals galt es die Annexion Friauls, die Gewinnung mehrfacher, im Norden der Adria für jene Zeit fast einziger Wege zum Meere, die für den deutsch-italienischen Handel nöthig und durch das beispiellos unbotmäßige Treiben des Adels in Friaul nur zu oft gehindert waren. Und dazu standen Oesterreich die Enclaven wie archimedische Punkte und eine namhafte Anzahl Parteigänger im Lande zur Hand. Nach glücklichem Beginne jedoch ließ man die Ausbeutung des Erfolges unausgenützt vorübergehen, und — die Gelegenheit kam nicht wieder.

2.

Was man von Steiermark im Mittelalter erzählte.

Unsere Zeit pflegt in früher ungewohnter Weise die Heimatkunde. Dieses Streben in seiner ganzen Wärme, Ausdauer und Innigkeit, in seinem Tiefgange und Hochstiege, in seinem Erforschen der Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten, der Märchen, Sagen und Spracheigenarten der Bewohner ist ein Ergebniß — Andere nennen es Errungenschaft — der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts. Vereinzelte Vorläufer, sozusagen vorfühlende Leistungen, gingen allerdings voraus, da eben Alles im Völkerleben den Stufengang einhält, doch werden sie kaum den Aufschwung von heute geahnt haben. Diese Emsigkeit hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung des Kartenwesens, Beides wird geleitet und gehoben durch die Leichtigkeit des Anschlußes bildlicher Beigaben, wie durch die Bequemlichkeit der Landfahrten, und Alles zusammen hat unserer Zeit ein neues Prägemal aufgedrückt. Nicht daß man früher — und damit ist freilich ein weit abliegendes Früher gemeint — diesen Drang länder- und völkerkundlichen Wissens als einen fremdartigen und etwa gar überflüssigen betrachtet hätte: man müßte sonst eine der

besseren Seiten der Menschennatur läugnen, oder im Besonderen den weltgeschichtlichen Ferntrieb germanischen Blutes. Blos die Wege, die man einschlug, und der Charakter der Aufzeichnungen waren andere.

Vordem trat die Heimat in den Hintergrund: man schrieb nicht für eine unerreichbare Oeffentlichkeit, sondern blos für sich oder die kleinsten Kreise, und gewiß gar nicht für die Mitbewohner eines engen Gebietes über dasselbe. Auf diesem kannten, nahm man an, Alle ohnehin Alles, und Bemerkenswerthes darüber hinaus gab es nichts. Bemerkenswerth aber war blos das Vergleichbare, und das kam nur aus der Fremde. Dahin also ging alles Streben, dahin zogen alle Reisen, und darauf fußen alle Schilderungen. Ihr ältestes, vornehmstes und häufigstes Ziel schrieb frommer Sinn vor, das Heilige Land, für welches die Aufzeichnungen allerdings schon im 4. Jahrhundert beginnen; dahin gehören auch die Berichte von Sendboten geistlicher Orden, wenn auch deren Reiserichtung eine andere war. Zuweilen paarte sich derselbe noch mit Abenteurerdrang, wie bei dem österreichischen Soldatenkinde Ulrich, gen. Bruder Odorico von Pordenone, dem würdigen Nachfolger des Venetianers Marco Polo, oder es lag blos Wandertrieb mit Thatenlust vor, wie bei Ritter Georg aus der Burg Ehingen mit den hundert Kindern der vier Burgmannenfamilien. Was die Heimat aus derlei Nachrichten erfahren konnte, zog weit mehr als eine Erzählung, wie man auf 10—20 Meilen im Umkreise des eigenen Wohnortes hauste, werkte und lebte. Die Fremde war also für dergleichen sowol Bedingung als Merkmal für die Aufnahme, und umgekehrt konnte die engere Heimat erst an die Reihe kommen, wenn sie ein Fremder für sich, sein Haus, seine Freundschaft oder sein

Städtchen anregend genug fand. Nur wird man begreifen, daß Gegenden mit großem Lebensgange in Geschichte und Verkehr von jeher mehr anzogen, als wo die eine bescheiden und der andere stillflüssig verlief. Ein Vergleich der unseren mit der Schweiz, mit dem Ritter- und Reichsstädtegebiete von Schwaben oder Franken, mit den Rheinlanden, ja sogar mit den Landstrichen an der unteren Elbe, an der Havel und Oder, oder des Deutschordens in West- und Ostpreußen müßte mißlingen, und gäbe für die Steiermark keinen erfreulichen Erfolg. Und doch sitzen wir auf einem vorgeschichtlich bewegteren Boden, als die letztgenannten Gegenden ihn besitzen. Nur haben die Römer ihn viel zu sehr beschwiegen, hat die Völkerwanderung ihn mit zu vielen Schleiern behängt und die Slavenzeit in Grabesstille versenkt. Manche mögen sich vorstellen, mit der deutschen Epoche sei Licht und Leben da eingedrungen: in Wahrheit jedoch bedurfte es fast dreier Jahrhunderte bis hier die richtigen Culturansätze fußfaßten. Denn auch seit 800 ungefähr ist dem Gebiete an der Mur eine Stätigkeit und Ruhe eigen, wie selten einem anderen: innere Kämpfe, die sich dem Gedächtnisse der Enkel eingegraben, fehlten; die deutsche Einwanderung vollzog sich langsam und unübersichtlich, und wäre auch in jeder Hinsicht mehr Bewegung gewesen, so ermangelte es wieder an den geistigen Bildungsstätten und Kräften, und als solche vorhanden, an deren Augenmerk, Bedachtname und Interesse. In der Richtung führte unser Land durch das ganze Mittelalter, wenige Zeitabschnitte abgerechnet, ein schweigsames Stillleben. Dem Volksstamme der Baiern schreibt man im Allgemeinen schwerere Hand zu, aber es ist als ob sie auch von schwermütigem Dulden, Theilnamslosigkeit im Blute und gleichgültiger Hinname

der Geschehnisse begleitet und beeinflußt gewesen wäre. Nur so kann man sich erklären, daß die wichtigen Vorgänge an der Ostgrenze im 11. Jahrhundert, die Beseitigung der kärntnischen Herzogsgewalt an der Mur, die Hereinrufung der Grafen von Steier und damit die gründliche Aenderung der politischen Verfassung, der Wiedergewinn der Landstriche an der Rab, trotzdem bereits Admont und S. Lambrecht bestanden und Vorau auf dem neugewonnenen Boden lebensfrisch sich einlagerte, ohne Aufzeichnung von diesen damals allein befähigten Seiten her verliefen, sich verdunkelten und verschwanden, und jetzt fast blos wie Nebelbilder in der Geschichte stehen. Wenn aber so entscheidende Wandlungen des Staatslebens unbemerkt verrauschen, dann läßt umsoweniger für Richtungen sich erwarten, die ein lebhafteres Gefühl für die Umgebung, eine angeregtere Beobachtung kleinerer Interessen voraussetzen, und auch durchwegs erst später sich geltend zu machen pflegten. Dazu darf man nicht vergessen, daß die Höhe des gemeinen bürgerlichen Verkehres stets von wesentlichem Einflusse auf geistiges Leben gewesen ist. Der einzige nennenswerthe Handelsweg bei uns, jener nach Italien, kann nur spät sich entwickelt haben, da ihm aus römischer Zeit der Straßenzug im Westen geläufiger sein mußte. Und als er eintrat, durchzog er das Oberland blos auf geringe Meilenzahl. Was Mur und Drau nach Ungarn schifften, mag kaum in Vergleich kommen gegenüber dem alteingelebten Warenzuge auf der Donau. So war das Land im Grunde nur ein Agrar- und ein Verwaltungsgebiet. Und dennoch hätte man denken mögen, daß Reisende, fahrende Ritter und bewegliche Priesterschaft, bei einiger Lebhaftigkeit des Wesens und der Beobachtung, Gelegenheit und Vergleichsstoff zurgenüge entdeckt haben

sollten. Da langt man aber wieder bei der sogenannten schweren Hand an, und bei der Gleichgültigkeit gegenüber dem scheinbar Minderwerthigen aus einer stillen Umgebung. Sie bestand aber nicht durchwegs, und etwaige Unbeholfenheit im Schreiben bildete auch hier kein unbedingtes Hinderniß. Man darf auf Dichtungen verweisen, welche die Minnesängerzeit auch in unseren Gefilden hervorrief, und an denen unser Land verhältnißmäßig reicher ist, als an chronistischen Aufzeichnungen. Da, wie überall, wirkte das Beispiel. Und vorab besitzen wir an dem Sänger Otaker, den man früher von Horneck nannte, einen Dichter, dem die Zeitgeschichte weit mehr verdankt, als die Poesie, so breitspurig er sich in ihr auch erging. Und angesichts der berechtigten Klage über Leere und Lückenhaftigkeit unserer klösterlichen Geschichtsbücher ist es wohl kein Gedankenverbrechen an deutscher Sprachforschung, wenn man bedauert, daß er von den rund 99000 Versen seines Riesenzeitgedichtes, das sehr viel Abliegendes berührt, das Andere uns besser beschrieben, nicht 9000 auf seine Fahrten und Erlebnisse, und auf seine Bemerkungen über Land und Leute verwendet habe.

So ist man gezwungen, mit Nichtgegebenem sich abzufinden, und Fremde zu fragen, da die Einheimischen schweigen. Es mag noch als eine Art von Trost gelten, daß es anderwärts nicht anders. Die Lande im Westen, trotz ihrem unvergleichlich größeren Besitze an alter Cultur, ihrer bedeutenderen neuen Blüte, und auf diesem Grunde reichen Schriftwesen, waren an das gleiche Schwergewicht gebunden. Wenn Jerusalem und Rom, wie schon erwähnt, in erster Reihe die Ziele, und die Wege dahin den Spielraum für Reiseberichte abgaben, erübrigte für das eigene Land wenig oder nichts. Auch sie empfingen aus fremder

Hand, fast durchwegs und spät, was an Heimatsbeschreibung gemahnt. Für uns aber beginnt eine mehrfache, zuweilen breite und doch wieder nicht reiche Lese erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Daß gerade um diese Zeit unser inneres politisches Leben sehr fühlbar sich zu regen begann, dürfte damit zusammenhängen. Indessen mag man sich nicht recht damit begnügen, und geht früheren Spuren nach. Jede größere Thätigkeit aus der menschlichen Gesellschaft heraus beginnt ja doch stets in vereinzelten Ansätzen, in oft weit zurückgedrängten Anfängen widerholt, zuweilen vergessen, verloren, aber nie ganz ersterbend. So muß es auch auf diesem Gebiete und für uns Brosamen geben, welche aus weit älteren Tagen abfallen — aus sogenannten Weltbeschreibungen. Denn merkwürdig genug beschäftigte in den Jahrhunderten tiefsten Dunkels weit mehr das Weltall, sein Bestand und seine Gliederung die Geister, als die Scholle, das Land und das Reich des täglichen Lebens, und erst aus dem Nebel geographischen Wissens heraus bahnte sich langsam wirkliche Kenntniß des Letzteren an. Das führt dahin, für Landschilderungen auch das Kartenwesen heranzuziehen. Denn nicht nur, daß Landkarten strenge genommen blos in's geographische Bild umgesetzte Landbeschreibungen sind, enthalten manche der ältesten Karten so viele schriftliche Zusätze bei ihren Länder- und Völkernamen, daß diese zusammengestellt Länder- oder Reisebeschreibungen abgeben könnten. Freilich aber kommt dabei wieder die Heimat meistens zu kurz; denn, dem schon erwähnten Zuge entsprechend, umgeben sie mit Bemerkungen am liebsten jene Striche, von denen man zwar die mindeste Kenntniß hatte, welche aber die Phantasie am ausgiebigsten erfüllten, und die geographischen Anschauungen wuchsen also gewissermassen mit der Entfernung.

Eigenthümlich ist, und in Ursache und Zusammenhang, scheint es, noch keineswegs klargestellt, daß bis zum Eintritte dauernden germanischen Lebens im Gebiete der mittleren Donau die römischen Provinznamen im gewöhnlichen Sprachgebrauche der Gebildeten sich vollkommen erhalten hatten. Und doch war die staatliche Gliederung im fünften Jahrhundert bereits erschüttert und aufgelöst; eine Ueberschwemmung durch barbarische Völkerschaften nach der anderen, endlich die Festsetzung der Slaven das gesammte Gebiet hindurch, hätte man denken sollen, mußten im Zeitraume von nahezu drei Jahrhunderten die Erinnerung daran tilgen. So aber hatten dies Loos nur weitaus die meisten Namen der römischen Städte, und das mindest greifbare, die der römischen Provinzen, blieb ziemlich genau im Wissen. So brach Karl der Gr. wider die Avaren in „Noricum" ein, und warf sie in „Pannonien" gänzlich nieder, und blos vereinzelt nennt ein Chronist diese Landschaften Avarien. Vom heute steirischen Boden, der einstmals beiden genannten römischen Landschaften zugehört hatte, machte seine Zeit allerdings möglichst wenig Aufhebens: der bildete einen Theil von Sclavinien, aus dem blos Karantanien und der Westen Pannoniens sich politisch einigermaßen herausgeschält hatten. So kommt, daß unsere älteste mittelalterliche Karte, die des Mönchs Beatus von Liebana in Asturien (von 776) Pannonien und Noricum so sicher am rechten Donauufer einstellt, wie sein römisch-griechischer Vorgänger Ptolemäus im 2., und die Weltkarte des Castorius (oder Peutingerische Tafel) aus dem 4. Jahrhunderte. Erst mit dem 14. Jahrhunderte ist nicht mehr von Pannonien die Rede, und der Name Noricum scheint mit dem 12. aus den Karten sich zu verlieren. Und wenn im 16. die alten Land- und Völkernamen auf solchen

wieder auftreten, so begründet sich das nicht aus ungestörtem geschichtlichem Zusammenhange, sondern aus classischen Studien auf Grund des Wiederauflebens der Kenntnisse des Ptolemäus. Bei einzelnen Verfassern solcher alter Karten, die jedoch stets eine bereits gegebene zur Grundlage nahmen, traten Zusätze in Landschaften und Flüssen auf, doch nur um bei den Nachfolgern wieder zu verschwinden. Das erklärt sich aus der Unabhängigkeit der Verfasser und aus ihrer Selbstständigkeit, bedingt durch die Beschränktheit gegenseitigen Verkehres. So nennt Guidos Karte von Italien von 1119 zuerst Kärnten (Carentania), jene Heinrichs von Mainz (12. Jahrhundert) zuerst die Drau, und nächstan auf ungarischem Boden, den sie aber noch Pannonien heißt, Steinamanger und Martinsberg (Sabaria c[astrum?] s. Martini), die des Mönchs Matthäus von S. Albans bei London zuerst Oesterreich (Austria, 13. Jahrhundert), und jene von Marino Sanuto (von 1320) zuerst Krain (Carniola) und Steiermark (Sdiria). Dieses scheint auch in der Bezeichnung Storicha einer anonymen italienischen Weltkarte des 14. Jahrhundert verborgen, und ungefähr um dieselbe Zeit (1351) führt die Seekarte der Laurenziana Cilli (Cillea) zum ersten Male an — lauter Angaben, die leider auf den Karten ohne jene beschreibenden Zuthaten hingestellt sind, welche sonst den Ländern und Städten des Orients so häufig beigegeben werden. Es sind also nur Brosamen, und tröstlich höchstens, daß auch das deutsche Reich, namentlich dessen Norden, mit solchen sich begnügen muß. Eine geringe Ausnahme macht blos die sogenannte Ebstorfer Weltkarte, welche im 13. Jahrhundert im Braunschweigischen entstanden sein soll, und in ihren Bemerkungen zu unseren Gegenden stark an den spät römischen Geographen Solinus sich anlehnt. So fügt sie auf dem

südlichen Donaugebiete ein: „Rhätien und Pannonien sind die Lande kräftiger Männer; der Landstrich Noricum ist nur klein und nicht sehr fruchtbar, doch angenehm; er steht mit Rhätien in Verbindung, und hier wohnen die Hunnen, die man auch Mährer nennt.*)“ Erfreulich dagegen mag sein, daß auch die Araber sich um uns kümmerten, und zwar ist es Edrisi (um 1100), dessen Text blos erhalten scheint, der für unsere Gegenden die Städte Frizizak (Frisach) und Akrizav anführt. Man ist geneigt, im Letzteren Graz zu erkennen; dann wäre unser alter Scheckel der arabische Dschuß, denn Akrizav heißt es, liege am Ende (Fuße?) des Berges Dschuß.**)

Wir sind also, da diese Jahrhunderte uns nichts zu sagen wissen, auf das 15. gewiesen, in welchem jene Literatur, die wir für diese besondere Richtung brauchen, auf Grund des allgemeinen Aufschwunges auch in geographischer Beziehung löblich sich entwickelte.

Woran wir zuerst anknüpfen, ist das von einem Vorderösterreicher geführte Tagebuch der Krönungsfahrt König Friedrichs IV. 1442 von Graz nach Frankfurt a/M.

*) Zu bemerken wäre, daß seit den Karolingern die Annalen unter Noricum — wenigstens Norikern — eigentlich Baiern verstehen. So weit uns erinnerlich, stellen blos die Karten Noricum auf den rechten Fleck, und nennen die Kaiserannalen unsere Gegenden nie mit diesem Namen. — Wegen der Hunnen = Mährer liegt die Verwechslung von Zeiten und Völkern auf der Hand, und sind damit die Avaren gemeint.

**) Nach Lelewel; nach Hammer in „Steierm. Ztschr.“ N. F. 7, 135 hieße die Stadt Akraiza, der Berg Sinola, und wäre bei Edrisi auch vom (steir.) Eisen, seiner Schärfe und Hämmerbarkeit die Rede. Was er aber von Eisenerz und Vordernberg bei Edrisi spricht, scheint fraglich, zumal er vermied, die Quellen ganz sprechen zu lassen. Soll Dschuß etwa an den Zez, Cetius, erinnern?

Dem guten Schwaben fiel leider nicht viel Bemerkenswerthes innerhalb seiner hiesigen Landstrecke auf. Volle acht Tage wendete der Zug an den Weg bis Aussee; freilich brachte man drei davon in Bruck zu, und es war im Februar. Von letzterem Städtchen sagt der Schreiber: *„Das ist ein festes Stettlin und hett uf beden Sitten zway fliessende Wasser, das ein Wasser heysset die Mur, und das andere Wasser haysset die Mörz.“* Von Bruck ging die Fahrt über Leoben, Mautern und Rotenmann, von welchen allen der Tagebuchführer nichts zu sagen weiß, *„gen der Bürge“*, das ist Pürg bei Steinach der hochgelegene, heute so selten besuchte und doch so merkwürdige Pfarrort an der Pforte des Grimmingpasses, dessen Burg einst der Vogteisitz der Markgrafen von Steier über das salzburgische Ensthal gewesen, ehe an Wolkenstein die Reihe gekommen. Der König hielt weder in Steinach Rast, wo die Familie der markgräflichen Küchenmeister für das Thalgebiet, der Herren von Steinach, noch damals gesessen war, noch zu Wolkenstein, wo sein Landrichter amtete, sondern im mühsam erkletterbaren Pfarrhofe auf der Pürg, wo noch heute die ebenen Flecke fast nur außerhalb liegen, im Orte selber aber kurz abschreitbar sind. Die Veranlassung gab des Königs Kanzler in dessen Gefolge, Konrad Zeidler, Dompropst zu Wien, der auch die Pfarre Pürg als Commende besaß. Davon erzählt eine vereinsamte Notiz, welche offenbar sein Vicar daselbst in eines seiner hauswirthschaftlichen Handbücher eintrug: *„Es ist zu wissen, dass der hochgeborn durchlauchtig Fürst und Herr, Herzog Friedrich von Osterreich, erwelter römischer Kunig, gewesen ist auf der Purg, und ist dahin komen am Sambcztag vor dem Suntag Esto michi* (10. Febr.). *Er hat auch an dem selben*

Sampcztag da gebat (gebadet). *Am Suntag Esto michi nach Essens fur er in einem Schlitten gen Ausse. Auch was* (war) *bey im sein Kanzler, Her Konrad Zeidler, brost zu Wien und Pharrer auf der Purg. Der selb sein Kanzler starb auf derselben Rais zu Salczpurg am Karfreitag zu Mittenacht, und kam nicht mit in Oberland. Desselben Leichnam wart gefurt auf Purg im Enstal, und do begraben an dem andern Ostertage.*" Das Andenken dieses königl. Kanzlers ist noch heute auf der Pürg durch zwei Denkmale verewigt: einen sehr großen Grabstein von rothem salzburger Marmor an der inneren Ostwand der Kirche, und durch eine Büste in Lebensgröße (in Holz? in Steinguß?) an dem Chorgeländer des linken Mittelschiffes. Ein hochseltenes und auch gelungenes Bildwerk! Am 11. Febr. langte der Zug in Aussee an: „*Daz ist,*" sagt das Tagebuch, „*ein guter Markt, und ist da ein gut Saltz und Syden.*"

Unser zweiter Zeuge ist ein Mann, den wir bis zu gewissem Grade den Nachfolger Konrad Zeidler's nennen können, Aeneas Silvius dei Piccolomini, seit 1442 Geheimschreiber König Friedrich's IV., von ihm auch mit der Pfarre Irdning — gegenüber von Pürg — begnadet, später Bischof von Triest, und (1458—64) als Pius II. Papst. In den Briefen dieses außerordentlichen Mannes, seinen geographischen und geschichtlichen Werken ist an mehreren Stellen von unserem Lande die Rede, und was er niederschrieb, wurde nach ihm von einer Reihe Schriftsteller durch lange Jahrzehnte nachgeschrieben. Seine Nachrichten sind mit Sicherheit zwischen die Jahre 1453—63 zu setzen. So schreibt er, unter Anderem, im erstgenannten Jahre an den Erzbischof Dionys von Gran: „In Steier-

mark ist ein Fluß, Mur genannt, der aus den Alpen herströmt, in die Drau sich ergießt, und mit dieser in die Donau, welche in das Schwarze Meer fließt. Am Ufer dieser Mur liegt eine hübsche Stadt, Graz genannt. Hier strebt mitten aus der Ebene ein ungemein hoher Berg auf, der allenthalben felsig abfällt. Auf seiner Spitze ist ein Schloß, sowohl durch die natürliche Lage fest, als durch Menschenwerk befestigt, so daß der Kaiser darauf stolz sein kann.“ An einer andern Stelle*) wieder sagt er: „Die Alten haben Steiermark Valeria genannt, nun aber trägt es deutsche Herrschaft und Gesetz,“ und etwas weiter: „Die Fürsten von Oesterreich haben im Inn- und Ensthale unerschöpfliche Silbergruben, und auch in Steiermark, zu Sanct Leonhard, nicht weit von Wolfsberg, wird auf Silber gegraben.“ Daß er hier Steiermark mit Kärnten verwechselte, sei ihm nicht angerechnet. Das wichtigste Stück jedoch, „de Stiria, olim Valeria dicta,“ ist vielfältig abgedruckt**). Wenn wir dasselbe nicht eben an dieser Stelle beibringen, wollen wir es dafür weiter unten thun, in deutscher Uebersetzung aus der Zeit, und von einem Manne, der zuerst versuchte, Länder- und Völkerkunde zum Gemeingute des deutschen Volkes zu machen. Das aber muß hier noch gesagt sein, daß Aeneas Silvius mit seiner Schilderung unseres Landes der Stammvater der steirischen Heimatskunde wurde. Was er dafür berichtete, galt mehr als ein Jahrhundert für Deutsche, Holländer und Franzosen als einzig, als vollkommen und unvermehrbar.

---

*) De ritu, situ, moribus et condicionibus Theutonie descriptio, Leipzig 1496.

**) Cosmographia Pii papae, Paris 1509. — Pii II. Pont. Max. Asiae Europaeque . . . . descriptio, o. O. 1531, dann in der mehrfachen Ausgabe seiner gesammelten Werke.

Sein uns angenehmerer, weil breiterer Nachfolger ist der Urgroßvater des mährischen Landeshauptmanns Frh. Zdenko Leo von Rosmital und Blatna, ebenfalls Leo geheißen — angenehmer sagen wir, weil es ein wirklich Reisebuch ist, das er veranlaßte, denn geschrieben ward es, und zwar böhmisch, von seinem Reisebegleiter Schaschek*). Der Freiherr kömmt aus Italien, und bricht über Villach und Klagenfurt 1465 bei Unter-Drauburg in Steiermark ein. „Von Drauburg bis Eibiswald**)," sagt er, „sind vier Meilen. Dieser Flecken liegt in den Bergen; jenseits desselben sehen, die nach Graz reisen, zwei Burgen links und drei rechts. Von Eibiswald nach Leibnitz sind abermals vier Meilen. Diese Burg liegt in der Ebene am Ufer der Sulm***), oberhalb jedoch, und zwar auf einem Berge, liegen vier Schlösser, alle von gemeinsamer Mauer eingefaßt, und gehören drei Herren: das eine dem Bischofe von Salzburg, das andere dem von Seckau und das dritte dem Herrn v. Polheim. Diese Burg ist von Graz vier Meilen ab. Dieses ist eine umfangreiche Stadt, mit einem Schlosse, das durch zwei Vorwerke geschützt ist. Auf der einen Seite der Stadt sind Berge, auf der anderen ist eine Ebene, und sie liegt an der Mur, über welche eine hölzerne Brücke führt. So weit dieser Fluß geht, heißt man das Land Steiermark. In Graz sahen wir den Kaiser, den Markgrafen von Meissen und den Herzog Albrecht von Sachsen, Alle mit den Vor-

---

*) Von dem Propste von Brünn und Chorherrn zu Olmütz, Stanislaus Pawlowski, ward es zuerst (1577) lateinisch herausgegeben, später in der „Bibliothek d. literar. Vereins in Stuttgart" als 7. Bd.

**) Er schreibt Caienwurzwaldum.

***) Ebenso Sovum.

bereitungen für Ritterspiele beschäftiget, in welchen je Zehn gegen Zehn kämpften. Dort war auch Johann Kolowrat, der mit einem Deutschen, namens Reinberger, tiostirte, welcher für ganz besonders stark und gewandt galt. Herzog Albrecht lieh Johann sein Pferd, und waren Zuseher der Kaiser, der genannte Herzog und sehr Viele von Adel und Ritterschaft. Als der Kampf anging, ritt zwar der Deutsche des Herzogs Pferd an, wurde jedoch von seinem eigenen Pferde abgeworfen, während — und das gefiel dem Kaiser sehr — Johann fest auf seinem Rosse blieb. Am 4. Tage unseres Aufenthaltes bat Herr (von Rosmital) unter Führung Herzog Albrechts und des Bischofs von Passau, der Kaiser möge Schaschek die ritterlichen Insignien verleihen, was auch in Gnaden geschah. Auf dem Schlosse zu Graz hält sich der Kaiser häufig auf, doch nimmt er dahin gewöhnlich nur wenige Dienerschaft mit, und läßt die übrige in der Stadt. Eben auf dem Schlosse, heißt es, sind auch die Schätze des Kaisers verwahrt; man zeigte sie uns aber nicht, wie anderwärts Könige es gethan, außer einem Mantel von rothem Damast, dessen Saum handbreit in mäandrischer Form mit Goldhaften und Edelsteinen besetzt ist. Die Räthe des Kaisers sagten uns, wenn derselbe Geld nöthig hätte, brauchte er blos den Mantel zu verpfänden, und er bekäme leicht 500.000 Ducaten dafür, denn einige Juwelen, die sie uns vorwiesen, sollten 20.000—30.000 Ducaten werth sein. Ob das auch wahr sei, weiß ich nicht; sie sagten es wenigstens; wir aber glaubten nicht sehr daran. — Am 5. Tage verließen wir Graz und langten nach einem Wege von vier Meilen in Fronleiten an, was ein Flecken im Gebirge der Steiermark ist und an der Mur liegt. Auf dem Wege von Graz dahin rechts sahen wir das Schloß Pfannberg, das dem

Kaiser gehört. Von da nach Bruck sind drei Meilen. Das ist eine Stadt, oberhalb welcher ein Schloß liegt; sie ist ebenfalls von Bergen umgeben und von der Mur bespült. Von Graz bis hieher haben wir diesen Fluß nie verlassen. Von Bruck nach Kapfenberg ist blos eine Meile Weges; dieser Ort liegt an der Mürz. Ueber ihm sind zwei zusammenhängende Schlösser, die dem Herrn von Stubenberg gehören. Zwei kurze Holzbrücken führen hier über den Fluß. Von Kapfenberg liegt Mürzzuschlag fünf Meilen ab; es ist ein fester Ort an demselben Flusse wie Kapfenberg."

Die Entwicklung der Buchdruckerkunst kam der Geographie und deren Freunden außerordentlich zugute. Das Werk des Aegypters Ptolemäus gehörte von weltlichen Schriften zu den ersten und angelegentlichsten, womit sich die Presse beschäftigte. Es entzückte in seinem Lehrreichthume so gewaltig, daß der Florentiner Franz Berlinghieri es in's Italienische umdichtete, eine Ausgabe, welche zwischen 1477—86 ein deutscher Buchdrucker, Nicolaus von Breslau, zu Florenz veröffentlichte. Darin ist eigentlich die alte und des Dichters neue Zeit gemengt: er stellt nämlich neben die alten Namen, wo er kann, auch jene seiner Tage. Darum, und wenn auch schwer verständlich, sei trotz der lingua toscana, ein Stück seiner terza rima hier gegeben.

Sito di Norico.

Norico dallo occaso e terminato
dal corso deno fiume et da Calisto
da parte del Danubio e resecato.
Dal corso deno oue e con decto admisto
insino al monte Cetio in trenta et septe
et mezo et quaranzei con uno acquisto.
Di cinque sexti duna delle decte

et Cetio monte sta dalla aurora
et per confin da noto seli decti
Superior Pannonia cui dimora
sobto a Cetio cio e non uniuersa
la fin del quale occidentale uedi hora
in quattro uolte noue gradi immersa
quaranta et cinque et tertio et di qui il monte
Caruanca sopra alla Istria sottrauersa

. . . .

Vedi Pedico et Varorio et Agunto
vedi Viruno et vedi Tëurnia et vedi
Iduno et Celia e questa oue se giunto
et Siantico si vede sobto a piedi
tra Norico et Italia anchor uien fore
Carnico Julio et quello esser concedi.
Sito di Pannonia superiore.
Pannonia vedi poi superiore
la quale e parte anchor dell Ungheria

. . . .

Gli habitanti in Carintia et Stiria intendo
et Austria son sobto al celeste corno
piu verso occaso Azali esser comprendo.

. . . .

Es ist das eine Popularisirung eigener Art. Sie zeigt übrigens das Aufleben dieses Dranges, und dem folgten auch die Deutschen. Ihr Reihenführer war Hartmann Schedel mit seiner Nürnberger Chronik, deren erste Ausgabe 1493 erschien. Ihr ist auch die erste Karte des deutschen Reiches beigegeben, nebenbeigesagt, mit so verzogenen Flußläufen für unser Land, daß die ältesten ptolemäischen Karten noch als Kunstwerke an Richtigkeit gelten

können. Wir wissen übrigens aus unseren Tagen, wie wenig das Streben, rasch und populär zu sein, es in bildlicher Darstellung genau zu nehmen pflegt. Im Texte ist Steiermark ein Abschnitt zugedacht, und dieser ist nichts anderes, als eine bis auf kaum nennenswerthe Kleinigkeiten wörtliche Uebersetzung dessen, was Aeneas Silvius ungefähr 30 Jahre früher davon zu sagen wußte. Indem wir hier Hartmann Schedel sprechen lassen, wird auch zugleich Papst Pius II. über unser Land einvernommen.

„Von Steyer einer Gegent Teutschlands. Steyer, etwen Valeria genant, stöst gegen dem Aufgang an Hungern, von Mitternacht Oesterreich, und gein dem Nydergang und Mittemtag Krayn und Kernten ansehende. Dise Gegent ist auch pirgig, wiewol die gegen dem Aufgang nit klaine Ebne hat. Trawn(!) und Mur, die berümbten zwen Fluss, befeuchtigen dise Gegent. Die Mur fleusst in die Trawn, und die Trawn in die Thonaw. Das Volck in den Stetten ist gewonlich teutsch, und das Pawrfuolck herdisshalb der Trawn windisch. Dise Gegent gehört under das Haus zu Oesterreich. Hier innen ist ein altes Stettlein, das Etlich Cili nennen. Alda erscheinen vil Anzaigung alter Ding, auch Namen und marmorstainini Greber der römischen Fürsten. Zu unseren Zeiten hat alda geherrschet Graf Friderich, der dann gegen einem Zuweib entzündet seine eeliche Gemahele, eine geporne Grefin von Croacien, mit seiner Hand ertötet. So ertrencket sein Vater, als der Mechtigen Gerechtigkeit ist, das Zuweib. So name der Sun die Weiber von iren Mennern, zucket die Junckfrawen gein Hof, fienge das Landvolck zu Dienstperkeit, zerrüdet der Kirchen Güter, und samlet allenthalben zu ime die

Münczfelscher, Uebeltetter, Warsager, Schwarzkünster, und wiewol er in dem gnadenreichen Jar yetzo newnczigierig er von Ablass wegen gein Rom zohe, so erschyne doch nach seiner Widerkunft kein Besserung an ime, und als er gefragt ward, waryn ime die Romfart nütz gewesen wer, so er si doch seiner alten Sytten nit masset, do antwort er und sprach: Mein Schuster macht nach seiner Widerfart von Rom auch noch Stifel. Nach diss Grafen Absterben erbet ine Ulrich sein Sun, ime in andern Dingen an Synnen gleich, aber redgesprecher. Als derselb erschlagen ward, do waren XXIIII Ansprecher seiner verlassen Erbschaft. Also wie er in seinem Leben allenthalben Krieg und Aufrur bewegt, also erwecket er auch sterbende Zwitracht und Widerwertigkeit. Aber die Öbern und Fördern des Lands vermaynten die Besitzung desselben Lands Kaiser Friderichen einzugeben, mit dem Geding, dass sie den Ansprechern nach Gewonheit des Lands in Gericht antwurteten. So understund sich Graf Ulrichs gelassne Wittib das, dass si innhet, ze beschirmen. Aber Kaiser Friderich wardt nach Erobrung vil Schlösser mit Gewalt zuletst zu Cili aufgenomen aus Uebergebung eines Beheims, der was des Grafen Rittermaister und empfienge Gelt von dem Kaiser, und wendet sich von der Grefin ab. Aber er empfieng des bald Rewen, und unterstund sich einer groben Übeltat, Übel mit Übel ze bedecken, und den Kaiser mit wenig Volcks zu Cili wesende bey nachtlicher Weil ze behemmen(!), dann er wardt mit Anschlag etwen vil Burger daselbst mit achthundert Rewtern eingelassen und zu der Waffen gegriffen. Aber die götlich Güetigkeit gestand Kaiser Friderichen

bey, die ime wider die Gewonheit in dem öbern Schloss an diser Nacht ze schlaffen geraten het. Das Hofgesind, so in dem Stettlein bliben, waren alle gefangen, und Johannes Ungnadius, der allerreichst in Steyern, mit seinem Bruder Jorgen hingefürt, mitsambt Ulrichen, dem österreichischen Cantzler, der doch ein Bischof und in die Kirchen geflohen war. Man sagt, das in Steyern ein Edelman gewesen wer, dem wer oft eingefallen, sich ze erhencken, darumb er het bey einem gelerten Mann wider solche Anfechtung Rats ze pflegen, und in Rat gefunden, das er einen eigen Briester bestellen solt, der ime alle Tag Mess lese. Dem het der Edelman also Folg gethan, und ime schier ein gantz Jar Mess lassen halten, und derselben Weil keinen einfallenden Gedancken des Erhengkens gehabt. Zuletst wardt der Edelman von seinem bestelten Priester gebeten, ime ze vergünnen, einem Pfarrer auf der Kierchweyhe in der Nehe ze dienen. Das het ime der Edelman nachgegeben, in Willen auch alsbald hinach ze folgen und bey den heiligen Ampten ze sein, und wiewol er darnach lang wanckelmüetig gewesen wer, so wer er doch schier umb Mittentag gegangen und einem Pawrn in dem Wald begegnet, der het ime gesagt, wie das götlich Ambt auf der Kirchweyhe vollbracht und alles Volk abgegangen wer. Des het sich der Edelman gar ser betrüebt und gesprochen, er wer unselig, das er desselben Tags den heiligen Fronleichnam Cristi nit gesehen het. Darumb het er den Pawrn angemütet, ob er ime das, das er mit Beywesen in dem götlichen Ambt verdient hat, verkaufen wolt. Do het der Pawr eins schlechten Klaidleins vom Edelman begert. Nach

beschehnem Kawf wer der Edelman nichts destminder in die Kirchen gegangen und het gebetet. Als er nu auf dem Widerweg anhaims het wöllen geen, do het er den Pawrn an einem Pawm hangende gefunden und darnach nit mer schwerer Gedancken empfunden. In dieser Gegent sendet man viel Saltz, das füeret man von dannen in andere Land. Daselbst ist auch viel reichs Eysenertze und Silbergrüben."

Neben einigen Namen der hier aufgeführten Personen ließ Schedel blos weg, daß Manche behaupten, Cilli heiße von L. Sylla, der es erbaut hätte, richtiger Syllace, dann am Schlusse, die Silbergruben gäben deshalb keinen besonderen Ertrag, weil die Fürsten sich wenig darum kümmerten.

Strenge genommen endet Schedel die Reihe. Denn es ist zweifelhaft, ob man füglich Rafael Maffei, den man in der Regel von seinem Geburtsorte Volterra nennt, ihr noch beisetzen dürfe. Er gilt als Nachrichtensammler und Uebersetzer. Er mag allerdings noch vor 1500 geschrieben haben, sein Buch jedoch *) ist erst anderthalb Jahrzehnte später erschienen. Neues bietet er nicht, außer daß er des Papstes Pius Angabe, Steiermark habe einstmalen Valeria geheißen, bekämpft, — mit Recht, mit Unrecht aber nennt er selber es Japidia. Dann folgt, neben der neuen, aber irrigen Ansicht, Cilli läge an der Save, das Märchen von Sullace, die Geschichte vom bösen Friedrich, von seiner Romfahrt, von seinem nicht minder bösen Sohne Ulrich, und von unserer Salzausfuhr in's Reich.

---

*) Commentarii urbani u. s. w., Paris, 1515; eine andere Ausgabe Basel 1559. Maffei war 1451 geboren, und starb 1522 zu Rom.

Schade nur, daß zwei Begleiter Kaiser Friedrichs III. auf seiner Hochzeits- und Kaiserkrönungsfahrt (1450—52), Lappitz und Lanckmann von Falkenstein, übergangen werden mußten. Was oben von der Fremde anziehendem und Vergleichsstoffe gesagt wurde, und wie dagegen die Heimat zurücktritt, davon geben sie das treffendste Beispiel. Namentlich bei Ersterem fühlt sich förmlich heraus, wie er mit Freuden aus dem Alltagsleben des Untersteirerlandes herausspringt, und dafür in breiten, heiteren Zügen über seine Knappenerlebnisse in Italien, zu Rom und Neapel, dann anderwärts abseits der Steiermark sich ergeht.

Man sieht durchwegs, wo Bewegung ist, wo Geschehnisse von einiger Wesenheit sich abspielen, da knüpft am ehesten ein Erzähler an; das Alltägliche aber weiß in alter Zeit nur schwer Jemand zu heben, und, wie wir sagen, mundgerecht zu machen. Was wir dessen etwa zu viel thun, thaten Jene zu wenig, viel zu wenig freilich auch für bescheidene Wünsche.

3.

Prädicate.*)

Um einen feingemodelten, klangvollen Namen ist es eine hübsche Sache, und um einen desgleichen Beinamen ebenso. Es können Zug- und Schwerkraft darin liegen, und die Bedeutung aus der Vergangenheit mag bestimmend auch für den Werth in der Zukunft sein. Leider aber kann der Einzelmensch für gewöhnlich so gar nicht die Namenwahl beeinflussen. Sein Eintritt ins Leben schreibt ihn auf den Namen des Vaters in erster Reihe — zuweilen auch blos seiner Mutter — und für den zweiten sorgen bei der Taufe oder dem Standesamte ebenfalls die Eltern oder die Pathen. Was er nun da wie dort an Namen erhält, muß ihm fürs Leben reichen. Aendern — besonders als Mann —, darf er daran beileibe nichts: er ist damit wie unter amtlichen Verschluß gelegt, und der soll ohne behördliche Dazwischenkunft nicht angetastet werden.

Nur Eine Gelegenheit ist ihm gegebenenfalles vorbehalten, wobei er in seiner Namensausstattung eine gewisse Wahlfreiheit üben darf, und das ist seine Prädicatisirung gelegentlich Adelung oder Adelsvermehrung. Aner-

*) Zuerst abgedr. in der Jubiläums-Nummer der Wiener „Montags-Revue" v. 25. März 1895, Nr. 12, und hier mit Zusätzen versehen.

kennt ihm der Staat solche Verdienste, daß er ihn einer bevorzugten Classe der Staatsbürger einreihen will, so widmet er ihm den Adel; dabei stellt er ihm etwa auch frei, seinem herkömmlichen Namen und dem Wörtchen „von" einen Beinamen seiner eigenen Auslese, Fügung wie Erfindung anzuschließen. Niedere, aber vernunftgemäße Schranken, bedingt durch politische oder persönliche Interessen, zieht er ihm für derlei Wahlen allerdings, allein sie behindern nichts Wesentliches. Dies Gebiet ist vornehmlich in Oesterreich fleißig bebaut. Es hielte schwer, einen Staat zu nennen, wo die gleiche Gepflogenheit annähernd, oder auch nur überhaupt geübt würde. Allenthalben gilt die niedere Adelung mit dem Wörtchen „von" allein als Ausmaß für die erste Stufe jener staatlichen Würdigung; Höhungen, wie „Edler" und „Ritter", fehlen, was als Beiname gewährt wird, bezieht sich blos auf wirkliche Ortsnamen, und scheidet sich durch die Vorworte „auf" oder „zu" vom Stamm- oder Geschlechtsnamen. Bei uns steht letztere Form nicht mehr im Brauche, dagegen hat sich das Beinamen- oder Prädicatenwesen zu einer kleinen Welt für sich entwickelt, wollen wir sagen zu einer Blumenflur, im Ganzen überreich, im Einzelnen gedankenvoll, aber auch nüchtern, phantastisch und wieder kahl, lieblich und absonderlich, wie eben der Einzelnen Stimmung und Geistesschwung sie auslasen, und zu allen gab der Staat, des herkömmlichen Wahlrechtes wegen, seinen Segen mit Ja und Amen. Gewinnt man eine Ueberschau dieser modernen Sprachbauten, so wird man an die Namenmache der germanischen Urzeit erinnert, und stellenweise an die Kampfnamen der amerikanischen Indianer.

Unser Brauch ist eine culturgeschichtliche Erscheinung, ebenso bedeutsam in Zeitdauer, wie in Tiefe und Breite.

Die Frage liegt nahe, auf welchen Gepflogenheiten er fuße? Wie es kam, daß in späteren Jahrhunderten die Classen neben der Auszeichnung der Adelung noch nach Prädicaten geizten, und zwar nach solchen, die blos formell, sozusagen, und nicht auch praktisch von Gehalt waren? Und dann, wie die eingelebte Sitte nicht blos sich vererbte, sondern auch, an innerer Ausbildung, sich erweiterte? An einer gesunden Grundlage der auf Irrwege gerathenen Sitte zu zweifeln, hat man kein Recht; aus natürlichem Vorgange ward ein Vorbild, daran schloß sich die Mode, und solche schließt immer Fehlgriffe ein, und im Ganzen, für die Zeit nach uns her, mag die Anschauung den Ausschlag gegeben haben, ein guter Name würde besser, oder klinge schöner, oder bedeute mehr, wenn er länger würde.

An sich ist die Sitte, an einen scheinbar unadeligen oder sachlichen Zunamen einen Beinamen zu fügen, so alt wie die Geschichte der Familiennamen überhaupt. Der Beiname war aber stets vom Orte des Eigen- oder Lehensitzes des Betreffenden genommen. Darin spielte weder persönliche Eitelkeit, noch Streben nach äußerlicher Zier, noch jenes, den Adelstand hervorzukehren. Der hing mit dem Wörtchen „von" nicht unbedingt zusammen, denn wenn die Namensträger diesen besaßen, wußte man es im Lande ohnehin. Der Heinrich Pris des 12. Jahrhunderts war ein Reichsfreier vom besten Blute, und wenn er sich von Montpreis schrieb, so zeigte er damit nur an, wo er zu finden war. Die Färber von Frauenstein und die Rindscheid zu Breitenbuch, kärntnische und steirische Landedelleute des 14. Jahrhunderts, stützten ihren Adel nicht auf diese Prädicate, sondern gaben damit blos ihre Sitze an, etwa zur Unterscheidung von Anderen ihrer Geschlechter, die anderwärts hausten. In der gleichen Weise gingen

auch ihre Nachmänner des 15. Jahrhunderts vor, und aus demselben Grunde: so die Aigel zu Lind, die Drachsel von Neuhaus, die einen Hofmann zu Formach und die anderen zu Grünbüchel, die Stübich zu Trofeiach, die Welzer zum Schachenthurn, die Zach zu Lobming u. s. w.

Die Prädicate sind hier willkürliche, denn eine behördliche Bewilligung kannte man nicht, und zugleich praktische, denn wo die Beinamen sagten, dort waren die Herren zuhause. Mit dem 16. Jahrhunderte traten aber die sogenannten „kleinen Leute" noch weit zahlreicher in den Vordergrund, die Leute mit den bürgerlichen Familiennamen, und entweder von jeher adeligen Stammes, oder aber bürgerlicher Abkunft und adeligen Strebens. In die erste Reihe gehören in unserem Lande die Aigl zu Grünberg, die Gerhab zu Hochenburg auf Wolfpassing, die Haim zu Reichenstein, die Prandtner zum Winterhof und Pichlern, die Prunner zu Vasoltsberg, die Steinbeiß zu Schielleiten, die Zwickel zum Weyer und Schrattenberg und viele Andere. Nur beginnt in dieser Periode schon die behördliche Prädicatenverleihung; sie hebt die hergebrachten nicht auf, versieht jedoch die Neugewünschten mit landesfürstlichem Schmucke mittels Diploms, und auf den Wortlaut eines solchen mit Stolz zu blicken hatte man zu allen Zeiten Grund. Vielleicht ist unter den Letztgenannten eine und die andere Familie, die ihren Beinamen auf ein derartiges Document zurückführte, das aber nicht auf uns kam. Sonst weiß man z. B. von den Ruepp und den Graswein, welche von den Landesfürsten Prädicate, die Einen von Pfeilberg, die Andern zum Weyer erhielten. Immerhin läßt sich damit der Augenblick feststellen, wo der Brauch kein einfach beliebiger mehr blieb, wenigstens nicht für den kleinen Besitzadel.

Bis hieher liegt auch eine Verschiedenheit der Uebung anderen Ländern gegenüber nicht vor. Es dürfte wohl kaum ein europäisches Staatsgebiet darin andere Gepflogenheiten besessen haben. Es war eben naturgemäß, daß man adeligen Geschlechtern nicht verwehrte, die Namen jener Güter im Prädicate zu führen, auf denen sie gesessen waren. Dies 16. Jahrhundert wird aber darin zur Modezeit, auf Grund des Einlebens der Gewohnheit und ihrer Uebernahme in die landesfürstliche Verleihungspraxis. So kam es denn, daß auch der große Adel seinen Jahrhunderte alten Stammnamen die Namen seiner vornehmsten Besitzungen prädicatweise anzuschließen begann, und für Groß und Klein verbrämte sich nun ein gut Theil der Adelstafel mit Namenzuthaten, schön zu hören, zweckmäßig zu tragen, und kostenlos.

Begreiflich, daß Andere, die nicht adelig, sich bemühten, es zu werden, und selbstverständlich auch mit Prädicaten. In dieser Richtung entwickelte sich damals ein vordem nicht nachweisbarer Drang. Ihn begünstigten die außergewöhnlich bewegte Zeit, die mehr als je Gelegenheit eröffnete, auf kriegerischem, politischem, finanziellem und industriellem Gebiete sich Verdienste zu erwerben, und die stattlich herangewachsene Zahl von landesfürstlichen Beamten, oder von Männern, welchen der Hof in schwierigen Verhältnissen sein Vertrauen zu schenken hatte. Die Einen verfolgten mit dem Streben nach der einen Seite auch jenes, in die Ständeschaft einzutreten, aber dazu gehörte ein gewisses Vermögensausmaß; die Anderen besaßen letzteres nicht, und begnügten sich mit der Adelsauszeichnung. Der Eintritt in die Landstube konnte Sache der Enkel werden.

Nur war dieser nicht ganz leicht, sondern hing von nachgewiesenem landtäflichen Besitze ab. Ließ sich ein solcher nicht vorweg erwerben, so mußte das auf Umwegen geschehen. Man kaufte, mit Regierungsgenehmigung, irgend einen freien Bauernhof oder Grund behufs Anlage eines Edelsitzes, dazu eine Anzahl Bauerngüter als unterthänigen Zubehör, und war eine bestimmte Capitalsanlage erreicht, so hing der Zulaß in die ständische Genossenschaft nur mehr von deren Würdigung ab. Das fragliche Besitzthum war nun ein Gut, „eine Gülte", sagte man, brauchte und bekam auch, ebenfalls mit Regierungserlaubniß, einen eigenen Namen, und dieser deckte sich, wenn dem Bittsteller daran lag, mit dem Prädicate des geadelten Landstandwerbers.*) Wir sind so bei den Prädicaten als künstlichen Ortsnamen angelangt, und zwar haben sie dermalen noch den Hintergrund eines thatsächlichen Besitzes. Was jedoch auffällig und interessant, sonst nicht vorkam und für die spätere Zeit nicht aufgegeben wird, ist das Wortgespiele zwischen Stammnamen und Prädicaten — eine Erscheinung, welche Kaiser Maximilian I. zu inauguriren scheint. Ein Theil des Familiennamens, der sich am besten zu eignen scheint, wird mit verschiedenen passenden sachlichen Bezeichnungen zu einem Ortsnamen, und somit auch zu einem Prädicate verknüpft. So schufen sich in Steiermark die Heinricher, Pichel, Finkeneis, Gruber, Strauß, Zehentner, Lechner, Hohenrainer und Gemeiner Edelsitze, Namen dafür und Prädicate für sich in Heinrichsberg, Pichelhofen und Freudenpichel, Finkeneck, Grubeck, Straußeneck, Zehentgrub, Lehenhofen, Hohenrain und Mainersberg Die Nachkommen des wälschen Malers

*) Vgl. dazu die Aufsätze „Ein Edelhof" und „Gülthöfe."

Lauriga (von Eibisfeld bei Leibnitz) konnten ihren Namen nicht so bequem modeln, halfen sich mit etwas Germanisirung desselben darüber hinweg, und nannten ihr Schlößchen in Donawitz Lorberau. Heute werkt darin die Alpine Montangesellschaft. Und dergleichen späte Edelsitze, zumeist dem 17. Jahrhunderte angehörig, gibt es in Steiermark viele, allein Proben dürften genügen.

Die zweite, weit größere Reihe von Adelswerbern arbeitet zunächst nicht auf die Ständeschaft, somit auch nicht auf Landbesitz hin; Prädicate genügen ihr. Aber diese müssen Ortsnamen sein. Nicht nur, daß es so herkömmlich, sondern ihr nüchterner Hausverstand begriff auch nicht, wie das Wörtchen „von", mit seiner Bedeutung von Herkunft oder Wohnort, von Lehensitz oder Eigen, zu etwas anderem als einem Ortsnamen reimen sollte. Das Gegentheil hat nur unser Jahrhundert so recht in Betrieb gesetzt. So wählten sie denn — sozusagen aus der Luft — für ihre Prädicate Namen, für welche Oertlichkeiten weder bestanden, noch die zunächst zu gründen in ihrem Plane lag. Und die Weise der Herstellung derselben folgt dem schon bekannten Muster des Wortgespieles: vom Stammnamen ein Anlaut, ein Auslaut, dazu gethan irgend die Bezeichnung eines örtlichen Begriffes, beide vereint und lautlich gestimmt, und abermals geht ein Prädicat aus dieser Fügung hervor, lieblich oder stattlich im Klange, doch ohne einen wirklichen Wohnort als sachlichen Hintergrund, wie das bei der ersten Gruppe der Fall.

Vermutlich ist der Erste, dem ein derlei Prädicat bewilligt wurde, der Rath Maximilians I., Max Gottlieb Hinck, der (1512) mit „von Hingenau" ein noch bestehendes Adelsgeschlecht begründete. Aber wie sehr füllten sich im 16. und noch mehr im 17. Jahrhunderte die prädicats-

lüsternen Reihen in unserem kleinen Lande! So gelangen die Ebner, Finkenauer, Löffler und Weber zu Ebenau, Finkenau, Löfflerau und Webenau — die Grünbeck und andere Weber zu Grünbach und Webersbach — die Danzer, Essich, Frank, Fritz, Fürer, Länger, Merzer, Monschein, Prenner, Riesenberger, Toll und dritte Weber zu Tanzenberg, Essichberg, Frankenberg, Fritzberg, Fürersberg, Längersberg, Merzberg, Monsberg, Prennersberg, Riesenberg, Tollenberg und Webersberg — die Pichler zu Ehrenpichel — die Volk und Gundorfer zu Volkensdorf und Gundorf — die Frayd, Hager, Mailegger, andere Toll, Wagel und Wundegger zu Fraydenegg, Hagenegg, Mailegg, Tollegg, Walseck und Wundegg — die Frey und Rieben zu Freydenfeld und Riebenfeld — die Eder und Hertrich zu Edenfels und Hartenfels — die Seyfried zu Ehrenfried — die Liechtstock, Linder, Moderson und Winter zu Liechtenheim, Lindenheim, Modersheim und Wintersheim — die Knechtl zu Knechtlshofen — die Brunner, Felber und andere Fritz zu Brunnerstein, Felsenstein und Fritzenstein — andere Ebner, Fehr, Rudolf und Schlecht zu Ebenthal, Fehrnthal, Rudolfsthal und Schlechtenthal, von den Hillebrand zu Prandtegg uud Prandtenberg, den Goldwurm zu Wurbmsegg, den Maschwander zu Schwanau u. A. m. zu geschweigen. Man würde Seiten zu füllen haben, wollte man, blos für Steiermark, die Namensfügungen jener Zeiten hier aufführen. Aber man versuche die oben gegebenen Namen im gleichen Sinne noch anders für Prädicate zu klittern, und man wird den Reichthum unserer Sprache für derlei Ortsnamenschöpfungen bewundern, und wie unerschöpflich und strahlenreich ihr Born ist. Die Träger fremder Namen jedoch suchten mittelst Ueber=

setzungen oder mit theilweiser Verwendung der Stämme deutschem Brauch und Laute sich anzuschmiegen. So wählten die Bianchi als Prädicat Weißenhaus, die Bratez — Breitenfeld, die Dalmatiner — Thalfelden, die Berlendis — Berlenbach, die Leo und Verda — Lewen- und Verdenberg, die Nowak — Novenegg, die Radi — Radisheim, die Sinekowitsch — Sinersberg, die Sinich — Sinichsberg, und die Staneta — Staenau. In den gegebenen Formen liegt, was die sogenannten Differenzen, die örtlichen Begriffsworte, anbelangt, eine gewisse Einfachheit, und Getragenes fehlt darin fast gänzlich. Man kann höchstens —fels und —stein als solches erkennen, aber noch ist es bescheiden gegenüber dem anspruchsvolleren —burg, das erst mit dem 18. Jahrhunderte in Aufnahme zu kommen scheint.

Uebrigens ist die wortspielende Beinamenschöpfung zwar ein hervorragendes Merkmal, aber keineswegs die einzige Form der damals üblichen Prädicatisirung. Neben ihr läuft jene, die zwar gleichfalls künstliche Ortsnamen wählt, aber irgendwie lautliche Stimmung mit dem Stammnamen nicht anstrebt. Sie ist so bekannt, daß Proben ihres Beinamenwesens überflüssig sein dürften.

Seit damals ist aber unserem Classenleben Vieles zugewachsen, und zugleich hat sich das Einzelne nach Innen erweitert, um nicht zu sagen, von den Anderen gesondert. Man wird nicht verkennen, daß die Prädicate früher einen allgemeinen Typus hatten. Die Stände machten sich daraus nicht jeder für sich kennbar, und ob Kriegsmänner, Handelsleute, Bergherren, Beamte oder Männer irgend einer exacten Wissenschaft die jeweilig Begnadeten waren, das ging aus den Beinamen noch nicht hervor. Allerdings begannen zu den Tagen der großen Kaiserin ein-

zelne Officiere schon inhalts- und bedeutungsvolle Prädicate sich zu erbitten; der große Zug indeß, die Auftheilung nach vielen Richtungen, welche die Prädicate bezeichnen sollten, entkeimte, sproßte und trieb erst so recht in unserem Jahrhunderte. Blieb auch der Sinn für den Widerklang der Stammnamen, für jenen der Heimstätten, und endlich die Gruppe mit nicht weiter verfolgbaren Beinamen erhalten, so traten anderntheils mehrfach besondere Wünsche und Geschmacksrichtungen dazu, die alle ihre Berücksichtigung verlangten und erlangten. Jetzt erst wurde das österreichische Prädicatenwesen ebenso vielfältig und reichhaltig, als stellenweise absonderlich. Da wendet sich das Fühlen dem Geburtsorte zu, dort dem Vaterlande; dort wird der Ton auf den Lebenszweck gelegt, und der Rechtsgelehrte scheidet sich vom Arzte, der Civilarzt vom Militärarzte, der Fabriksbesitzer vom Gerichtsbeamten, der Civilrichter vom Militärrichter und der Grenzbeamte vom „Eisenbahner". Die Armee bildet einen besonderen, sagen wir, Prädicatenkörper für sich: hierin schattiren sich die allgemeine Zähigkeit und die einzelne Waffenthat, das Gestüts- und das Verpflegswesen, aber auch die Reihe unserer herrlichen Waffengänge von 1848 bis 1866. Harmlos betrachtet, liegt darin ebensoviel allgemein- wie einzelngeschichtliches und psychologisches Moment, und damit mag man immerhin einverstanden sein, wenn auch zuweilen Brauch und Ausdruck nicht blos außerhalb unserer Grenzen befremdlich anmuthen.

Auch jetzt bilden künstliche Ortsnamen, doch ohne reellen Hintergrund, eine wesentliche Gruppe für Civilkreise. Bestehende Ortsnamen zu wählen, ist, aus guten Gründen, im Allgemeinen untersagt; Ausnahmen gibt es darin nur für Jene, die etwa das Gut, von dem sie sich

prädicatisch nennen wollen, zu Eigen besitzen, dann für Officiere, wenn sie an der Oertlichkeit des betreffenden Namens sich in einer Waffenthat hervorgethan. Die Art der Mache kann eine andere als früher nicht sein, aber die örtlichen Begriffsbezeichnungen oder sogenannten Differenzen entwickeln, dem Charakter der Zeit entsprechend, mehr Getragenes, Ernstes und Sprechendes als früher: so sind die Ausgänge auf —born, —burg, —hort, —horst und —kron neu. So wählten die Barth, Brandstätter, Hübel, Kettner, Kollmann, Maltz, Maurer, Mayr, Obst, Perger, Rab, Rohn, Schmid und Winkler Prädicate, wie Barthenau, Brandenau, Hübenau, Kettenau, Kollonau, Maltenau, Mörtelau, Mayrau, Jobstenau, Pergenau, Rabenau, Rohnau, Schmidau und Winkenau — die Hein, Kalchegger, Langer und Wolf Heimsberg, Kalchberg, Lannsberg und Wolfenberg — andere Mayr erkiesten Mayborn — die Ehrler, Gerlich, Guttmann, Harnisch, Wagner und Wolf Erlenburg, Gerlichsburg, Göttsburg, Harschburg, Wagensburg und Wolfenburg — die Müller Müllenegg — die Habermann, Horsky und Plecker Haberfeld, Horskyfeld und Pleckersfeld — andere Müller Mühlfels — die Konrad und Schindler Konradsheim und Schindelheim — die Heyntzel Heyntzenhorst — die Eisler Eisenhort — die Schubert Schubertskron — andere Barth, Kisling, Mauthner, Riedel und Wertheimer Bartenstein, Kislingstein, Mautstein, Riedenstein und Wertheimstein — die Bauer, Dürr, andere Maurer und Oberbauer Bauernthal, Dürrenthal, Maurersthal und Oberthal — die Schwarz Schwarzwald und ein dritter Müller Mülwerth. Abformen lassen sich erkennen im Bierfeldner von Feldheim, in Bitermann von Mannsthal, in Seewald von Ehrensee u. dgl. Recht ansprechend hören

sich die Prädicate zweier Familien Fischer, welche ohne Sylbenübernahme aus dem Stammnamen doch eine gewisse geistige Verbindung zwischen diesem und jenen andeuten, denn die eine wählte Auenbach und die andere Wellenborn. Fremdnationale gehen in der Weise abermals vor, wie Ihresgleichen vor Jahrhunderten gethan: so die Ballan mit Ballensee, die Brzesina (Birkach) mit Birkenhain, die Papesch mit Pappelberg, die Poliso mit Polhain, die Staravasnig (Altdörfler) mit Altdorf, die Tournier mit Hohenthurn u. s. f. Es besteht eine weitere Gruppe, welche aus den Stammnamen mit leichten Zusätzen ohne örtliche Bedeutung, wie früher Sitte gewesen, oder mittels schwacher Aenderungen Prädicate bildet, die gewissermaßen Ortsnamen gleichen, aber nicht österreichischen Typus an sich tragen; so die Hartung mit Hartungen, die Payer mit Payern, die Peters mit Pitersen, die Walter mit Walden, die Wehli mit Wehlen. Das Vaterland oder die Heimatgegend betonen die Fellner von der Arl, die Heidler von Egeregg, die Krones von Marchland, und mit diesem andere Mährer in den Prädicaten Marchthal, Mährenheim, Mährenthal und Mährentreu.

Mit diesen Proben geben wir das Beispiel der Oertlichkeiten, wirklichen oder gekünstelten, mit oder ohne reellen Hintergrund, alter oder neuer Schmiedung und der zwitterhaften auf, und wenden uns den militärischen Schöpfungen zu, einem Erzeugnisse fast nur unseres Jahrhunderts, und wesentlich dessen letzter Hälfte.

Wie es da rauscht und dröhnt und rasselt! Wie viel Schweiß und Blut der Edlen schließt nicht so manches Prädicat in sich! Wie viel warmes Gedenken an die Erwerber eröffnen sie nicht den Nachkommen! Wie reich ist nicht der Gedankengang, der sie schaffen ließ! Sehen wir

von trockener Aufzählung der Schlagworte, die im Ganzen zur Bildung dieser Art Beinamen herangezogen wurden, ab, und verwenden wir sie zum Gesammtbilde einer Art kriegerischen Darstellung. Sie dürfte jene hinreichend ersichtlich machen: „Fest stehen für Fürst und Kaiser als Born der Treue die Mannen; sie sind ihm Wacht, sind sein Fels, seine Burg, sein Horst, ein Hort von Riesen. Sein Ruf ins Feld zum Kriege erschallt; die Scharen ziehen aus, darin jeder ein Held; das Banner führt sie zum Streite, zu hartem Kampf und Schlacht, ein Eisenwald von Wehr und Waffen, gerüstet mit Helm und Schild, mit Degen und Lanze, mit Säbel und Schwert und selbst mit Sense, zu muthigen Thaten; nicht hindern sie Graben oder Werke, so wenig als den Adler oder Löwen; sie nehmen die einen in kühnem Ritte im Sprung, die anderen durch Bresche, die Brücken im Sturm und schließlich wird ihnen so der Sieg." Daraus sind die Prädicate geworden von der Bresche, von Wehrborn, Degenkreuz, Alpenburg und Thatenburg, Eisenwald, Bannerfeld, Kuhnenfeld und Treuimfeld, Riesenfest, Sturmfest und Treuenfest, Wachenhain, Heldenfeld, Heldenstamm und Heldenstreit, Helmwerth, Scharhelm und Warnhelm, Adlershorst, Felsenhorst undSensenhorst, Hortstein, Kaisersfeld, Hartenkampf, Lanzenkampf, Löwenkampf und Säbelkampf, Kampfthal und Kampfruf, Kriegsau, Kriegsfeld, Kühnritt, Schild, Fürstenschild, Helmschild und Treuimschild, Schützenberg, Schwertenberg, Kaiserschwert und Schlachtschwert, Grabensprung, Feldsturm, Brückentreu, Hellerstreu, Schwertstreu, Wachtentreu und Waffentreu, Treuenfeld und Treuenfels, von der Powacht, von Blankenwaffen, Freibergswall, Spilwall und Sturmwall, Wehrfels, Wallwehr, Kronenwerk, Siegs-

wille und Sowille. Es liegt eine gewaltige Summe von Geschichte und Geschichten in diesen Namen! Und wie wenig erschöpfend ist nicht diese Aufzählung! Es scheint, daß blos noch Schweden in dieser Weise bildlich zu adeln weiß. An besondere Oertlichkeiten erinnern, außer ganz wenigen oben, Döllitzsturm, Kaschauberg, Murgthal, Nordenbusch; Letzterer mag auf das Jahr 1864 zurückzuführen sein. Und wieder bei anderen kehren uns die ruhmreichen Wege unserer italienischen Armee unter Führung „des alten Herrn", den Gott selig haben möge, ins Gedächtniß zurück, die Tage von 1848 und auch von 1866 an der Etsch mit den Prädicaten von Santa Lucia, Madonna del Monte, Malghera, Monte Arabico, Monte Baldo, Monte Belvedere, Monte Berico, Monte Cricol, Monte Croce, Custozza, Monte Pelago, Monte Selva, Monte Vento und La Volta! Sie sind wie blitzende Edelsteine, diese Prädicate, in der gesammten Namenkrönung. Wie elegisch dagegen, schmachtend und sanft tönen die Officiersprädicate Elisenau, Veilchenau und Sidonienburg! Augustinheim mag wohl auf den seinerzeit so berühmten Feldzeugmeister Baron Augustin zurückzuführen sein? Ein Fregattencapitän, der vermuthlich bei Lissa mitgethan, wählte sich von Kammer, ein Militärintendant von Heerwart, ein Generalauditor von Rechtwall, ein Stabsarzt von Marsheil, aber mit Ursprung, Tradition und Poesie bricht am entschiedensten ein Gestütscommandant mit von Pferd — vielleicht abgesehen von einem anderen Beispiel weiter unten.

Für die bürgerliche Lebensstellung geben wir hier den Aerzten den Vortritt, denn sie legen in ihren Prädicaten den Werth auf das Heil der Menschheit, und wählen Heilborn, Heilkron und Heilwerth. Daß die Juristen

auch darin gerne „Recht“ haben wollen, begreift sich; so nennen wir von Rechtborn, von Rechten, von Rechtenfeld, von Rechtenstamm, von Rechtenthal und von Rechtfeld. Unter ihnen gab der letzthin verewigte Rechtslehrer Hye seinem Geburtsorte Gleink den Vorzug: im Mittelalter lautete dieser Name Glunik, und er schuf sich damit Gluneck. Ein Mineraloge läßt seine Wissenschaft aus Hauenfels errathen, ein Grenzinspector im Norden Böhmens seine Amtsfürsicht aus Elbwart, und ein politischer Beamter, der vermuthlich im Waisendepartement wirkte, seine humane Gesinnung aus Waisenfreund. Vielleicht gestattet auch v. Schulheim eine ähnliche Zurückführung. Sogenannte „Eisenbahner“, und zwar hochmaßgebende Persönlichkeiten in Bau oder Leitung der Schienenwege, lieben die Richtung ihrer Eisenstränge anzudeuten. So findet man jene der Nordbahn in dem Prädicate Norwill, jene der Westbahn in Westland, und die hinterdrein so wackelige Lemberg-Czernowitzerbahn brachte ihrem Erbauer das Prädicat v. Ponteuxin.

Man sieht, in das ganze ursprünglich so einfache und praktisch hausbackene Beinamenwesen ist ein überreiches Gefühlsleben eingedrungen. Das rein Persönliche überragt und treibt seine Blüthen. Auch läßt es in absonderlichen Gestalten sich nicht mehr leicht auf den Ursprung des Grundgedankens verfolgen. Wenn angenommen, Prädicate wie Norwill und Siegswille, Sowille und Willfest sollten die Zähigkeit des Strebens, und Wohlwill die menschenfreundliche Gesinnung je des Begnadeten andeuten, so ist und bleibt der Beiname v. Schiller doch schwer deutbar, und die Verbrämung des Stammnamens Seitle mit dem Prädicate v. Seltei recht fremdartig auf diesem Gebiete. Letzteres ist nämlich blos mittels Versetzung der Buch-

staben des Zunamens entstanden. Was sonst die Psychologie zur Schaffung von Prädicaten beitrug, ist durch diese müh- und harmlose Art überholt. Sollte sie (was aber kaum zu erwarten) um sich greifen, dann wird die Schaffung eines Prädicates das Ergebniß einer Patience. Da mag man sich noch eher ein Zuviel an patriotischer Rührung gefallen lassen, wie solche bei den sogenannten Ersterbenden sich offenbart. Wir lassen sie übrigens unerwähnt; hat doch, wenn wir nicht irren, bereits Kaiser Franz sie mit einem Witzchen gezeichnet.

Das Prädicatenwesen hat viele Aehnlichkeiten mit den Heroldsfiguren im Wappenleben, und nahe stehen sich ja Beide; das Ueberraschende in jenem tritt auf gleiche Stufe mit Auffälligem in diesem, und ein gar zu sehr „getragenes“ militärisches Prädicat gemahnt an die Wappenfigur eines husarischen Reiters, der mit dem Säbel in der Faust über eine Festung hinwegsprengt. Die Alten mit ihrer Einfachheit sollten da wie dort unsere Vorbilder sein. Schreitet aber die Entwicklung der Beinamen so vor, wie seit hundert Jahren es der Fall, unbeirrt und ungebessert in dem Streben nach prädicatischen Selbstporträts, dann dürfte ein Berichterstatter um 2000 noch von ganz anderen wunderlichen Findungen zu erzählen haben, — vorausgesetzt, daß die Socialdemokratie nichts dagegen hat.

4.

Spielstätten.*)

Von Monaco soll hier nicht die Rede sein, auch nicht von irgendeiner der verklungenen „Spielhöllen", wie solche am Main und Rhein bis 1872 bestanden, noch von jenen harmlosen Clubs großer Städte, die, sagt man, zu gegebener Stunde gewisse ihrer Räume in klingende Salons verwandeln, und ebenso wenig von Spielplätzen der Jugend, körperlicher Uebung wie Unterhaltung gleich förderlich, ob nun Spiele althergebrachter oder neu aufgepfropfter Namen dort gepflegt werden, und endlich überhaupt nicht von der Gegenwart oder was diese gewohnt ist, Spiel zu nennen. Dabei wird auch von einer mehr oder weniger umfassenden culturhistorischen Studie ganz abgesehen. Es handelt sich blos um eine Lesefrucht, und zwar aus Druckwerken, die Niemand zur Erheiterung liest, Wenige zur Belehrung aufschlagen, aber tagtäglich eine Menge Menschen der verschiedensten Stände zur Auskunft benützt, nämlich aus Ortsnamenbüchern. Im Allgemeinen gelten diese kaum als fröhliches Belebungsmittel des Geistes, und doch braucht man an ihrer Nährkraft nicht zu zweifeln. Man

*) Zuerst abgedr. in der „Wiener-Zeitung", 1894, Nr. 158, und hier leichthin geändert.

halte sich vor Augen, daß jeder Ortsname ein Beleg für einen Zug im Staaten- und Völkerleben ist, ein Thema, ein Denkmal aus ungleich fernen Zeiten, ein geschichtlicher Wink, oft leicht, oft schwer verständlich, meist unverstanden, weil nicht untersucht, an sich eine Kleinigkeit, und zuweilen doch wieder ein goldener Schlüssel zur Beantwortung großer Fragen. Letzteres ist hier nicht gemeint, doch aber etwas Apartes. Und nachdem oben zur Genüge ausgeschieden worden, was hier nicht berührt würde, sei gesagt, daß es sich um den Tanz handle, den man früher ja auch Spiel nannte. Weil aber doch nicht die Absicht vorliegt, diesen an sich und seine Ur-, Um- und Abformen darzustellen, so mag im weiteren Aufschlusse erwähnt sein, daß — fast möchte man sagen — Gautanzplätze beredet werden sollen, welche sich das Landvolk seit uralten Zeiten in Gottes freier Natur für seine Vergnüglichkeit ausgesucht, und, allerdings blos in ganz vereinzelten Fällen, bis auf unsere Zeiten festgehalten hat. Wie das mit Ortswörterbüchern in Zusammenhang stehe, wird sich im Verlaufe klären. Man darf sogar sagen, daß ohne solche vielleicht der richtige Einblick in den Brauch verschlossen bliebe. Dabei wird man wohl gutheißen, daß die Nachbarlande, so weit es leicht geschehen kann und für das Ganze förderlich scheint, nicht ungestreift bleiben. Von rechtswegen sollte man diesen Volksbrauch sogar auf thunlichst breiter Grundlage erörtern und belegen; interessant genug wäre er, aber dazu fehlt hier neben den Mitteln die nöthige Eignung.

Unseren Künstlern des 16. Jahrhunderts galt das Volksleben als beliebter Vorwurf. Die Aldegrever, Behaim, Hopfer u. A. zeigen uns oft und oft Land und Leute in ihren Sitten und Gewohnheiten, und darunter

auch die dörfischen Tänze und Tanzplätze. In manchen Fällen ersieht man leicht, wie wenig, im großen Ganzen und fürs Gebirge, drei bis vier Jahrhunderte in dieser Richtung geändert haben. Doch sind diese Bilder nur einseitige und noch nicht ausreichende Belege, wie wir deren für den engeren Gegenstand brauchten. Sie führen nämlich blos in das Dorfleben und nicht an die einsamen Stätten auf Waldwiesen und Bergeshöhen. Da ist das Wirthshaus, so anständig wie nur irgend eines unserer Tage, davor der Hof oder irgend ein freier Platz mit gedeckten Tischen, wo das Volk der Väter in weinseliger, auch streitbarer Stimmung und zuweilen in recht verwerflicher Haltung den Tag feiert; nächstan ein Wiesengarten, und da blüht der Reigen, „der umgênde Tanz". Er ist ein Rundgang, etwas bewegter, als man einen solchen in den feinen Sälen der Städte pflegt, und mag so dem althochdeutschen „dansôn" (woraus die romanischen Bezeichnungen danser und tanzare stammen) entsprochen haben. Jeder Betheiligte führt oder zieht seine Genossin; aus der Triebkraft der Freude und Lust vermehrten und hoben sich die Bewegungen, und so entstand der noch heute übliche volksthümliche „springende Tanz". Diesen hat wohl der Gothenbischof Wulfila (im 4. Jahrhunderte) mit seinem dem lateinischen Worte saltare nachgebildeten Ausdrucke „saltjon" gemeint. Man begeht hoffentlich keine Profanation harmloser Volkesfreude, wenn man nebenbei erwähnt, daß die höchste Ver—feinerung dieser belebteren Tanzform der Cancan ist. Fast alle Tanzwendungen, die in den Alpenländern vorkommen, treten bereits in jenen Zeichnungen auf: da ist die Händehebung, bei vertauschten Händen ihr Schwung, das Stampfen und Fußwerfen der Männer, der Armschlupf, der Aufwurf der Schönen — durchwegs

ein Erbbestand unserer gebirglerischen Tanzböden von drei und mehr Jahrhunderten her.

Neben den Dörfern jedoch, und noch mehr vor ihnen, bestanden die Einzelhöfe in den Thalungen und an Gebirgshängen, dann die Almwirthschaften auf den Bergrücken. Die Leute dort hinten und von hoch oben wollten auch ihr gemeinsames Vergnügen haben. Bevor die Dörfer sich entwickelten und mit ihnen die Schenken, verlegten deren Bewohner selber ihre Zusammenkünfte gern außerhalb der Ansiedlungen. Die Wahl irgend eines einsamen wohlgelegenen Fleckes im Freien ist also nichts Ungewöhnliches. Noch weniger wäre dies der Fall, wenn man berücksichtigt, daß die verstreuten Hofbesitzer nicht blos Unterhaltung, sondern auch ernstere Dinge zusammenführen mußten, denen, wenn sie abgethan, erstere nur folgte. Das mag sogar in vordeutsche und heidnische Zeiten zurückleiten, als es weder Gutsherren, noch Pfarrer oder Gemeinden gab, sondern nur Gegenden und Stämme, die unter selbstgewählten oder angestammten Häuptlingen sich selbst verwalteten. Hatten diese, wie feststeht, für den Kriegsfall ihre Zufluchtsorte und Verhaue, so lag es in der Natur der Sache, daß sie in Friedenszeiten für die Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, für Rechtsprechung, für Opferungen, und in deren Gefolge für männliche Uebungen und sonstige Proben in Wehr und Waffen, und endlich für Tanz ebenfalls Sammelplätze benützten. Dergleichen liegt ja unseren Zeiten selber nicht fern: vor fünf Jahrzehnten, als noch die Unterthanschaft bestand, mehr als heute, eignete sich der Markttag sowohl zum Rechtstage, als auch für die tanzlustige Landbevölkerung, und an den Wallfahrtsorten oder Kirchtagen liegen Musik und Tanz nicht weit ab von Fußfall und brünstigem Gebete. Männer-

spiel und Frauentanz konnten also die Begleiter der Zusammenkünfte ernsthafter Natur sein, die Nachzügler. Das Gauwesen und mit ihm die Höfeverfassung löste sich im 12. Jahrhunderte in Grundherrschaften auf; was früher als gemeinsame Angelegenheit breiter Landstriche in freien Versammlungen abgethan worden, galt dann mehr und mehr als Sache des Gebieters, für dessen Sitz oder Gemeinde, besteuert von ihm und beaufsichtigt von seinem Amtmanne, und in dieser Richtung verloren die alten, einsamen Stätten ihren inneren Werth. Aber die Freude und die Neigung zu gemeinsamer Kurzweil, die Lust an Spiel und Tanz blieb, und das ließ an vielen Orten deren Stellen nicht vergessen. Das hat denselben auch über Jahrhunderte hinaus die Namen Spielstätte und Tanzstatt gegeben, und diese Benennungen wieder vererbten sich als Flurnamen, und hielten fest, als auch Spiel und Tanz auf ihnen längst abgekommen und an weit bequemere Plätze gezogen war. Gelegentlich geschah es sogar, daß daselbst kleine Dörfer oder Rotten erwuchsen, und so wäre die Beziehung von Spiel und Tanz mit Ortsnamenbüchern hergestellt.

Daß derlei Spielplätze in weitentlegene Zeiten zurückreichen, dürfte an sich schon kaum zu bezweifeln sein. Daß manche, nach bewährten Mustern, später erstanden, ist nicht ausgeschlossen. Am besten läßt sich Jenes aber durch ortsnamenmäßige Nachrichten erweisen, da andere für unser Land nicht zur Verfügung stehen. Nur wird man gutthun, das jeweilige Datum nicht als die fernste Zeitgrenze für den Bestand und die Pflege des Spielplatzes anzusehen, denn sie kann ganz wohl um Jahrhunderte zurückreichen. Da ist ein uraltes, auch sehr selten vorkommendes Wort für Ergötzlichkeit, eine wahre Rarität, nämlich „takalt“.

Es taucht bei Admont in der Gemeinde Ardning (um 1434) in dem Oertlichkeitsnamen „Takaltlonike“ auf, und ist ein Mischwort, deutsch im An- und slavisch im Auslaute; lonika, auch lonka und heute loka heißt die Au, und das Ganze hieße die Spielstätte in der Au oder kurz Spielau, und dieser letztere Ortsname besteht noch jetzt in Ober-Oesterreich. Aber auch der Hofname Tagalter lebt noch heute an der alten Stelle in Ardning. Vielleicht ist er schon Manchem aufgefallen. Der ganze alte Name jedoch zeigt an, daß die eingewanderten Baiern die wendische Ansiedlung übernommen haben, ob auch den Spielfleck als solchen, oder ob die Deutschen ihn erst dazu gemacht, sei dahingestellt.

Sonst ist die Zusammensetzung mit Spiel und Tanz am häufigsten. Aus ihrem Ueberblicke wird ersichtlich, wie gern man die springhafte Fröhlichkeit an hochgelegene Oertlichkeiten verlegte, oder, wenn diese etwa lange vorher Ernsterem gedient, auch dann sich durch Entfernung und Lage nicht abhalten ließ. Die Wege hin, und namentlich zurück, haben in solchen Dingen bekanntlich auch ihren Werth.

Da ist bei Neumarkt ein schön gelegener Hof auf bequemer Höhe, an der Perchau, der schon 1388 Spielberg hieß; westlich bei Seckau in der Graden wird 1357 ein Spielbüchel genannt, und der Bauernhof des Spielbüchler erscheint daselbst noch im vorigen Jahrhunderte. Aus letztgenannter Zeit lassen sich auch in der Großen Selk und bei Pürg im Ens-Thale Spielbüchler-Höfe nachweisen, und für unsere Tage, ohne ältere Daten, in Steiermark Spielberg, nordwestlich Knittelfeld, heute Schloß, mit unvergleich schönen Wiesenmatten den Abgang hinauf, in Nieder-Oesterreich desselben Namens vier in verschiedenen Gegenden, und in Baiern fast ein Dutzend. Das eine, bei

Gersfeld in Franken, läßt erkennen, wie der menschliche Geist bei Namen hinzugrübelt, und dann, wie so häufig, das Wunderlichste zu Stande bringt. Das dortige Spielberg soll nämlich seinen Namen davon haben, daß zwei Brüder, Herren von Ebersberg, darum spielten (wir würden sagen losten), welcher von ihnen den Abt von Fulda erstechen sollte, weil er ihre Burg gebrochen. Sonst noch von Höhen ist der Hof Spieleck in Nieder-Oesterreich bei Grafendorf, der Spielhübel bei Saaz in Böhmen, der Spielkogel bei Admont und bei Kaisersberg ob Leoben, die Höfe Spielleiten in Nieder-Oesterreich bei Ottenschlag und bei Waidhofen an der Ibs, dann in Ober-Oesterreich bei Berg und bei Ollerndorf; ebendort auch bei Pötting und bei Peuerbach sind die Rotten Spielmannsberg, und in Baiern endlich eine Einöde Spielwang. Auf die Anlage in der Ebene weisen die Ansiedlungen Spielau und Spielanger in Ober-Oesterreich bei Viechtwang und Leonfelden, die Spieleben in Nieder-Oesterreich bei St. Veit an der Gölsen, und Spielmannsau in bairisch Schwaben. Auch Spielfeld südlich Leibnitz ist vielleicht hieher zu beziehen; es tritt mit diesem Namen 1215 zuerst auf. Heute haben Schloß und Ort denselben gemein, früher aber hieß ersteres Eulenberg. Bewohnte Orte — und um andere handelt es sich hier nur ganz ausnahmsweise — welche nicht klar besagen, ob auf Berg oder im Thal, sind die Spielstätter, Einzelhöfe am Rabenwald bei Kogelhof ob Anger, und die Spielstättler desgleichen in der Aschau bei Birkfeld. In der Tragöß ob Bruck a. M. wird eine Spielstatt als Gegend schon im 15. Jahrhundert genannt, und ein Hof dieses Namens liegt bei s. Radegund ob Graz. Die Gegend Spielstätte auf dem Ring ob

Hartberg ist weitaus die interessanteste, denn sie liegt an oder innerhalb vorgeschichtlicher Umwallung, und scheint mit dem Tagalthofe zu Ardning im Vereine die Ansichten über das hohe Alter und die mannigfache Benützung solcher Stellen nur zu bekräftigen. In die gleiche Reihe gehören endlich noch die Höfe Spielmannslehen und Spielmannsöd in Nieder-Oesterreich, beide bei Waidhofen an der Ibs. Diese Gegend am alten Wallfahrtsorte des Sonntagberges weist nicht weniger als vier Ansiedlungen für den Gegenstand auf. Nicht zu übersehen wären die Sitze mit dem Namen Spielhof, darunter einer in Steiermark bei Straleck ob Birkfeld, ein anderer in Ober-Oesterreich bei Ternberg, und drei in Baiern. Endlich giebt es Plätze, welche, in der Nähe größerer Orte gelegen, in ihren Namen auch die Vorrichtungen für den Zweck verrathen, wie die Ried „Spielgaden“ nächst Murau, die um 1411 genannt wird, oder die zeigen, wie aus der vorübergehenden Benützung, vielleicht nach deren Abkommen, ein dauernder Bauernsitz geworden: dahin gehören Wirthshaus und Mühle Spiellaube bei Schwarzenbach an der Bielach, und die Höfe Spiellauben ebendort bei Frankenfels und bei Plankenstein.

Nicht ganz so zahlreich, aber auch nicht arm ist die Reihe der Zusammensetzungen auf Tanz. Gehen wir auf dem früheren Wege den Höhen nach, so werden im vorigen Jahrhundert ein Gehöft Tanzberg auf dem Minzenberge nördlich an Leoben, und ein anderes südlich Bruck a. M. im Holzgraben, heute ein drittes in Salzburg bei Abtenau, und endlich eines bei Tscherneml in Krain genannt, Tanzenberg aber, gleichfalls im vorigen Jahrhundert, in der Großen Lobming, dann im Frauengraben im Mürzthale. Auch Tanzenberg nördlich Klagenfurt, heute

ein vornehmes Schloß, sei da erwähnt. Tanzbüchel sind in Krain bei Gottschee und zwei in Baiern, durchwegs Höfe, so wie auch Tanzeck nordöstlich Friedberg bei Perneck i. d. Elsenau; auf dem Semring aber ist ein Tanzsteckenberg, der wohl vom Stecken des Tanzbodens den Namen hat. Daß es dort zuweilen lebhafter zuging, mag auch der zweite Name der Anhöhe bezeugen, und der ist Wirthsberg. Auf die Ebene weist die Einöde Tanzenhaid in Baiern, und zweifelhaft hinsichtlich der Lage mögen die Ansitze Tanzgarten und Tanzhof, beide in Nieder-Oesterreich bei Hasbach und bei Amstetten, dann der Hof Tanzmaier in Ober-Oesterreich bei Aschach sein. Nicht selten taucht der Name Tanzstatt auf, der in Steiermark, wie es scheint, blos Gegenden noch eigen. Eine solche gab es 1356 in der Gal bei Seckau, und weiter wird 1434 eine zweite auch bei Altenmarkt an der Ens genannt. Diese war von dauerhafter Zugkraft, denn noch vor 50 Jahren traten daselbst die Bauern der Umgebung zur Belustigung zusammen. Ganz dasselbe gilt auch von der Tanzstatt auf dem Schönberge bei Ober-Welz. Dahin kamen die Leute auf viele Stunden Weges, von Pusterwald, Ober-Zeiring, Scheufling u. s. w., und Rosegger erzählt in seinem „Heimgarten" davon so lebendig, als hätte er selber die Kurzweil mitgemacht. Die verfallene Schankhütte ist, neben der Erzählung (vielleicht aber auch neben Anderem), noch das einzige Ueberkommniß. Es soll dort, nach dem Volksspruche „Auf der Alm giebt es keine Sünde", nämlich auf längere Erinnerungen hin heiter gewesen sein. Das sei blos eine andere Redeform für Spiegelbergs Weise in Schillers „Räuber", zweiter Act, dritte Scene. Ob die Frauenwiese, welche um dieselbe Zeit der ersten Nennung dieser Tanzstatt in deren Nähe gleichfalls ge-

nannt wird, damit irgendwie (oder mit Frei oder Frohne) in Verbindung stehe, ist unbekannt. Neben der Tanzstatt an der Ens befand sich, im 18. Jahrhunderte auch eine andere in der nachbarlichen Palfau, und in Nieder-Oesterreich sind vier Rotten oder Einzelhöfe dieses Namens: bei Kleinzell (2), bei Ybsitz und am Sonntagberge bei Waidhofen a. d. Ybs. Noch ist der Hofname Tanzmeister zu erwähnen. Dieser läßt einigermaßen in die Organisation des Brauches blicken, und veranlaßt zu einer kurzen Randbemerkung. Ganz unbezweifelt hat das Bedürfniß nach Ordnung und Aufsicht bei Spiel und Tanz recht früh sich ergeben. Zu Ungebühr und Streit waren in der Nähe von Wein und dem Ewigweiblichen die Gelegenheiten nur zu günstig. Sache der Gemeinden, welche die Spielstatt bezogen, und Aufgabe der Grundherren war es, darin zu sorgen. Wer in der Beziehung keinen guten Ruf hatte, durfte von des bestellten Tanzmeisters wegen nicht mitthun. Das erfuhr auch der lose Dichter Neithard (aus dem 13. Jahrhunderte) an sich, denn er sang: „*Ich bin in ir aehte, die den sumer tanze brüevent in dem geu, und den winder in den spilestuben herren sint.*“ Auch in den Dorfrechten ist zuweilen die Rede von des Tanzmeisters Amte wider Leichtfertigkeit und unehrbares Wesen. Führte er es lange, so ward der Amtsname zum Vulgonamen seines Hofes. Einen solchen Obmann der Gemeinde Kurzweil nennt man schon um 1300 in der Lobming bei s. Stephan ob Leoben; der Hof trägt noch heute die Bezeichnung, und so heißt auch der Seitengraben der Lobming, darin er liegt, der Tanzmeistergraben. Ein zweiter Ansitz dieses Namens war um 1430 im Mürzthale, und eine Tanzmeistermühle besteht noch bei s. Michael ob Leoben (nur ist denkbar, daß sie zum

Tanzmeistergute in der Lobming gehörte), und ein Tanzmeistergütel in Ober-Oesterreich bei Linz.

So wie hinsichtlich der Bedeutung der Frauenwiese auf dem Schönberge bei Ober-Welz Bestimmtes sich nicht sagen läßt, so auch von dem Frauenfelde auf einem Hügel bei s. Nikolai i. Sausal. Dagegen wäre die Gegend „Frauentanz", welche 1406 in der Gegend bei Nestelbach südöstlich von Graz erscheint, sicher in die Reihe der Spielstätten einzufügen.

Nicht minder gilt dies von der Bezeichnung Heimgarten. Sie ist nicht häufig, und heute erscheint sie als Ortsname blos mehr in Tirol. Sie führt wieder auf die verschiedenen Zwecke solcher außerhalb der Wohnplätze gelegenen Zusammenkünfte zurück, denn nach Aller Erklärung begreift sie einen abgegrenzten Platz, wo das Landvolk der Umgebung zu Spiel, Unterhaltung und Zwiesprache sich einfand. In Steiermark tritt der Name um 1400 nächst bei Obdach und am Zesenberge, einem Hange des Scheckel ob Graz, auf, dann 1407 in der Gegend unterhalb Peckau. Hier, heißt es, erinnere man sich des Namens wohl, doch trage die Ried ihn heute nicht mehr. Im 18. Jahrhunderte erscheint er noch im Zeiringgraben oberhalb Judenburg. Und merkwürdig, daß er mit den genannten Oertlichkeiten blos auf dem Gebiete der Herren von Stadeck und ihrer Erben, der Grafen von Montfort, vorkommt! Wir bewohnen ein Land, das seine Herren und Unterthanen zu verschiedenen Zeiten aus mancherlei Gauen des deutschen Reiches holte. Daß die Ersteren ihr heimisches Recht mit sich trugen, und auf den neuen Wohnplätzen einwurzelten, ist eine bekannte Thatsache, und daß ihre Leute in der neuen Heimat die alte durch Ortsnamen aus deren Benennungsweise sich in Erinnerung zu halten

wünschten, liegt nahe. So läßt sich nicht absehen, warum die Bezeichnung Heimgarten für Spielstätte nicht einer anderen Stammeswiege angehören sollte. Aber welcher?

Scheiden läßt sich von diesen mancherlei Hinweisen nur schwer ohne Wünsche. Wenn es noch der Belege bedürfte, welch guter Theil heimatlicher Culturgeschichte in den Ortsnamen lagere, so sind deren hier gegeben. Man soll aber es nicht bei Fingerzeigen bewenden lassen, sondern sie verfolgen, und zwar nach unseren Tagen herauf. Nicht allenthalben, aber zuweilen, wird man da das Fortbestehen eines Brauches, sei es auch in Abschwächung oder Verzerrung, dort im Gedächtnisse alterlebter Leute die Erinnerung an abgestorbene Sitte erhalten finden. Dadurch erst gewinnen trockene Daten, wie solche hier angeführt wurden, Wesenheit und Wärme; aus den Tagen von heute werden altersgraue Zeiten sich mit Verständniß klären und beleben lassen, und dann — haben auch Ortsnamenbücher über ihren gewöhnlichen Rahmen hinaus sich nützlich erwiesen.

5.

Landprofosen.*)

Unter uns erinnern sich Manche noch jener Zeiten, die strichweise Nachrichten über zunehmende Unsicherheit auf dem Lande in die Stadt brachten. Dem Bürger, der von seines Wohnortes Friedsal auf alle übrigen zu schließen pflegt, verursachten derlei trübe Kundschaften begreiflicherweise Unruhe. Sofort verringerten oder verkürzten sich die beliebten sommerlichen Ausflüge in die östlichen Wälder und Thäler, oder man übte dabei sonst nicht gewohnte Umschau und Vorsichten. Bald darauf wußten die Blätter von ausgedehnten Landstreifungen zu erzählen, und wieviel Gelichters von beiderlei Geschlecht dabei abgefaßt worden. Denn auch da paarte sich „das Zarte mit dem Starken". War die Luft rein geworden, athmete sofort die Stadt wieder auf, und die harmlose Freude an ländlichem Naturgenusse entwickelte sich auf's Neue, ungetrübt — bis auf Weiteres.

So war es um Graz in den sechziger- und siebziger Jahren, namentlich nach der Rabgegend hin. Daß es vor noch längerer Zeit besser um diese Dinge gestanden

*) Zuerst abgedr. in der „Wiener Montags-Revue" 1894, Nr. 28—33, hier etwas umgearbeitet und vermehrt.

habe, ist zu bezweifeln. Im Gegentheile! Denn gewiß, je weniger der Staat das Land mit seinen Organen durchsetzen konnte, desto unsicherer ward die Durchführung seiner Befehle, und je häufiger er in Verwaltung und Regierung an die Mittelschaft der Gutsherren, der Städte und der Märkte gewiesen war, desto fraglicher ward, ob die Macht seiner Aufträge nicht mit der Stunde sich abschwächte, oder zerbröckelte mit der wachsenden Meile der Entfernung. Allerdings haben wir auch heute noch keinen Anlaß, voll zu triumphiren, wenngleich der Staat zu früher nicht geträumter Machtfülle sich aufgeschwungen hat und es auch keine Entfernungen mehr gibt. Aber jene Tage sind denn doch überwunden, wo ein Fleck im Lande durch Jahrzehnte den Vereinigungspunkt für alles Raub- und Mordgesindel auf breite Strecken hin abgeben, den bürgerlichen Verkehr zwischen Nachbarstädten fast zur Testamentssache machen, und selbst bewaffnete Macht dies Gelichter auf die Dauer nicht beseitigen konnte. Das wuchs nur so nach wie ein böses Geschwür, wenn das angeblich heilende Pflaster abgenommen und die Haut in scheinbarer Gesundheit wieder blank erschien. Woran das lag? Es hat eben weder jede Zeit, noch jedes Volk, noch jede Regierung immer gleiche Anlage, Neigung oder Mittel zu entschiedenem Vorgehen.

In unseren nachdenklichen Tagen ist die Landstreicherfrage, wie so manch' andere Seite unseres staatsgesellschaftlichen Lebens untersucht, erwogen, beleuchtet und angefaßt worden, mit Strenge und mit Wohlwollen, je nach der Stimmmung an maßgebendem Orte. Man ersah in dem Wesen für sehr viele Fälle eine Blutskrankheit des Menschengeschlechtes: nicht Jeder litte daran, aber den sie ergriffen, leicht oder schwer, der müsse behütet werden, so

oder so. Demnach unterschied man weise zwischen ungefährlich und gefährlich Kranken, die Letzteren auch bedenklich wegen Uebertragung der bösen Triebe auf die Ersteren durch Gesellschaft und Gelegenheit, allesammt aber der Landbevölkerung zur Last und gegebenenfalls zu großem Schaden. Ohne Pauschbehandlung wurden daher verschiedene Ableitungsmittel eingeführt. Diese bestehen heute, theils neu, theils ausgedehnter und zielbewußter als je zuvor.

Bis zu gewissem Grade ist kein Land von keiner Seite her vor derlei Einstreichern sicher. Allein Steiermark genießt, mit einigen südlichen und nördlichen Nachbarn, die zusammen an Einer Zeile liegen, den entbehrlichen Vorrang, einer Hauptquelle derselben zunächst zu sein. An unserem Osten nämlich, einer Vorstufe Halbasiens, besitzen (und noch mehr besaßen) wir eine Art Völkerwiege, die von jeher einen Ueberschuß ihrer niedersten gesellschaftlichen Elemente herüberschaukelte. Sie gefielen sich dort wohl nicht mehr — und sicherlich auch den besseren Anderen nicht — und wir, nach Abstammung und politischer Erziehung grundverschieden, konnten uns mit ihren Sitten, Gewohnheiten und Zielen erst recht nicht befreunden. Aber ihre ersten Grüße galten nun einmal uns, und oft waren sie darnach, daß sie gleich den eigenen Hut kosteten.

Lange ging das in solcher Weise. Sie trafen hierlands auf verwandte Seelen, theils aus den Einheimischen, theils die von anderen Seiten daherrückten, und wie die Bettler in den Städten sich „die guten Häuser“ mitzutheilen pflegen, so wußten auch sie stets in den fettesten Gegenden sich zu finden, und da mögen die Zeiten für die Bewohner mehr als unbehagliche gewesen sein.

Das einstreichende Menschenmateriale war immer ein gemischtes: der gewöhnliche deutsche Handwerksbursche in

verschiedener Abstufung von Güte oder Schlechtigkeit, zuweilen allein oder unter sich, dann wieder in Gesellschaft loser Müssiggänger, die, ohne eben bereits hochgefährlich zu sein, durch den Erfindungsreichthum ihres abseits gerathenen Geistes und die Gewandtheit ihrer Zunge von der Gutmüthigkeit, Furcht oder Leichtgläubigkeit des Landvolkes jahraus jahrein nur ihrer angeborenen Faulheit leben wollten, und dann war zum Strolche, der jeden fremden Besitz als Diebstahl ansah, blos ein Schritt. Sie Alle aber wog jedoch die ägyptische Horde auf, die Weltplage der Zigeuner, die — als wahre Verballhornungen der Völkerwanderungszeiten — bald in kleinen, bald in großen Scharen herandrängten, angeblich als Schmiede, als Pferdehändler, als Musikanten, Zauberer und Wahrsager, immer aber als Feinde der Seßhaftigkeit und bürgerlichen Wirkens und Eigens. Von diesen vier Gattungen und Arten, zu denen, vor drei Jahrhunderten und mehr, noch in Ueberzahl die „frommen Landsknechte" kamen, wissen die Bauernhöfe zwischen den Hügelsträngen an der Lafnitz und Safen, an der Feistritz und Ilz, an der Rab und unteren Mur zu sagen: Plünderungen an Lebensmitteln und Viehzeug, Betrügereien mit Heil- und Zaubermitteln, Einbrüche, räuberische Anfälle, Kinderentführungen und Brände bezeichneten oft ihre Straße, von der gemeinsamen Bettellast um Geld, Nahrung und Unterstand ganz abgesehen. Dazu eine rücksichtslose Faust gegen Schwache, frecher Widerstand gegen Jene, die sich wehrten oder Andere schützten, und selbst in unseren Tagen ist so mancher brave Gensdarm in seinem Dienste ihrer Gewalt erlegen.

Die Vermehrung dieser stets beweglichen Gehilfen der öffentlichen Sicherheit, strengere Gesetzgebung und nachsichtslose Handhabung derselben, Absperrung der Grenze,

Straf-, Besserungs- und Zwangsarbeitshäuser, endlich die Verpflegsstationen für den reisenden Handwerksburschen haben diese Wandervögel gemindert, zugleich auch, sozusagen, aufgetheilt, dem ehrlichen Gesellen anständige Unterkunft geboten, und geziemende auch dem unehrlichen. Manch' braver Leute Kind wird nun verderblicher Cumpanei entzogen, und der Bauer athmet auf: er braucht nicht mehr für diese geschichtlichen Rotten zu sorgen und zu sparen. Und an den Zigeunern, über deren Gemeingefährlichkeit nicht der Rechtsbegriff staatsbürgerlicher Freizügigkeit, noch die wehmüthigen Verse Lenau's hinüberhelfen, haben auch Jene nichts verloren, welche etwa mit poetisch umflortem Auge diese Rasselbande betrachten, und als volksthümliche Seltenheit geschont wissen wollten.

Solche Deckung der Grundforderungen bürgerlichen Lebens konnte aber blos aus zielsicherer und unbehinderter, einheitlicher und ununterbrochener oberster Leitung erfolgen. Nur der Staat selber, im Verein mit dem Lande, konnte Hilfen und Mittel im nöthigen Ausmaße beistellen, und jene gleich dem Räderwerke einer Maschine den Dienst versehen lassen. Uebertragene Wirkungskreise reichen für ein großes Gebiet nicht aus. Aber das Mittelalter und ein gut Theil der Neuzeit kannten blos diese Verwaltungsformen, von den Ständen angefangen bis zum Grundherrn, der nur sechs Bauern sein nannte. Die letzten Reste dieser ursprünglichen Weise haben sich bei uns erst mit dem Jahre 1848 verloren.

Die Anfänge einer besseren Landesverwaltung fußen in den Verordnungen, den sogenannten „Libellen", Kaiser Maximilian's I.: ein mageres Centrum, ohne alle Abästung, im Grunde mehr eine Beobachtungs- oder Vermittlungsbehörde zwischen dem stets fernen Landesfürsten und der

eigentlichen Landesverwaltung in den Händen der Stände. Besonders was die Sicherheitspolizei anbelangt, so lag dieselbe beim Gerichtsherrn, und Gerichtsherr in wechselndem Ausmaße von Bedeutung war Jeder, der Unterthanen besaß, oder dem er sie mit Grund und Boden in Pflegschaft, um nicht zu sagen in Pacht, gegeben hatte. Die Sporteln sollten Mühe und Kosten decken, gegebenenfalls auch Einkommen und Gewinn bringen, und oft mochte die Aussicht auf ihr Maß auch jenes des heiligen Eifers der Richter für das Recht bestimmen. Man kann sich vorstellen, wie bei unvollständigem Ausbaue des Rechtslebens mancherlei Mißbräuchen, allerlei Schlottrigkeit im Verfahren und vielem Unrechte Thür und Thor geöffnet sein mußten, wenn nicht Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, natürliche Moral und relegiöse Zucht die Uebel milderten oder hindanhielten. Wurden solche doch schreiend, dann verschlugen Mahnungen oder Tadel seitens der Stände bei den autonomen Gerichtsherren wenig oder gar nicht. Daß solche Zustände nicht der Gesittung, sondern eher polizeiwidrigem Leben Vorschub leisten konnten, zeigen die meisten Bauernaufstände. Aber zu den trübseligen inneren Kleinzuständen legten sich noch andere schwerwiegende, und endlich äußere Verwicklungen, welche bösartig auf jene zurückwirkten.

Um 1519 kamen die Enkel Maximilian's an ihr großväterliches Erbe. In der Fremde aufgewachsen, fanden sie auch Fremdes in der Heimat ihrer Ahnen. Und nicht nur dies, sondern auch unfügsame Elemente, die erst ein Gewaltschritt zu bändigen vermochte. So sehr bleiben sich die Menschen gleich, daß förmlich ein Vergleich zwischen der Schwierigkeit der Einbürgerung der Habsburger des XVI. und jener des XIII. Jahrhunderts sich ziehen ließe, als der Aeltervater, König Rudolf,

seinen Sohn Albrecht allein in Neulande zurückgelassen hatte. Die Uebernahme neuer Kronen vermehrte zwar das Ansehen, aber auch die Verlegenheiten Erzherzog Ferdinand's: in Böhmen war er nicht allseitig begrüßt, in Ungarn angefeindet. Bald auch huben die Schläge an, zunehmend an Zahl und Stärke, die wider den alten Glauben und die hergebrachte Kirchenverfassung geführt wurden: die Geister, allem Neuen, Bequemeren, Vortheilhafteren geneigt, dazu noch durch wirkliche Uebelstände desto leichter in Zweifel gebracht, verwirrten sich, und willkürliche Aufstellung neuer oder gefälligere Auslegung alter Sätze führten rasch zu Widerspänstigkeiten auch in weltlichen Dingen. Aus dem Südosten begannen die Türken ihre wachsende Macht an das kaum gefestete Haus zu legen, und im Süden löste eine Verwicklung mit den Venetianern die andere ab. Kaum war (1532) das kaiserliche Heer vom zweiten angedrohten Sturme der Osmanen auf Wien frei geworden, zog es in Eilmärschen nach Italien, und da lernte Steiermark zum erstenmale kennen, was Landsknechte hieß, Landsknechte jeder Nation und jeder Art von Uebermuth. Von jetzt ab ward es sie aber auch auf hundert Jahre nicht mehr los. Mit dem Vordrängen und der Festsetzung der Türken in Ungarn ward es hierlands erst recht lebendig. Da begann die Bewegung für den vorpostenartigen Schutz deutschen Bodens, und zwar größtentheils auf fremder Erde, die Befestigung der Städte an der Ostgrenze, das oft unnöthige, vorsichtsweise aber gebotene Aufrufen des 10. bis 30. Mannes, die Herrichtung und Besetzung der zahllosen festen Plätze und Castelle an der Save und Kulpa, die Werbung der Kriegsknechte für die Windische Grenze und Dalmatien, und der nie rastende Zu-, Durch- und Rückzug der geworbenen,

ansässigen, zuwartenden oder verabschiedeten Landläufer in Waffen, und das Alles in wenige Jahrzehnte zusammengedrängt. Was Wunder, wenn da Unordnung, Bedrängniß und Zuchtlosigkeit an der Tagesreihe standen, zuweilen sogar, wie sich zeigen wird, mit behauptetem Anspruche auf Recht und Gewährung. Das war so auch die Gelegenheit für Züchtung von Marodeuren. Leichtlebige, unlautere und unnütze Elemente der heimischen Bevölkerung schlossen sich wie oft dem losen Kriegsvolke an, als Führer und Helfer, Mitgenießer und Hehler; war man jene los, so blieben diese, entweder auf eigene Faust, oder in der herkömmlichen Treue des Verbrecherthumes als Spießgesellen der Nachfolger. Alle Bemühungen der Regierung, die Gerichtsherren zum pflichtmäßigen Einschreiten zu verhalten, glitten an weitaus den meisten ab. Das Gefühl der Vereinsamung, der Bedacht auf die Kosten, die Furcht vor der Rache, und die Trägheit der Amtleute zeigten sich stärker als die Mahnungen und Drohungen des Landesfürsten und der Stände. Ein sonderbarer Zustand des öffentlichen Wesens: alle drei Factoren desselben jammerten, die Regierung, die Stände und die Grundherren!

So ungefähr nahmen sich die Zustände in Steiermark während des XVI. Jahrhunderts aus der Vogelschau aus, und, genau besehen, hatte das Land just so viel Sicherheit, als es verdiente. Zum Glücke aber war der Inhalt jener Zeit in dem guten Lande nicht blos Schatten. Das ist das Eigenthümliche an Fernsichten, daß sie die auffälligen Gegenstände fast allein heben und zusammendrängen, die Mittelschichten zwischen ihnen aber gleichsam verschwinden lassen. Dasselbe gilt auch von rückblickender Darstellung. Zwischen den Höhen jedoch lagern Niede-

rungen und Gefilde, und jede Kette von Erschütterungen ist durch Ruhepausen unterbrochen: in diesen athmet das bedrückte Menschengeschlecht auf, erholt sich und sinnt auf Besserung oder Abwehr. In ihnen erfrischt sich immer auf's Neue seine zusammenhaltende und schließlich siegreiche Kraft. In medio virtus! Wäre es anders, so ließe sich nicht fassen, wie gegenüber dem Anstürmen zerstörender Elemente Staaten, wie eben Oesterreich, sich hätten erhalten können.

Durch sechzig Jahre schleppte sich der ungesunde Zustand fort, ohne daß ein Mittel zur rettenden That sich ergeben hätte. Endlich aber war das Elend der Bauerschaft zu groß geworden, und wol auch die Lücke in der Steuercasse. Aus mehreren Thälern zogen die Unterthanen fort, oder drohten es zu thun. Da, wie es scheint, nach dem Vorbilde von Niederösterreich, immerhin jedoch erst acht Jahre später, raffte man sich zur versuchsweisen Einführung einer Einrichtung auf, deren Entstehen, Wesen, Wirkung, Fortgang und Abschluß, sei es an sich, sei es zum Vergleiche mit der holderen Gegenwart, zur Kenntnißnahme sich empfehlen.

Bekanntlich stellen sich die sogenannten „guten alten Zeiten", aus der Nähe betrachtet, in ihrer Güte recht fadenscheinig dar. Loses Volk verschiedener Abstufung, und mit ihm Behelligung des seßhaften am heimischen Herde, auf offener Straße, bei dunkelnder Nacht oder scheinender Sonne, hat es auch im Mittelalter gegeben, aber auch Fäuste, die es niederhielten. Es wurde nicht zu viel regiert; man schuldete nicht zu viel Rechenschaft nach oben; die Selbsthilfe hatte freien Raum und war oft kurz gebunden. Hat doch die Sage, durch alte Scriptoren verbreitet, den Klagenfurtern aufgebracht, sie hängten die

Diebe zuvor, und dann erst leiteten sie die Untersuchung ein. Und da das gegenseitige Abschreiben in alten Tagen beharrlicher getrieben wurde, als in unseren, mußten die Kärntner diesen boshaften Makel ihrer bürgerlichen Gerichtsbarkeit durch Jahrhunderte tragen. Ihm lag schließlich doch kaum etwas anderes als ein vereinzelter Justizmord zugrunde, aus Uebereilung, aus einem verderblichen Zusammentreffen von Umständen, was auch heute noch nicht ausgeschlossen ist. Allein das Maß richterlicher und polizeilicher Einrichtungen des Mittelalters genügte nicht mehr für die ungemein bewegte Zeit der Regierung Maximilian's I. Schon die Thatsache der Einsetzung ständiger ständischer und Regierungsmittelpunkte zeigt, daß man von oben her mehr regieren wollte, also wohl auch, daß mehr regiert werden mußte. Aber ein solcher Mittelpunkt ohne andere Behelfe, als mit Schreibern und Buchdruckerpresse auf der einen, und selbstständigen und eigenwilligen Organen auf der anderen Seite, lief schließlich doch nur auf papierene Regierung hinaus. Man sieht dies bereits 1521 an der hochvernünftigen und energischen Maßregel des Sicherheitsausschusses, den, offenbar nach den Gepflogenheiten vorgeschrittener romanischer Länder, Erzherzog Ferdinand I. einsetzte. Der sollte aus dem Landmarschalle, dem Untermarschalle und einigen Räthen bestehen, Meldungen von außen übernehmen und auf Kosten der Regierung, theils mit eigenen Leuten, theils mit solchen der betreffenden Gegend, sofort einschreiten. Wenn wir nicht schon andere Nachrichten über den schlechten Stand der öffentlichen Sicherheit damaliger Zeit in Steiermark besäßen, müßte diese Einrichtung ihn uns aufdecken. Es ist nicht leicht, für die nächste und längere Zeitfolge eine namhaft zu machen, welche mit gleicher Bestimmtheit eine

öffentliche Angelegenheit so bündig beim rechten Ende faßte. Aber von dieser einzig dastehenden Vorkehrung, im Grunde dasselbe, was endlich 1579 eingeführt wurde, ist blos dies eine Mal die Rede; sie ist wohl nie zu richtiger Thätigkeit gelangt, und wer die schwachmüthige Eifersüchtelei der privilegirten Gerichtsherren kennt, mag sich denken, daß sie es waren, welche, der unausweichlichen Verletzungen ihrer Befugnisse halber, den Sicherheitsausschuß lahmlegten. Ihrer Befugnisse, die sie aber sammt ihren Amtleuten, meist aus Furcht vor den Landstreichern, nicht übten! Ganz so nämlich, wie die Unsicherheit selber, ist auch der Ungehorsam, das Pflichtversäumniß und die Unverläßlichkeit der Gerichtsherren stehende Klage in den Erlässen. Gewiß, wenn sie nach Gesetz und Herkommen im allgemeinen Interesse, und besonders in jenem ihrer Unterthanen, für die Unverletzlichkeit von Haus und Habe, von Weg und Steg in ihren Burgfrieden sorgten, umsichtig, pflichtgetreu und einheitlich vorgingen, gab es selbst in verschlechterter Zeit wenig Schwierigkeit; dafür waren sie fast Alle waffenpflichtig, ihre Amtleute sämmtlich waffenkundig, und ihre Unterthanen dem Wehrgesetz entsprechend, mit „Stab und Stange," wie die Formel hieß, und für den Nothfall auch mit der Büchse vertraut. Aber da dämmte ein Hinderniß um's andere sich auf: lieferte Jemand, der nicht ihrer Gerichtsbarkeit angehörte, einen in ihren Burgfrieden Verhafteten ab, so empörte sie diese Verletzung ihres Grundrechtes, ihrer „Dachtraufe", sagten sie; ungern nahmen sie den Beinzichteten auf, und gerne ließen sie ihn sofort wieder laufen; sagten, sie würden für Ruhe und Sicherheit selber sorgen, hüteten sich aber wohl, beim Angreifen des kecken streichenden Volkes sich die Finger zu verbrennen, und trieben es höchstens in den

nächsten Burgfrieden hinein. Oder der Grundherr war eine Frau, dann überließ sie umso mehr die gefährlichen Dinge ihren Leuten, die zuweilen sogar mit den Landstreichern unter Einer Decke steckten, behauptet man, oder dem guten Glücke. Anderwärts wieder lebte der Gutsherr nicht auf dem Grunde, dann blieb es der Bauernschaft überlassen, sich selber zu schützen. Warum aber sollte diese muthvoller zufassen, als ihre Ritterschaft? Auch dann kaum, wenn man es ihr freistellte, von dem Gesindel Einige zu erschlagen, ohne Rechtsfolgen. Dazu gab es ferner in einem Dorfe oft drei- oder viererlei Unterthanen, davon jede Gruppe ihren eigenen Amtmann oder Richter hatte; ward nun ein Unterthan des einen Grundherrn geplündert, so kümmerte das die Richter der anderen sehr wenig, und deshalb befahl die Regierung (1527), daß in solchem Falle stets der Dorfrichter die Bauern aufzubieten hätte. Der Erfolg dürfte jenem bei den Grundherren gleich gewesen sein. Es war ja so leicht, von Graz aus zu befehlen. Allerdings bestanden sogenannte Viertelshauptleute, ständische Herren von Ansehen, doch für diese Angelegenheiten nicht eingesetzt, sondern blos für die Instandhaltung der Matrikeln und die erste Obsorge für Landwehr und Landsturm. Daß man dem losen Volke mit ihnen und den Burgfriedsherren drohte, hätte Landstreifungen bedingt, diese eine kräftige, und zwar ständische Oberleitung, diese wieder aus Einsicht fügsame Gerichtsherren, eine selbstbewußte kräftige Einheit, und die war eben nicht zu erreichen. Auf der einen Seite behandelte man die Sache ungefähr so, wie der Landwirth einem bösen Wetter gegenüber sich verhält: dessen Unbilden setzt er persönlich sich nicht mehr als nöthig aus, erträgt das Unvermeidliche, freut sich, wenn es nicht ärger und bald

vorüber, und hat nichts dagegen, wenn es die lieben Nachbaren allein mitgenommen. Uebrigens traf ja die Sache weitaus meist die Bauern, mit denen die Grundherren, all' ihrer Machtvollkommenheit zu Trotze, Aerger in Fülle hatten, und die Schlösser zu schonen, waren die Streichleute klug genug. Auf der anderen Seite wurde vom Landhause aus, zwar mit dem besten Willen, aber doch nur mit Erlässen fortgearbeitet. Das war so die Art, welche eine (letzthin verstorbene) hohe Persönlichkeit unserer Regierung in ihrem Werthe mit Einem Worte malte: in niederen Schichten entstanden, bezeichnet dasselbe eine Thätigkeit von einem lahmen Tage hinüber zum lauen, deren ganzes Ziel blos in Wunsch und Hoffnung besteht, es möge doch einmal irgendwie und von irgendwoher besser werden. Die Regierung in der Burg sah, strenge genommen, den Dingen blos zu; diese zu beheben, war Sache Jener, die sie zunächst anging. Wenn die Stände sie um „scharfe Patente" baten, erfüllte sie stets das Begehr. Aber alles kräftigere Eingreifen ihrer Erfindung wäre an dem Mißtrauen, der Eifersucht und bereits eingewurzelten Widerspänstigkeit der Gerichtsherren gescheitert. Es fehlt sogar nicht an Zeichen, daß sie das Eintreten der höchsten Noth abwartete; dann würde im Landhause und in der Genossenschaft der Ständeherren das rechte Mittel wohl sich von selber einfinden. Und im „grauen Hause", wo die besten Absichten an der Ohnmacht der vielen thatlosen Einzelherren sich zerrieben, wurde man des Mahnens nicht müde. Es muthet fast tragikomisch an, daß 1565 der Landeshauptmann Hans Herr zu Schärfenberg sogar zu einer Ansprache an die Fechtbrüder selber sich aufschwingt, die wie eine schwachmüthige ultima ratio an- und ausklingt: „Euch aber, den gartenden oder hausierenden Landsknechten, sei

hiermit von Ihrer Fürstl. Durchlaucht unseres gnädigsten Herrn wegen ernstlich, auch bei hoher Leibsstrafe und Verlierung Alles, was bei euch befunden wird, geboten, daß ihr euch inner acht Tagen, die nächsten nach dato, stracks aus diesem Land Steier verziehet, und darinnen über obbemeldete Zeit keineswegs betreten lasset; denn wir wollen euch nicht verbergen, da ihr euch über solche Aufforderung und bestimmte Zeit weiter im Lande aufhalten und daraus nicht ziehen würdet, daß alsdann die Viertelhauptleute sammt andern Landleuten, auch die Landgerichts- und Burgfriedsherren in allen Vierteln dieses Landes auf einen Tag sich versammeln, auf euch streifen und ohne alle Verschonung nach Laut hievor ausgegangener gemessener Befehle mit ernstlicher Strafe an Leib und Gut gegen euch verfahren würden". Ein Schreckschuß, schwach in Blitz und Knall, woran das Geschoß fehlte!

Daß die Landsknechte daran glaubten, ist kaum anzunehmen, und daß die Drohung ausgeführt wurde, darüber liegt nichts vor; daß sie aber wirklich in Scene gesetzt werden konnte, daran zweifeln wir mit Recht. Man sieht indeß aus obiger Standrede, daß man das rechte Mittel wenigstens ahnte.

Mit der Erwähnung der Erlässe tauchen wir in eine wahre Fluth von Verlautbarungen besagter Richtung: der Landesfürst und die ständischen Häupter lösen sich darin ab, und ergänzen sich in Klagen und Aufforderungen in Mahnworten und aussichtslosen Drohungen. Für die Zeit von 1514—78 läßt sich nahezu ein halbes Hundert nachweisen, und in den letzten Jahren der genannten Periode folgen sie sich fast mit der Pünktlichkeit unserer jährlichen Ausschreibungen der Recrutenstellungen, oder, wenn wir niederer, aber nicht unpassender, vergleichen

wollen, jener bei Glatteis wegen Aufstreuens von Sand auf den Gehwegen vor den Häusern. Man würde es kaum danken, auch brächte es der Erzählung nicht mehr Sicherheit und ihrem Zusammenhange nur Störung, wollten wir Erlaß für Erlaß einflechten und das Duo der Nothschreie der Regierung und der Stände, begleitet von dem Doppelchore der Gutsherren und der Bauerschaft, Act um Act zusammentönen lassen. Auch ohne dieses kann man Zweierlei als fest annehmen, und sich damit die Sachlage vergegenwärtigen: von den dreißiger Jahren des XVI. Jahrhunderts ab folgten sich die Erlässe wider das umtreibende Volk in auffälliger Zahl und Raschheit, demnach waren auch die Bedrückungen steigend; mit diesen hängt offenbar zusammen als Ursache das Steigen der Ziffer der Landstreicher, und sie dagegen stieg, weil diese Rotten ebenso sehr das Unvermögen der Decrete, die Schwäche hier und die Furcht dort, herausfühlten. Beobachtet man aber in etwas die Sprache der Aufforderungen, so merkt man auch an deren Steigerung die Zunahme dieser Bauernpest: zuerst hören wir blos von „muthwilligen Reitern," dann von Heckenreitern, Straßenräubern und anderem Gesindel, wenig später von Straßenräubern, Todtschlägern, leichtfertigen, verruchten, übelthätigen Personen, von müssigen Leuten, Bettlern, Zigeunern, ledigen Bauernknechten, falschen Hausierern, Rottierern und anderem Streifgesindel. Hauptbestandtheil und Präge der Scharen waren jedoch die Landsknechte; sie werden in jenen Erlässen zum ersten Male 1525 angeführt, dann, vielleicht zufällig, einige Jahre hindurch nicht mehr, aber seit 1537 nehmen sie darin festen Platz, den einzigen derart in ihrem Leben. Und eben in diesem Jahre begegnen wir auch, in Verbindung mit ihnen, dem

Ausdrucke „garten“: was sie dienstlos trieben, hieß die Gart; sie selber nannte man Gartknechte, und ihre gemischte Gesellschaft die Gartbrüder. Blos die Zigeuner mußten diese christliche Bezeichnung entbehren.

Dieses Wort ist sehr alt, erscheint aber gleichwohl in den Schriften nicht vor dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Im bayerischen Gebirge soll es in gewisser Zusammensetzung sich noch erhalten haben; sonst aber wurde es, bei unserem Streben nach Sprachveredlung, durch das ja weit klingsamere Vagabund oder Vagabundage verdrängt. Es besagt so viel, als auf Erbettelung von Unterhalt herumstreichen. Nach der Meinung des Meisters im bayerischen Sprachschatze, Schmeller, stammt es von dem gothischen gards = Haus; im Schwedischen soll gärd die Unterkunftsorte und Einkehren bedeutet haben, welche gewisse verpflichtete Landhöfe den nordischen Königen auf Reisen herzurichten hatten, eine Leistung, die später in Geld- oder Naturalienabgabe umgewandelt wurde. Aehnliches, aber nicht das gleiche Wort, bestand auch in Steiermark für den Landmarschall oder seine Vertreter, wenn sie auf den landesfürstlichen Gütern ihre Wandergerichte abhielten: die Verpflichtung und die Giebigkeit hieß da Marchdienst, das Marchfutter und der Marchhafer. Der häusliche Zuspruch gehörte auch thatsächlich zur Gart, und sein Mißbrauch begründete eben ihre Gefahren und Beschwerden. So ist die Bedeutung des Streifens von Haus zu Haus um Geld, Nahrung oder Unterstand zweifellos die richtige. Bei den niederen geistlichen Orden, die wesentlich von Almosensammeln lebten, hieß man es „Terminiren,“ und war ein Schreiber boshaft, wie das ja im XVI. Jahrhundert bisweilen vorkam, so sprach er von „gartenden geistlichen Landsknechten.“

Das Landsknechtwesen fällt mit rascher Blüthe in die Tage des „letzten Ritters.“ Das dankten ihm auch diese streitbaren Leute in Lied und Gesang.

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! Bei dem ist aufkummen
ein Orden, durchzeucht alle Land
mit Pfeifen und mit Trummen,
Landsknecht sind sie genannt.

Unter ihm gährte es in der gesammten alten Culturwelt; jetzt auf einmal hatte eine Anzahl von Staaten in einer Anzahl ferner Winkel eine Anzahl von Interessen mit der Klinge zu vertreten. Mehr als je blühte an allen Ecken Begehr und Angebot waffentüchtiger Arme. Deutsche natürlich voran, in angeborenem Wandertriebe und nimmersatter Rauflust. Hatten sie ja doch schon im XIII. und namentlich im XIV. Jahrhundert in Italien zahlreich die Städte- und Dynastenfehden mitgefochten, und ihre Kriegsadressen gingen auf die nachfolgenden Geschlechter über, gleich den Auskünften altgewanderter Handwerksbursche an frische Zuwanderer. Mit diesen Leuten hatte sich das Deutsche Reich einen rufbereiten Stand hiebfertigen Kriegsvolkes aus dem Mittelalter herübergespart, aber auch an deren Müssiggang und Ausartung eine fühlbare gesellschaftliche Beule gesetzt. Der Kriegsteufel hatte sie nicht gemocht oder für später aufbehalten, und die Muttererde mußte sie bis auf Weiteres wieder hinnehmen, an Leib und Seele oft vielfach verhauen. Sie waren in den letzten Jahren des Kaisers die Quelle großer Betrübniß für ihn, und einer seiner letzten Erlässe ging wider „die muthwilligen Reiter, ihre Helfer und Anhänger.“ Noch mehr konnte dies Steiermark von ihnen behaupten, wo sie länger als ein halbes Jahrhundert Kern und Firma der land-

streichenden Welt abgaben, und den Anker für Jene, welche, ohne je Landsknechte gewesen zu sein, für ihr schlottriges Leben nutzbare Gesellschaft und Halt und Schutz brauchten.

Von ihnen Allen werden wir ja hören. Schade freilich, daß wir über sie blos Erlässe, Berichte und gerichtliche Aussagen besitzen. Man könnte sich vielfach bessere Quellen denken: so etwa Predigten der Geistlichkeit wider die Plagegeister, bestimmt, den bedrückten Unterthanen Muth einzuflößen, Briefschaften, Chroniken mit Schilderungen von derlei Vorkommnissen auf der einen Seite, auf der anderen aber Proben des Singsangs dieser Uebermüthigen, der unbezweifelt in Vierzeiligen oder Anderem hier, nach der bekannten Anlage unseres Volkes, so gut gedieh als anderwärts, oder Selbstbiographien von Betheiligten an dem Wanderleben, wie etwa der Landsknecht Kirchhoff eine solche hinterlassen. Aber darauf ist eben zu verzichten.

Urtheilte man einzig nach der Schattenseite, so hätten wir hierlands blos mehr den Abhub, die Ausartlinge der einstmalen so achtungsgebietenden Kriegsgesellschaft der Frundsberge und Schärtlins von Burtenbach zu fühlen gehabt. Dem ist am Ende doch nicht ganz so, und dürfte sich's da kaum anders verhalten als sonst, wo das Böse mehr von sich reden macht, als das Gute und Geziemliche. Indeß kam nach Maximilian I. der „Orden" allerdings mehr und mehr in's Sinken. Es wollte doch etwas mehr besagen, einem mächtigen Fürsten, Kaiser oder Könige, unter berühmten Führern in wohlgegliederter Körperschaft längere Zeit zu dienen, und entscheidende Schlachten wider gleichwerthige Gegner mitschlagen zu helfen, als in gemeinen Fehden auf Sommerslänge bald da bald dort für wenige Groschen sich krumm und lahm hauen zu lassen. Zweifellos brachten auch die steirischen Stände, als sie für Kaiser,

Reich, die gesammte Christenheit und das eigene Land steigend mit der Windischen Grenze sich beschäftigen mußten, ansehnliche und so weit thunlich disciplinirte Schaaren auf die Beine, geführt durch Hauptleute guten Namens und Edelleute unserer Heimat. Aber der Kriegsschauplatz die Art des Dienstes und die Unsicherheit der Verwendung konnten da Viele verderben. Oft gab es in Croatien blos müssiges Herumliegen in den Städten und Palanken, ein gelegentlich lebhaftes Herumschlagen in Streifpartien, dann wieder langes Aussetzen, und dazwischen regierten Würfel, Weiber und Wein. Dem schneidigen*) Landsknechte der maximilianischen Zeit und auch der Heere Carl's V. konnte weder das Land noch der Gegner auf die Länge behagen: das Eine war doch nur eine Art ultima Thule für ihn, und der Andere hatte eine abweichende Fechtweise. Was bot da Italien und Frankreich! Was für Kerle waren nicht die Wälschen, die Deutschen, die Engländer, und endlich die feindlichen Brüder, die Schweizer! Die Diensteaufnahmen geschahen oft, wie eben Jahr um Jahr schreckhafte Nachrichten in's Land fielen, und oft auch die Entlassungen. Mit der sogenannten „Kundschaft" in der Tasche gingen die Aufrechten anderswohin nach Dienst, die Anderen „sprangen in die Gart," sagten sie, oder, wie eine zweite humoristische Redensart lautete, „schifften mit dem Gartsegel umher", zuerst hübsch in der Nähe, und diese begriff Steiermark. Aber die Dinge im Südosten unseres Landes konnten von Monat zu Monat in ihrer Bedrohlichkeit wechseln. Darum hieß es, die dienstlosen Knechte nicht unbedingt zu verjagen, vorausgesetzt,

*) Das ist, sozusagen, die „standesgemäße" Uebersetzung der Redensart vom „frommen Landsknechte." An den Sinn des Beiwortes von heute ist gar nicht zu denken.

daß sie sich wohlbetrugen. Zuweilen bezahlten die Stände Wartegeld, und die Leute lungerten umher. Geschah ein Aufruf des 10. bis 30. Mannes, dann konnten sie gegen Abfindung seitens der Grundherren für deren pflichtige Bauern eintreten, und ließen sich kaufen, wie selbst im 18. Jahrhundert noch oft genug Herrschaften die verlangten Recruten mittels Kaufes beistellten. Die Bauern zahlten schließlich gerne das Laufgeld eines Pfennigs, um die eigenen Hühner und Gänse zu schützen, die Gartknechte weiter zu schieben, und doch wieder für den Nothfall zur Hand zu haben. Das waren recht begründete, aber auch sehr ausnützbare und zu Mißbräuchen reizende Verhältnisse. Wo die Regierungsgewalten als unzureichend und die Regierten als furchtsam sich erwiesen, kam die Gart in's Wuchern, und führte zu frechem Leben auf Kosten Anderer. Die Gartknechte wußten es auch in zahlreichen Liedern zu schätzen. Auf steirischem Boden sind dieselben freilich nicht entstanden, allein diese Art Leben sah da oder dort sich vollkommen gleich. Da singt der Eine von der Ausstattung des Landsknechts, sei es auf dem Zuge zum Musterplatze, sei es vom „Haufen" weg nach der Entlassung:

„Erst muß er ein Weib und Flaschen haben,
dabei ein Hund und einen Knaben;
das Weib und Wein erfreut den Mann,
Knab' und Hund soll spüren,
was in dem Haus thuet stan."

Nun weiß man auch, was die Alten meinen, wenn sie sagen, sobald ein Landsknecht abzieht, nimmt er 3 bis 4 „Regäzen" an: es sind dies ragazzi (Knaben, Jungen), und weist der Wortlaut auf alten Brauch der Landsknechte in Italien. Das waren die Plänkler der „Alten", die zur

Umschau vorgingen, und was sie berichteten, konnte sodann listige oder gewaltthätige Ausführung erleichtern. List und Gewalt wurden überhaupt zunehmend die Mittel. Ein anderes Lied kennzeichnet dies:

„. . . . . ein Orden,
der ist hoch in Betlern worden,
das sind die Landsknecht auf der Gart,
die plagen auch den Bauern hart.
Die selben bitten nicht in Demuts Gestalt,
sondern fordern das mit Gewalt."

Und ein Zweiter singt:

„Ich thue
auch der Bauern Fluchen nicht gremen;
gebns mir nichts, so thu ich's nemen,
droh in zu schießen auf die Haut."

Zwei und mehr waren stets im Erfolge sicherer als Einer. Das schildert eine gereimte Lehre:

„Nun wenn ir kumt in's Bauern Haus,
so lebt mit klugen Witzen,
Einer geh' ein, der Ander bleib heraus,
und lueg, wo die Hennen sitzen."

Auf das liebe Federvieh hatten sie es besonders abgesehen. „Gäns legen groß Eier", meint der ehemalige Landsknecht Kirchhoff in seiner Lebensbeschreibung. Ohne Hühner und Gänse sah man die Gartknechte selten auf den Straßen; ein solcher gestand der steierischen Sicherheitsbehörde der achtziger Jahre, er habe ihrer an 800 gestohlen.

„In Hungersnot schlag Hennen tot,
und laß kein Gans mehr leben,"

heißt es in solchem gereimten Unterrichte für gartende Landsknechte oder die als solche gelten wollten, und dann geht es weiter:

„Trags ins Wirtshaus, rauf d' Federn aus,
da brat man dir's gar eben,
und setzt dir's oben an den Tisch,
da iß und trinck und leb ganz frisch."

Der Wirth aber muß auch sein Theil abbekommen: wie es an das Zahlen gehen soll, fangen die losen Kumpane unter sich Streit an, werfen sich gegenseitig zur Thüre hinaus, und gehen dann zusammen durch.

Allein auch diese einseitig schöne Zeit geht vorüber: die Anderen im Lande wollen es nicht mehr leiden, da werden sie verjagt, dort gefaßt, gehauen oder gehängt, und darauf zielt der bitterliche Klageton:

„Das Garten, Mausen und das Rauben
Will man uns auch nicht mehr erlauben!"

Wie traurig!

Niederösterreich litt an der Wanderplage kaum weniger als Steiermark, hatte aber 1570 einen Ableiter sich geschaffen. Graz scheint längere Zeit davon nicht erfahren zu haben, denn fast 10 Jahre vergingen, ehe es in die gleichen Bahnen einlenkte. Bis dahin wurde in jährlichen oder halbjährlichen Erlässen fortgethan. Zwischen solchen lagen nun, wie man sich denken mag, viele kleine und große Klagen; im „grauen Hause" in der Herrengasse mögen redliche Männer wahrhaft tief sich bekümmert haben, weil sie nicht helfen konnten. Da die Gerichtsherren an dem Zustande Schuld trugen, und doch wieder Abhilfe verlangten, schrieb man (z. B. an Wilhelm v. Gleispach) aus dem Landhause, die Herren sollten mit ihren Unterthanen zusammen selber Ordnung machen; todtschlagen sollten sie derlei Gartbrüder, wenn sie sie nicht im guten wegbrächten. Die Stelle aber ward gestrichen, und dafür setzte man, wie sonst, „gefänglich einziehen und auf Grund

der Erlässe behandeln". Es lebten also in der Herrengasse zwei Strömungen: eine verzweifelte und deshalb gewaltthätige, und eine mit sehr niederem Krafteinsatze, die Alles beim Alten ließ, und diese behielt Oberwasser.

Um 1578 endlich durfte man in Steiermark über das niederösterreichische Hilfsmittel Näheres vernommen haben, denn im Landtage zu Graz meldeten im December die Ständeherren dem Erzherzoge, sie beabsichtigten wider das Gartvolk versuchsweise einen Landprofosen*) einzusetzen, und bäten, der Landesfürst möge an dieser Einrichtung sich betheiligen. Und wie denn früher blos von machtlosen Hinschleppen gesprochen werden mußte, so ist es jetzt erfreulich, berichten zu können, daß knapp binnen vierzehn Tagen Regierung und Land im Wesentlichen der Sache sich einten. Es war als ob man einen Schlüssel, ein Zauberwort entdeckt hätte, nach welchem mehr als fünfzig Jahre hindurch vergeblich gesucht und gegriffen worden. Die Stände verlangten für sich das Ernennungsrecht, wofür sie die Kosten tragen wollten, und dem Erzherzoge sollte der Mann den Treueeid leisten. Wegen dessen Unterweisung wendete sich die Regierung ein paar Male vergeblich um Abschrift nach Wien; da waren (1589) die Steirer den Kärntnern rascher gefällig. Wegen öfterer Abwesenheit des Erzherzogs von Graz, zogen sich jedoch die Verhandlungen zur Feststellung der Vorschriften bis in den Juli 1579 hin, und am 1. August dieses Jahres trat der erste Landesprofos sein rettendes Amt an.

---

*) Das Wort kam aus dem französischen prévost, neue Form prévôt, dieses vom lateinischen praepositus, und bedeutete, sowohl im Civile als im Militär, einen Sicherheits- und Gerichtsbeamten.

Er hatte das ganze Land zu bereisen. Aber merkwürdig selten geht er in die „Grafschaft“. Darunter meinte man damals Cilli, das sich noch in eigenthümlicher Weise vom „Herzogthum“ abschied. Dort stand in der praktischen Verwaltung die landesfürstliche Gewalt obenauf. Den Landprofosen wies man an, besonders den Thalungen und Winkeln, in welche die Gartbrüder mit Vorliebe sich drückten, sein Augenmerk zuzuwenden, auch nicht zu festen Zeiten, sondern nach Thunlichkeit plötzlich, sozusagen überall und nirgends aufzutauchen. Er hatte die „hin und wider viel gartenden Landsknechte, so sich allein des Gartens und Bettels betragen, die armen Leute beschweren, nothdringen und vergewaltigen, auch viel unnützes, verdächtiges, müssiggehendes, herrenloses Gesind, so sich der Arbeit schämt und das Land verunreinigt, bei denen sich auch in diesen geschwinden (wechselvollen) Zeitläufen Verkundschaftungen (Spione) und anderer Gefahren zu besorgen,“ aufzuhalten, die mit richtigen Pässen auszuweisen, die ohne solche durch seinen Diener dem nächsten Landgerichte zur Untersuchung und Bestrafung, oder nach Graz zur Arbeit in den Festungsgräben einzuliefern. Ganz ebenso nach Umständen wäre es mit den Arbeitsscheuen zu halten. Auch über den Stand der Wege und Stege, der Brücken und Poststraßen solle er berichten. Das Mißtrauen der Landgerichtsherren ward durch die Versicherung zu stillen gesucht, daß keine Verhaftung auf ihrem Boden ihren Privilegien nachtheilig sein solle; aber sie hätten den Landprofosen zu unterstützen, und ihm Bauern bis zu 50 Mann zum Triebe beizustellen, auch alle Verhafteten, die er ihnen abgäbe, gerichtsmäßig zu behandeln. Dann waren ihm noch fleißige und ausführliche Berichte an die Regierung und Stände aufgetragen.

Selbstverständlich hatte er ein Gefolge, dessen Auswahl ihm frei stand, und strenge Zucht desselben wurde ihm zur Pflicht gemacht. Es bestand aus zwei Trabanten mit Hellebarden, vier Schützen und einem Steckenknechte, dem Vollzieher seiner kurzgefaßten Weisungen. Dem Profosen waren zwei Pferde bewilliget, wofür er 20 fl. monatlich bekam; jeder Trabant hatte 8, jeder Schütze 6 und der Steckenknecht 5 fl. Das sind aber nur sogenannte „Wart- und Liefergelder" gewesen, die, scheint es, die Regierung übernahm. In Wirklichkeit bezog der Profos 1020 fl. an Gehalt, der ihm vierteljährig von den Ständen für sich und seine Leute ausbezahlt wurde. Somit hatte er davon auch sein Gefolge zu entlohnen. Strenge lautete die Vorschrift, das Landvolk in Lebsachen nicht zu belästigen; Geschenke zu nehmen, oder gar Begünstigungen aus solchen wurden bei Strafe verboten. Im Grunde jedoch waren die Leute doch blos Söldner, und somit auf Beuteantheile gewiesen, wie ja auch die Gerichte sich an der Habe der Abgestraften schadlos zu halten suchten. So begreift sich dann, wenn solche Landstreicher, die Einiges ergattert hatten, viel ärmer aus den Händen der neuen steirischen Hermandad kamen, als sie gewesen, ehe sie in dieselben gerathen waren.

Der erste Landprofos war der Weisbote des Landrechts, jenes ständischen Gerichtes, dem der Landeshauptmann oder Landesverweser vorsaßen.*) Die Landschaft

*) Der Weisbote war, was der französische Huissier noch heute, halb Diener, halb Beamter, der Saalhüter und Vorrufer „bei habenden Rechten" des Landeshauptmanngerichtes; wenn der Vorsitzende gegen 11 oder 12 Uhr sein „Morgenessen" einnehmen wollte (was man heute Gabelfrühstück nennt), dann reichte er dem Weisboten den Gerichtsstab „und pefiehlt im, das Rechten bis auf

rühmte ihm nach, daß er sowohl zur Stillung des Bauernaufstandes in der „Grafschaft" löblich mitgewirkt, als auch bei der Oberleitung der Holzhauer gelegentlich der Befestigung von Betschwar und beim Verhaue der türkischen Pässe in Croatien eifrige Dienste geleistet habe. Von Math. Kolhofer, den sein Amt vielfach in's Land hinausgeführt und der es demnach auch kennen konnte, liegt blos ein Bericht vor; das nächste Actenstück sagt bereits, daß er die Sache satt bekommen, und wieder nach den Hallen der ständischen Frau Themis sich sehne. Dazu hatte es blos fünf Monate bedurft, und was ihm die Aufgabe verleidete, waren wieder die schon gerügten Mängel bei den Stadt- und Landgerichten. Diese ließen eben die Verhafteten, welche er ordnungsmäßig abstellte, hinter seinem Rücken laufen. Darin waren Alle gleich, mit denen der Profos zu thun bekommen, auch der Stadtrichter in Graz und die Regierung selber, die „also lind" mit dem eingebrachten Gesindel verfuhr, daß Aerger, Schande und Schaden daraus für Jene erwachsen mußten, die sie angezeigt und eingebracht hatten. In größter sittlicher Entrüstung sprachen sich die Verordneten „nach oben" aus: die unfolgsamen Gerichte seien zur Verantwortung zu ziehen; „wir sollen", sagten sie, „das Land vor den Türken schützen, und sind außer Stande, unserer inneren Türken uns zu erwehren"; an bestimmtem Tage sollte eine allgemeine Streifung das Land säubern; nichts besser, als dem Profosen noch einen Freimann mitzugeben, der einige rasch abgehandelte Gartbrüder auf dem Flecke hin-

---

12 Ur oder 1 Ur einzustellen." Eine Hauptaufgabe dieses war jedoch die Durchführung der Civilgerichtsurtheile, die Einführung in den erstrittenen Besitz, die Vornahme der Pfänd- und Feilbietungen u. s. w.

richte. Dagegen sprach aber wieder die privilegirte Gerichtsbarkeit und die Landesgerichtsordnung, denn der Ausweg des Standrechtes war noch nicht gesetzlich gefunden. Daher schlug die Regierung das „Kennzeichnen“ vor. Dies begriff das Abschneiden von Ohren oder Nasen; aber dagegen kehrte sich die Landschaft, weil die Maßregel leicht Unschuldige treffen, und anständige Söldner abschrecken konnte, im Lande nach Dienst sich umzusehen.*)

In diesem Hin und Her ward Jacob Bittner zum Landprofosen vorgeschlagen, und im März 1580 vom Erzherzoge beeidet. Die Stände wirkten ihm zweierlei aus: 12 fl. monatlicher Zulage zum Reisegelde und einen Freimann (mit 8 fl. Dienstgeld) zur Uebung rascher Justiz. Förmlich über Nacht war alle wünschenswerthe Energie bei den Verordneten eingekehrt, und blieb auch.

Wenn wir in Graz einmal eine zeugende Kunstschule für Geschichtsmalerei bekämen (wofür jetzt nur schwache Aussichten), dann ließe sich die Gruppe des Landprofosen beim Auszug oder in Thätigkeit auf offener Straße als beachtenswerthes Motiv ihr empfehlen. Er, der Führer mit seinem Gefolge, das in Einzelexemplaren auch eher den Stempel von Gartknechten als von ämtlichen Schutzmännern trägt, vor einem gemischten Haufen angehaltener Landstreicher, davon Mancher und Manche beladen mit Dingen mehr willkürlichen Fundes als redlichen Erwerbes, und Einige bereits in Handhaft des Steckenknechtes oder seines Obmannes, Meister Hammerl's!

Bittner, aus Heringen, einer kleinen Stadt Altsachsens (heute im Regierungsbezirke Merseburg), war

*) Offenbar um Kolhofer zu trösten, bewarb sich die Landschaft für ihn um Zuerkennung eines Wappens „sambt der Cron mit Lehens Artikel und taxfrei.“

der richtige Mann, und das Landprofosenamt der richtige Dienst für ihn — eine Persönlichkeit, in die man sich vertiefen, und mit der man vielleicht in einiger Vorliebe sich beschäftigen kann. Allerdings muß er seine guten Gründe gehabt haben, den Posten eines stiftischen Hofrichters zu Rotenmann aufzugeben, und eine Stelle anzunehmen, die durch fast 20 Jahre seine körperliche und moralische Kraft voll beanspruchte. Der Mann besaß Bildung, hatte gelehrte Schulen hinter sich und auch in der Welt Umschau gehalten, saß fest in Latein, Bibel und Geschichte, las viel, und wenn er aus seiner Heimstätte in Judenburg, die zu erwerben die Stände ihm ermöglicht hatten, von seinen Fahrten Berichte gab, stattete er sie bequemlich, gelehrt und überzeugend aus mit Citaten, die er ebenso gut römischen Dichtern und Prosaisten, als der heiligen Schrift und dem Codex Justinians entnommen. Das war Jena, wo er den Wintersemester 1557 studirt hatte,*) und das nun in seinem Amte sich nicht verleugnete. Recht lebhaft ward er daran gemahnt durch eine geschäftsmäßige Begegnung, gleich zu Beginn seiner Thätigkeit. Es lief ihm nämlich (1581) ein Landsknecht, Moriz Pensolt, in die Hände, und im Hin und Wider ergab sich, daß der ein Vetter seines ehemaligen Professors des Griechischen an der Thüringer Hochschule war.**) Die Verwandtschaft nützte jedoch dem Kunden wenig: vielleicht just aus Achtung für seinen ein-

---

*) Ich verdanke diese Nachricht der gütigen Mittheilung des dortigen Oberbibliothekars Dr. Müller. Die Matrikel sagt: „1557 a mense Julio per semestre (inscriptus) Jacobus Bithner Heringensis.“

**) Ein anderer Pensolt war in den neunziger Jahren ein sehr geachteter Oberlehrer an der (protestantischen) Schule zu Murau, und des berühmten Martin Zeiller Erzieher.

stigen Lehrer schickte er dessen Neffen in den Kotter von Hanfelden bei Unterzeiring. An vielen Stellen seiner Berichte, die ebenso zahlreich, als lesbar und belehrend, bricht die gelehrte Erinnerung bei ihm durch. Als er ein durchgegangenes Eheweib (1583) einliefert, bezieht er sich auf den Apostel Paulus und des Leviten Gattin, gleich daneben auch auf die Spartaner, welche aus Gleichgiltigkeit in solchen Dingen die Schlacht bei Leuktra verloren hätten. Sein sittlicher Ernst schließt aber gelegentlich einen herzhaften Fluch, und nebenan kleinen Witz nicht aus. Zu Ersterem hatte er mehr Anlaß. Da trifft er (1594) im Oberlande eine Anzahl Garter, „under welchen Bartel Los mit Namen und That ein loser Gartknecht", und als er von der Fluchtbereitschaft Einzelner vor derlei Volke hörte, sagte er, „da Eyner gern fleucht, ist er bald gejagt". Zuweilen führt er einen Spaß auf die Länge durch. Dazu dient ihm (1597) ein Bursche, den er in der Palsau abfaßt, und der als angeblicher Student gartet. Er will Wittenberg und Padua besucht haben, und Bittner redet ihn lateinisch an: der Landstreicher will Alles vergessen haben. Bittner läßt sich von Wittenberg erzählen, aber was der Landstreicher antwortet, zeigt, daß er die Stadt nie gesehen: er sei ein Polake, und helfe sich bei Leuten mit Schreibereien fort. Aber Bittner überzeugt sich, daß er auch über Krakau nur schwatze, und was er ihn schreiben heißt, kann Niemand lesen. Das Alles macht den Menschen immer verdächtiger; bei der Drohung mit der Folter schwört er, keine Genossen zu haben; nur Flunkern treibe er, und als angeblicher Student kriege er leicht eher und mehr von den Leuten; seit 10 Jahren hätte er so sich fortgebracht. Seiner Lügen wegen haut ihn der Steckenknecht blos mit Ruthen durch.

Ein grimmer Haß erfüllt ihn gegen die Zauberer. „Du solst kain Zauberer leben lassen", sage die Bibel, und wehe dem Schwarzkünstler, der in seine Hände fällt. Bittner ist tiefreligiös, und sein Herz, als eines steifen Protestanten, gehört der neuen Lehre, und den Ständen, die ja auch bekanntlich weitaus meistentheils der letzteren anhingen. Seiner landschaftlichen Oberbehörde berichtet er (bereits seit 1582), was etwa Verdächtiges gegen die Religion ihm zugetragen wird; als dagegen die Regierung (1598) ihn zu den aus religiösen Anlässen aufständischen Bauern von Oberwelz abordnet, geht er zwar dahin, drückt und dreht aber sich und die Dinge so, daß sein Verhalten — einer Dienstverweigerung sehr ähnlich sieht. Und das bringt ihn auch schließlich um's Amt.

Von seiner Aufgabe ließe sich fast sagen, sie habe multum, sed non multa begriffen: blos eine Gattung Leute, doch was sie nicht an Arten zählte, das wog sie an Gewichtsinhalt vielfach auf. Da waren seinen Nachfolgern des XVIII. Jahrhunderts weit reichhaltigere Programme gestellt. Er hatte dem landstreichenden Volke nachzuziehen, es anzuhalten und für Vergangenheit und Gegenwart zu untersuchen, je nach Befund auszuweisen, oder ihnen zu eigener und der Anderen Warnung einen Gedenkzettel mitzugeben, oder sie an die nächsten Gerichte oder nach Graz „zu weiterer Amtshandlung" abzuliefern. In diesen Kreis fielen gartende oder nichtgartende Landsknechte, gleichgiltig, ob „eingeschrieben" und vorläufig auf Wartegeld, ob zureisend oder verabschiedet, Arbeitsscheue aus dem Bauernstande oder Gewerbe und redliche Handwerksbursche, Zigeuner und sonst flügges Volk, das Haus und Hof, Weg und Steg unsicher machte. Wir werden ja später sehen, wie Bittner als wahrer Biedermann wider

Gerechte und Ungerechte verfuhr. Manches muthete man ihm freilich über die Vorschrift hinaus noch zu, da seine Gelegenheit bequem und billig zur Hand, Anderes dagegen hielt er für seine ungeschriebene sittliche Pflicht. Die ständischen Einnahmen litten durch den Weinschmuggel, und so sollte er nebenbei auch darauf achten oder dagegen einschreiten; der Obristjägermeister verlangte, daß er aus den landesfürstlichen Jagden bei Judenburg die Wildschützen vertreibe; dorthin erbat man ihn, weil ein Gericht mit einem straffälligen Insassen nicht fertig werden konnte, und dahin, daß er Bauern schrecke oder nach Graz liefere, die mit Verwalter und Pfarrer in Glaubenshader standen, was man aber gerne als gemeine Unbotmäßigkeit behandelt hätte. Solcher Dinge erwehrte sich Bittner nach Kräften. Wir gehen kaum irre, wenn wir in ihm eine Persönlichkeit ersehen, die in einer Art Liebhaberei Bequemlichkeit und Gut in die Schanze schlug, um in ureigenem sittlichen Streben für Gottesgebot und Landesnutzen Ersprießliches zu leisten. Und derlei Männern muß man freie Bahn belassen. Gewöhnliche Naturen hätten die Menge Strapazen und Aerger nicht, wie er, zwanzig Jahre lang ertragen. So trieb er, ohne daß bestimmte Befehle deshalb vorlägen, auf eigene Faust, und gewiß zu Gefallen der Oberen, Sittenpolizei, verfolgte dunkle Ehen, lüderliche Weiber und Dirnen, sogenannte Zauberer, die jedoch im Grunde blos eine Abart der Gartbrüder waren, und endlich Hexen. Die Erfolge seiner Thatkraft wurden indeß häufig durch die Lauheit der Gerichte zu schanden, und er gewann darin einigermaßen nur dadurch, daß ihm die Stände (1584) das Richterbefugniß zuwendeten: jetzt durfte er für geeignete Fälle sofort „den Stuhl“ setzen, wählte taugliche Männer aus den nächsten Städten,

Märkten oder Gerichten, oder ließ von Letzteren solche sich zuweisen, verhörte, ließ das Urtheil fällen und augenblicklich auch ausführen. Aus verzagtem Rechte war durch das sapere aude ein wanderndes Standrecht geworden.

Für seine Fahrten konnte er nicht Jahreszeit noch Wetter wählen, noch durften ihn solche Gebirge oder Entfernungen behindern. Da geht es im März von Judenburg, wo er mit Rücken saß, nach Scheder, über den Kammersberg nach Oberwelz und über die Alpen nach der Zeiring; im November von Graz muraufwärts nach Judenburg und Obdach, über die Waidalm nach Neumarkt und Murau und wieder murabwärts nach Obdach, über die Pack in die verlorenen Winkel des Herzogberges in das Kainachthal bis Moskirchen, Kundschaften nach gegen Stainz, und über Landsberg und Eibiswald, bis an die Drau; im October von Judenburg nach S. Peter und Oberwelz, über den Brandwald nach Zeiring, über den Tauern in's Paltenthal, aufwärts das Ensthal bis Schladming, und wieder zurück nach Admont, S. Gallen, Reifling, in die Palfau und Gams, und über den Tauern heim; im Jänner aus dem Murboden über die Rachalm nach der Kainach und diese hinab, und gleich darauf im Februar von Graz nach Deutsch-Landsberg, dann gegen Osten nach Wolfsberg, S. Stephan im Saßthale und, die Thalstränge nordwärts abtreibend, bis Feldbach und Kirchberg; und wieder ein anderes Jahr im Februar über die Selkertauern nach Schladming, durch den Stein nach Aussee, hinab nach Admont und S. Gallen. Das sind blos einige Winterfahrten, und im Ganzen liegen nahezu hundert Reiseberichte vor. Er bewältigt erstaunliche Strecken, und legt auf solcher Menschenjagd zuweilen sechs Meilen im Tage zurück. Und stellenweise mit welchen Mühen!

Schlechte Wege überhaupt, die Mann und Pferd in Gefahr bringen oder wirklich schädigen; dann auf Höhen hinauf, die ihn zwingen, die Pferde zurückzulassen, um ja nur den Gartern den Weg abzuschneiden und sie abzufassen, wo sie ihn am wenigsten erwarteten. „Es halten," schreibt er 1582, „die Gartknecht sich nur (inner) des Gebirgs, daß es nit möglich, daß ich inen (anders) köndt zukommen, als zu Fues." Anderseits begegnete es ihm sehr oft, daß sein Wild bereits acht Tage vorher über ihn Wind bekommen und seitwärts wechselte, und außer derlei Bundesgenossen unterm Landvolke hatten die Garter auch ihre Kundschafter. Dergleichen erwähnt er mehrmals. Auf dem Kirchtage zu Pöllau kommen, wie er sagt, Tausende des Gelichters und Bettler zusammen, und als er dort auftritt, findet er blos Dutzende, denn ihre Vorposten hatten ihn gemeldet, und die Masse war nach allen Seiten davon. Oefters gaben Dorfbewohner ihnen auch größeren Halt: da waren besondere Schlupfwinkel bei Wirthen und Bauern in Maierhöfen bei Heiligenkreuz a. Wasen und in Heiligenkreuz selber, der im Ganzen verrufensten Gegend. Indeß mangelte es auch anderwärts nicht an derlei Stützen und Hehlern. Ob Judenburg gelingt es ihm fast, acht Garter bei einem Bauern zu überraschen; sie konnten aber noch sich retten; der Bauer sagt, sie seien gegen Obdach hin, und Bittner eilt nach, indeß die Bursche bequem muraufwärts laufen. In Traboch findet er vierzehn Garter mit sieben Dirnen bei einem Schmiede; der verwehrt ihm den Eingang in's Haus: nur mit Bewilligung der Grundobrigkeit stünde ihm dieser frei; blos mit List dringt er ein, und faßt noch einige ab. Oberhalb Deutsch-Landsberg, in Freiland, wehren sich die Bauern gegen ihn, da er flüchtige Garter

verfolgt; die armen Teufel fürchteten wohl, daß die Entwischten hinterdrein ihnen die Höfe anzündeten.

Dabei ist er, wenigstens in den ersten Jahren, seines eigenen Gefolges nicht vollkommen Herr; geht er nicht mit ihnen, so treiben sie lau und laut dahin, das Eine innerhalb ihrer Aufgabe, das Andere mit den Bauern, mißhandeln diese, und im Rausche sich gegenseitig; nur die Furcht vor ihm schütze noch sein Leben; „aber," sagt er, „bei aller Schärfe kann ich das verfluechte Saufen bei inen nicht abstellen." Schon im Nov. des ersten Jahres schreibt er von seiner „rechten Hand": „Meinen Freymann hab ich urlauben müßen, hat hin und wider die Wirt angesetzt, und da er ein Monat 20 fl. gehabt, es auf sein Saufen im nit khleckchen thet, hat (er) alle Unrue under den Khnechten angericht, auch ainen mit ainem Stain schier ein Aug ausgeworfen, und da er seines Gefallen sein licentiam nit hat haben khinnen, ist er mir drolich worden: da ich einmal scharmuzeln wurd, und vermeinen thet, er solt mir helfen, da wolt er mich zum ersten khöpfen und meine andern Diener; es solten uns die Panzer nit viel helfen."

Die größte Kümmerniß jedoch bereiteten ihm einzelne Landgerichte, besonders im Oberlande, auch manche Stadtrichter, und ein Bannrichter, der den Rechtsbegriff wie Wachs modelte. Alle seine Berichte durchzieht, neben dem gewöhnlichen Jammer über das Streifgesindel, diese eine bittere Klage. Zuweilen faßt er sie allgemein: „Es geht in den Landgerichten schlecht zu; man sucht mehr das Einkommen dann die schedlichen Personen, derwegen kain Wunder, wenn die Straßen unsicher werden." Allerdings sagt er ein andermal, „die Gericht klagen, mit was großen Unkosten und Beschwarungen sy solche Leute müssen

gefenglich halten, und nachmals hinrichten lassen." Dafür waren sie aber doch privilegirt, und falls man an diese Privilegien rührte, weil sie sie nicht entsprechend übten, hatte das Klagen kein Ende. Ein gar eigenthümlicher Herr mag der Bannrichter auf der Frauenburg bei Unzmarkt gewesen sein. In dem Streite, den der Schreckmüller bei Oberwelz seinem Grundherrn, einem von Jarmannsdorf, aufhalste, spielte er ein wenig erbauliche Rolle. Was sind das für Leute, schreibt Bittner, wie der Mann, „der von Amts und Person wegen Macht hat, Malefizpersonen trotz deren eigenem Bekenntnisse freizulassen, Beisitzer nach Gefallen abzurichten, ungerechte Sachen gerecht zu machen, rebellische Unterthanen zu vertheidigen, und in ihre Güter wieder einzusetzen!" Thatsächlich gingen diesem Bannrichter die von Unzmarkt und Neumarkt herbeigerufenen unabhängigen Geschwornen davon, ihre Theilnahme an seiner Verfahrensweise damit ablehnend. Den Landrichter des Freiherrn Pögel zu Reifenstein nennt Bittner „selber eine famos Person", was wir heute als übel beleumundet oder berüchtiget auffassen. Aber sein Herzenswurm fast die ganze Dienstzeit hindurch war Hans Christalnigg, Pfleger des Freiherrn von Herberstein auf Freienstein bei s. Peter ob Leoben. Er stellt dem Landprofosen keine Bauern zum Triebe, will aber auch nicht dulden, daß dieser in seinem Bezirke amthandle, und redet die Nachbargerichte auf. Das gibt den Bauern, die es vielleicht mit den Gartern halten, wie der Schmied zu Traboch, den rechten Muth zum Widerstande. Dabei haben die Streichleute auf der Stapfenhube in s. Peter und beim Pfaffelmaier zu Donawitz ihre festen Zukehren. Regierungs- wie ständische Mandate prallen an diesem Pfleger ab, und leider ist eben in diesem Gerichte zu s. Michael, wo drei Thäler

sich scheiden, der Gartwandel am lebendigsten. Die Beziehungen zwischen diesem Privatbeamten und dem von Regierung und Ständen bevollmächtigten Landprofosen werden zuletzt derart schneidig, daß Christalnigg einmal mit seinen Knechten, bewaffnet und schußfertig, der Schar desselben auf offener Straße entgegentritt. Er sei selber Kriegshauptmann, sagt er; wo es am Platze, werde er wohl Ordnung machen; der Profos schiebe ihm das Pack nur zu, wenn er demselben alles Werthbare abgenommen, und ihm sollten dann Mühe und Kosten bleiben. So kehrte sich auch hier die Geldfrage hervor, der Eigennutz zum Schaden der Gesammtheit. Bittner dagegen konnte nur erklären, es sei bekannt, wenn man diesem Pfleger nicht mit Hunderten von Gulden käme, richte man nichts aus. Uebrigens behandelten sich die Gerichtsherren unter einander auch nicht besser. Zwei Herren von Steinach fassen in ihrem Burgfrieden (1562) einen Dieb. Als schweren Verbrechen wollen sie ihn am dritten Tage, wie er steht und geht — „wie er mit Gürtel umbfangen,“ lautet der gesetzliche Ausdruck — an das Landgericht Wolkenstein abliefern, allein Freiherr Ferd. Hoffmann lehnt die Uebername rundweg ab, wenn der Mann nicht Alles mithätte, was man bei ihm betreten. So geht derselbe frei aus. Wenig Freude machte Bittner auch einmal der Verwalter von Göß, Philipp Sittich. Der hatte zwölf Gartknechte festgemacht, und Bittner wurde zur Uebernahme herbeigerufen. Als er eintrifft, war das Dutzend freigegeben, und der Verwalter — klugerweise verreist. Der Stiftssecretär meint, gute Leute hätten für die Landstreicher gebeten; Bittner möge nur der Aebtissin seinen Besuch machen; die würde ihm Näheres sagen. „Nun,“ schreibt er empört an die Verordneten, „ist mir Euer Gnaden Bevelch und

mein Ampt höher, als (der Frauen) ir Suppen," füttert rasch im Wirthshause ab, sattelt auf, jagt den Gartern nach und ereilt sie zu Traboch im Liesingthale. Die handfaule Weise, mit welcher der Stadtrichter zu Bruck a. d. Mur dem wochenlangen, weintollen Straßentreiben mehrerer Landsknechte zusieht, das Hinziehen der Verhandlungen beim Landgerichte zu Marburg, die Lässigkeit des Hubamtes*) zu Graz, das trotz reichem Einkommen nichts für die Sicherung seiner Unterthanen aufwenden und immer nur den Landprofosen bemühen will, erregen seinen lebhaften Unmuth.

Wie man aus den Berichten Bittner's neben Anderem ersieht, ging es nicht gut an, sämmtliche Garter mit gleichem Maße zu messen, vorausgesetzt, daß sie wirklich Landsknechte waren und kein Unwesen trieben. Die wir „die Echten" nennen wollen, gingen eben damals, gleich Handwerksburschen, durch's Land, suchten bei Herren, Fürsten oder Ständen Beschäftigung, und ehe sie derlei fanden, trieben sie anständig die Gart. Von den Zahlen, die sich derart in Bewegung setzten, kann man sich einen Begriff aus den Aufzeichnungen des Kellermeisters von Seckau machen. Dort klopften (1597) vom Jänner bis Mai in 5 Tagen 40, in 28 Tagen 359 Landsknechte an die Pforte; nie rückten sie zu weniger als zu dreien, aber auch 14, 15, 17, 18 und 24, einmal sogar zu 80 vor's Haus. In Stainz, namentlich aber in Landsberg, war es nicht besser. Die eigentliche „Fechtzeit" blühte vom Herbste bis in's Frühjahr. Das war und blieb herkömmlich, und der Bauer hatte auch nichts dagegen; denn waren sie in der Nähe, so halfen sie ihm ja den eigenen

*) Das landesfürstliche Rentamt.

Kriegsdienst ablösen. Der Pfennig „Laufgeld" war auf der einen Seite Recht, auf der anderen Pflicht geworden, und hieß auch „die gewöhnliche Gart." Bittner's Aufgabe war blos, die schrillen Uebelstände zu beseitigen; gab es vielleicht da und dort der anständigen Landsknechte zu viele, so griff er selber in die Tasche, um sie leichter fortzubringen. Für Handwerker in der Rotte suchte er Dienste in Märkten und Städten. Zuweilen gab er in der Minderzahl anrückenden Söldnern selber die Erlaubniß im Lande weiter zu ziehen, und damit das Recht „der Gart beschaidenlich außer Klag sich zu gebrauchen". Die besten Erfahrungen hatte er aus derlei Nachsicht keineswegs: denn wendete er den Rücken, so schlugen die sich zu Anderen, oder umgekehrt, und das Jubiliren auf Kosten der Bauern hub erst recht an. Andere Landsknechte genossen als Geworbene bis zum Ausmarsche Wartegeld, „aber weil sie vollen Hals haben wöllen, und inen das Wartgelt nicht erklecken thut", ergänzen sie es durch unverschämtes Garten. Dem ließ sich schwer beikommen. Noch schlechter stand es mit den Heimzüglern aus Croatien: entlassen waren sie für den Augenblick, aber im nächsten mochte man sie wieder haben wollen, und da sie kein Wartegeld beziehen, rathen die Hauptleute selber, ihnen bei der Gart durch die Finger zu sehen. Manchmal, und in der Umgebung von Graz, geben Hauptleute den geworbenen Söldnern Gartfreiheit, und zwar wie sie sagen, mit Erlaubniß des Erzherzogs. Allein so war es von dieser Seite gewiß nicht gemeint, denn jetzt, sagt Bittner, „ist ein Schlemmen und Saufen in allen Dörfern herumb, das zu erbarmen ist." Am übelsten indeß thaten jene Amtleute, welche die Garter von sich und ihren Herren dadurch abstreiften, daß sie ihnen sagten, sie sollten ihren Bedarf bei den Bauern sich holen.

Die Berichte Bittner's an die Stände geben vollen Einblick in die Masse seiner Empfohlenen und in ihr Treiben, nennen sehr häufig deren Namen, Herkunft, Kriegsdienste oder Gewerbe, bieten die Verhöre, ohne oder mit Folterung, und weihen in eine Fülle von Unthaten ein. Aber es scheint, daß ihm noch weit mehr entwischten, als er fassen und leicht oder strenge abfragen konnte und noch größere Zahlen werden ihm genannt, denen nachzujagen kaum zweckmäßig gewesen wäre. Böses Gewissen gibt bekanntlich Flügel. Von denen, die er stellte oder fing, sind vor Allem die Landsknechte, die ihm ihre Entlassungsbriefe weisen müssen, und darunter finden sich sogar, die einen gewissen Rang bekleidet hatten: so ein ehemaliger Leibtrabant Erzherzog Ferdinand's von Tirol, oder der frühere Wachtmeister Unger, der im Pelsthale eine Bande förmlich warb, und in's Ensthal führte. Da sind sie zu Dutzenden, die zweifelhaften Gestalten, welche aus den Quartieren von Süd-Steiermark, von Kärnten und Krain, aus Schlesien, Ober-Ungarn, Croatien und Slavonien gekommen waren, die in Luxemburg und den Niederlanden, in Frankreich, Italien, Spanien und sogar in Portugal sich herumgeschlagen. Manche hatten zwei, drei, auch mehr Dienstentlassungen bei sich; so Einer, der 1570 in Koblenz, 1574 in Tortona, 1576 in Formigara, 1578 in Laibach und 1579 in „Castel Belot" verabschiedet worden. Zuweilen erfährt man auch, weß Handwerks sie von Hause aus gewesen; allein die Anmerkung der Gewerbe trifft zumeist solche, die „weder Stuhl, noch Stange" suchten, sondern am liebsten mit erfahrenem oder durchtriebenem Kriegsvolke, auch in Nachahmung desselben, in die fröhliche Weite gingen. „Ein Jeder, der sonst nirgend zutöcht (hinzutaugt)", sagt ein Sittenprediger der Zeit, „auch kaum

ein Vaterunser beten und fünf zelen kann, mueß itzund ein Landsknecht sein, einen Spieß auf der Achsel und ein Weib hinter ihm treten haben, und die Dörfer gartend besuchen.“ Von dem Schlage mag auch Math. Sperl von Mureck gewesen sein, der 1590 die steiermärkischen Landesverordneten um eine Gnadengabe begrüßte, und erzählt, wie er in's Kriegsknechtswamms gekommen: „Weil ich dan von Jugend auf so gern, und viel lieber als manches Thierlein Wild, über Perg und Thal zu lauffen Lust und G'fallen (hett), durch dise opiniones und Mittel (hab' ich mich) für ainen Landtsknecht gebrauchen lassen“.

Das Alphabet der Handwerker dürfte kaum bedeutend zu ergänzen sein: vom Schuster und Schneider bis zum Sporer, Gold- und Klingenschmiede ist die Reihe durch etwa dreißig vertreten, ungerechnet das Volk der Jungen oder Buben, so wie der landwirthschaftlichen Hilfsarbeiter, der Bauernknechte, Bergheuer, Viehhüter und Keischler. Natürlich, auch Schule und Wissenschaft lagerten Einige von Entgleisten ihrer Jüngerschaft in diese Kreise ab, echte und auch falsche. Unter Ersteren, deren Bekanntschaft Bittner machte, nennt er den Studenten Rebelius aus Groß-Glogau, einen Wilhelm Luther aus Mannsfeld, den er offenbar in fachliches Verhör gezogen und mit „hat wohl studirt“ anmerkt; dann einen Namensvetter des bekannten Wiener Schullehrers und Dichters, Wolfgang Schmälzel aus Rosenheim, einen gewissen Maierhofer, „ein varender Schüler“ und Trompeter dazu, vielleicht ein minder gelungener Vorgänger Werner Kirchhof's, unseres Spielmanns von Säckingen. Einen namens Seebacher, dem er zwiefache Anerkennung widmet, nämlich, „zimlich wol studirt, ist niemals ein Khriegsman gewesen, thut sonst nit vil gut, als saufen“, und einer, Sebastian Klein aus Ha-

genau, der in Straßburg, Hagenau und Freiburg i. Breisgau „hat sein artes humaniores und Grichisch wol studirt.“ Selbst ein entlaufener Mönch taucht auf, und der Landesprofos lege nicht blos ein-, sondern zehnmal die Hand auf ihn; „ist ein alter Bettelvogt,“ sagt er, der sich die Steiermark nicht nehmen läßt. Von anderen derlei schwanken Gestalten wird sich noch sagen lassen. Ueberhaupt gaben ihm Viele die Gelegenheit, ihre Bekanntschaft wiederholt, ja sogar oft zu erneuern, sei es, daß sie den Kottern entsprangen, in die er sie gelegt hatte, und wieder in seine Hände fielen, sei es, daß er sie im Ensthale auswies, und sie durch's Murthal wieder in's Land und ihm entgegen kamen. Die Seelenkrankheit, oder Liebe zum Gartwandel, saß eben tief und war hartnäckig, und nur Zähigkeit und Zeit waren ihre Gegenmittel.

Als das Amt eingerichtet worden, konnte man das Land übersäet mit dergleichen Pilgern nennen. Nur scheint es, daß sie meist blos in unbedeutenden Rotten zogen. Freilich drängten sie manchmal auch dicht. Es hing das viel mit kriegerischen Ereignissen zusammen, die günstig oder schlecht in Ungarn oder Croatien sich abspielten. Diese als zeugende Kraft gebaren nachhinein weit häufiger, als die ableitende des Landprofosen beseitigte. Von 1584 ab hatte Bittner es fast immer mit Scharen zu thun. So stößt er im Ensthale auf Einer Streifung in vier Dörfern auf 44 Mann. Die Gegend von Lietzen bis Landel stack damals voll „Portugieser“ (wohl Leute, deren die Meisten in Portugal gedient hatten); sie hatten gute Pässe, und wollten die Gart sich nicht nehmen lassen; sie gingen nach Italien, sagten sie, wo der Kaiser den Venedigern Padua, Verona und Brescia nehmen wolle; übrigens beabsichtigten auch die Venediger ein deutsches Heer aufzustellen; da

oder dort würden sie wol ankommen. Natürlich wächst mit der Zahl auch der Muth, so bei den Dreißig, die selben Jahres im Kainachthale zechen, und sich hören lassen: „Itzund solt der Provos kommen, wir wölten mit eynander Kugel teylen." Namentlich das Jahr 1590 erwies sich als lebendig, daß selbst Bittner sich zu wundern begann, wo die Leute alle herkämen: in Heiligenkreuz am Wasen fand er ihrer 24, bei Ober-Schwarza 8, in Wetzelsdorf 6, in Trafeß 30 mit 10 Weibern, bei S. Michael ob Leoben 70; eine Rotte von 12 Mann mit zwei Feldschern zog in's Ensthal, eine andere starke setzte bei Ernhausen nach den Windischen Bücheln über, und 70 Mann schlugen sich binnen vierzehn Tagen durch's Mürzthal nach Oesterreich. An mehreren Orten gab es über diese Zugvögel keine sonderliche Klage; es waren entlassene Landsknechte, die er blos zu mahnen brauchte. Aber recht übel ließen sich die Jahre von 1595 ab an, wozu der vernichtende Schlag, den die steirischen Söldner bei Sissek erlitten, Schuld tragen mochte. In Spital am Pyhrn nistete sich 1593 ein mächtiger Haufe, scheinbar Kriegsleute auf Wartegeld, ein; ein Streit mit dem Stiftsdechante daselbst brachte sie zu Empörung; sie begannen sich zu organisiren, wählten Obersten und Hauptleute, beschlossen, das Kloster und die Klause zu stürmen, wo sie Proviant und Munition vermuteten, und zu befestigen, dann Gallenstein und Admont anzugreifen, und, „was Herren sein, Alles todt zu schlagen." Wie die Sache verlief, darüber fehlen die Nachrichten. Unter zwanzig begegnet Bittner keiner Kumpanei mehr: es wäre ermüdend, übergenau zu berichten, wie viele er zu S. Margarethen a. d. Rab, Anger und Birkfeld, an der Schwarza und im Sausal, im Murboden, wo sie mit Musik herumzogen, oder bei Stainz, wo die

Bande namentlich berüchtigte Räuber und Einbrecher zählte, oder sonst noch getroffen. Einige Beispiele jedoch mögen nicht fehlen. Aus Salzburg rückt (1594) eine sogenannte Zigeunerbande gegen Scheder, und über die Selkscharte in's Ensthal. Es sind aber keine Zigeuner, sondern ein Gemisch aller Nationen, namentlich viele Landsknechte, bei 50 Köpfe, darunter 30 Männer, und Alle, selbst die Weiber, mit Büchsen und Praxen bewaffnet; auf ihrem Zuge treiben sie bequemlich Fischerei und Jagd, und führen für letztere ausgezeichnete Hunde. Bittner gelingt es bei Mitterdorf ob Aussee, die Rotte zu zerstreuen, und er erbeutet „ein türkisch Windspiel, welches Forstknecht und Andere hoch und so gut als ein statlich Roß geacht." Bei Graz sind (1595) 30 Landsknechte beisammen, Geworbene (eingeschrieben hieß man das), die nach Wien zur Musterung abgehen sollten. Sie ziehen auch wirklich fort, doch, indem sie sich einen Bäckergesellen, der alle Wege kennt, beilegen, durch die fetteren Landstriche zwischen der Rab und Friedberg, „die Gart einzunemen"; in sieben Dörfern zwingen sie den Bauern 40 fl. ab, und, unter kluger Beiseitlassung der großen Orte oder Schlösser, die ihnen gefährlich werden konnten, führen sie ihren Marsch zu Ende. In Bruck a. M. findet er 17, die, ohne in Kriegsdienst zu stehen, auffallend viel Geld verthun. Neben des Stadtrichters Haus ist ihre Kneipe und Hauptquartier, und dort vertrinken sie in wenigen Tagen 27 fl., und der Stadtrichter sieht dem Straßenspectakel in Milde zu. Im nächsten Jahre traf Bittner im Draufelde mit Zigeunern zusammen. Ueber die Drau, in die Grafschaft Cilli, setzte er, soviel man weiß, überhaupt nur drei Male. Ihrer mehrere Hunderte waren über Friedau in's Land gekommen und theilten sich in drei Haufen: der eine, sehr stattliche Leute mit

schönen Pferden, blieb als Nachhut im Pettauer Felde, den anderen zersprengt er bei Laporie, und den dritten bei Jabling. „Der Landgericht halber," sagt er, „weren sie mit Ruh blieben, wenngleich sy die armen Unterthanen vollend verderbt hatten, dan sich Niemand gefunden, der inen Hilf erzaigt het." Zwei Mann fing er ein und wollte sie hängen lassen, aber ihr herzbrechender Jammer rettete sie. Die Plünderung der Bande trug ihm bedauerlich wenig; er habe „kain Gelt, außer etliche Raytpfennig, die sy fur Ducaten ausgeben, falsche Thaler, kleyne Messerlein zum Beutel abschneiden, neben etlichen schlechten Roßen bekommen. Sy haben auch weis Kupfer bey sich gehabt, daraus sy das weiße Gelt machen."

Daß sich aus diesen Scharen Einzelgestalten durch besonderen Dauerlauf in der Gart, ohne immer Landsknechte zu sein, durch ihr Vorleben, die Eigenthümlichkeiten ihrer Erscheinung, ihre bösen Schnurren und gräßlichen Verbrecheranlagen abhoben, läßt sich begreifen. Da ist ein Hans von Schärding, ein alter Gartpilger, den sie schon in Italien und Kanischa von den Heerhaufen „weggesprochen", der auf Waltenstein im Lavantthale bei Freiherrn Ungnad ein Jahr lang ungebessert gesessen, und schon 24 Jahre auf der Gart läuft; er beschwört seine Harmlosigkeit, aber ein Roßhaar, daraus er Schlingen für den Hühnerfang knüpfte, verräth ihn. In gleichlangem Beschäftigungsausweise ist sein Nebenbuhler ein gewisser Teutscher aus Radmannsdorf in Krain. Da ist der schon erwähnte Schreckmüller von Oberwelz, der Hudelmüller und Schüttenkopf, ein Keischlerpaar aus der Seckauer Gegend, fixe Einbrecher und nicht minder fix im Verschwinden; ferner ein ehemaliger Bürger von Neumarkt, der, herabgekommen, die Gart wählt, und dabei aus einem

Kotter in den anderen geräth. Ferner ein armer Teufel aus Capua: ein solches Exemplar war Bittner nicht weiter unterlaufen. Der schien sich für den ewigen Juden zu halten, denn Gott habe ihm befohlen: „Wandre, wandre, ohne Rast!“ Man droht ihn zu foltern, in der Meinung, dahinter stecke Besonderes; aber er bittet kniefällig, ihm „den Kopf abzuschlagen; er stürbe ja gerne“. Das war auch Ahasvers Wunsch. Aber Bittner läßt den Wälschen seine unverstandene Noth weitertragen. Von dem Wittenberg-Paduaner Studenten, der Alles wußte und doch nichts kannte, war schon die Rede. Der Bauernsohn Kilian aus der Dürnau bei Passeil ist eine Art Ueberall und Nirgends. Bittner sucht ihn bei Anger, und es heißt, er würde bei seinen Eltern sein; er frägt da nach und erfährt etwas später, man habe ihn bei Trofeiach gesehen; er eilt ihm dorthin nach, doch vergebens. Nun setzt sich der Landprofos in Judenburg etwas zu Rast, da bringt man ihm die Botschaft, Kilian zeche ein paar Häuser von ihm in einer Kneipe, und sofort geht die Jagd neuerdings an, aber der Eilhafte ist verschwunden. Man sagt, nach Seckau hin. Also auf nach Seckau, wo man ihn natürlich wieder nicht aufstöbert, und bald darauf berichtet man, er treibe sich bei Eisenerz umher. „Das Geschray von ihm geht in allen Winkeln,“ schreibt Bittner, „daß, auch da ich flügen köndt, nie möglich wer, an die End, da er simul et semel sol gewesen oder gesehen sein, zu gelangen.“ Ein Gregor Kogler von Scheufling war ein Almensteiger ohne Gleichen; ohne Folter gestand er nämlich, daß er im Ganzen mehr als 170 Brentelhütten aufgebrochen habe. Seine Bekenntnisse füllen fünf Bogen. Ein anderer hatte wieder besondere Marderanlagen, denn er gab ungefähr 800 gestohlene Hühner zu. Der blinde Nickel von St. Veit, in

Kärnten, ein alter Bettler, gestand 14 Morde, die er nach und nach in Bayern, Salzburg, Oesterreich und Steiermark auf sein Bischen Gewissen gesammelt, und ein gewisser Harnisch aus dem Hintereck bei Oberwelz gar 29, die er sämmtlich zwischen der Palsau, Reifling und Hieflau verübt, und dazu noch ebensoviel Thaten an Straßenraub. Vom großen Unternehmungsgeiste muß Kaspar Hengsberger, ehemals Feldprofoß unter Georg Andreas von Gleispach gewesen sein; er war mit einer Schar Meuterer aus Pettau davon, führte seine organisirte Bande gegen Graz und überfiel Weitendorf bei Tobel. Die Bauern vertrieben ihn mit Sturmläuten, allein er kehrte mit größerer Macht wider, vernagelte den Glockenthurm, brach eine Schmiede auf und ließ mit deren Hämmern (im December) den Bauern die Oefen einschlagen, plünderte Alles und mißhandelte die Weiber. Bittner gelang es, die Bande fest zu machen; aber weder Land- noch Marktrichter von Wildon wollten sie annehmen, und so mußte er die zehn „Leichtesten" derselben freigeben, und brachte den Rest nach Graz. Seinen Herzenssport, sozusagen, bildeten jedoch Zauberer und Hexen. Davon erlebte er nicht blos hinreichend, sondern schwor selber auf deren Wirken und Weben. Dem übervollen Glauben steht der Aberglaube zunächst, und bis zum Hexenwahn ist dann nicht mehr weit.

Auffällig mag es sein, oder auch bloßer Zufall, daß Bittner just die Gegenden jenseits der Drau, und zwar sofort in seinem ersten Dienstjahre, als mit Zauberern und Hexen wie belebt fand. Dort unten spielte der Krystall eine große Rolle: durch ihn konnte, wer's verstand, Alles sehen, was er nothwendig hatte. Man las indeß auch die Fundgruben von Schätzen an Fingernägeln ab, wenn man sie mit gewisser Salbe bestrichen hatte: die Sehende

mußte aber ein unschuldiges Mädchen sein. Wetter anrichten, im Sturmwind daherreiten, Leute krumm machen, und dergleichen verstand sich von selber. Indessen scheint loses Volk dem biederen Sittengroller Bittner Manches auch aufgebunden zu haben. Im Jahre 1580 faßt er vier derlei Weiber in den Windischen Bücheln, und das Jahr darauf gelingt es ihm, ein halbes Dutzend haarsträubender Berichte von solchen Dingen zu erstatten, und dann wieder lange keinen. Da scheint ihm doch eine andere Ansicht darüber Rückhalt auferlegt zu haben. Halbgelehrter Wahn verstaubt ja so leicht ein Gehirn: hat er namentlich Religiöses zu Grundlage und Erklärung, welcher Cultus immer es sei, dann gibt es für ihn aus der umgebenden Welt wenig, das er nicht für sich ausnützte, und das ihn nicht bestärkte.

Allerdings, das pfiffige Handwerk der Täuschung durch Vorspiegelung übernatürlicher Eigenschaften lebte und gedieh, denn an Gläubigen wie an Ausbeutern hatte es keinen Mangel. Die Garter wußten die Bauern schlau zu fassen: neben Gewinn bot das noch Unterhaltung, und in ihren Zukehren belehrten sie sich gegenseitig. Manche derselben glaubten aber auch selber an dies und das, was sie sonst den Bauern anhingen. So etwa der Strolch, der seinen Genossen erzählte: „Den Profosen hab ich höflich (schlau) betrogen; er hat mich wollen recken lassen, (und) ob er es schon than hat, hab ich doch nichts bekant, dan ich hab etwas eingenommen, daß ich nit bekennen kann.“ Daß dies Volk Geheimmittel besaß, die wir heute nicht mehr kennen, oder die nur ausnamsweise noch im Besitze Weniger sind, ist sicher. In Japan hat man gewisse Droguen, die, mit Holzkohle zubereitet, auf einige Zeit die Sprache benehmen. Zu Admont faßte Bittner

einen „Planetenleser“ mit mancherlei Teufelszeug, mit Bildnissen des „Leibhaftigen“ in häßlicher Gestalt, Schatzhebebüchern, Wundsegen, Recepte für Zauberspiegel, darein man in alle Ferne sehen konnte, mancherlei Wurzen, die das Ausbrechen aus Gefängnissen ermöglichten. Als er ihm den Plunder wegnehmen ließ, rief der Mann: „Aue, nun mueß ich dran!“ Der Bettler Thomas, den er in der Einöd bei Neumarkt verhaftete, könne, sagten die Bauern, Wetter machen; der Spitzbube grabe neben den Häusern Zauberei ein, davon das Vieh umstehe, dann melde er sich, dem abzuhelfen; das mache er mit weißen Haselruthen, die er bündelweise bei sich trage, und mit den Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit beschwöre. Aber sie müßten trachten, es mit ihm nicht zu verderben. Ein anderer, den er zu Lind bei Straß sich holte, erzeugte Viehsegen aus Ameisbrut von dreierlei Herren Grund, wozu er vom Vieh Haare that; damit füllte er ein Hollunderrohr, und das sollte man in der Kirche niederlegen; so lange es dort bliebe, bleibe auch das Vieh gesund; Ameisbrut aber, und von drei Haselstauden die Schößlinge zusammen in Milch gesotten, behebe als Medicin jede Viehkrankheit. Manche foppen mit Schatzgräbereien die Bauern noch müheloser: zuerst nehmen sie von ihnen Geld, dann ziehen sie in deren Gegenwart Kreise, immer größer und größer, und zuletzt so weit, daß der Genarrte allein zurückbleibt, denn der Garter ist verschwunden. Der schon erwähnte fahrende Schüler und dabei Trompeter, machte den Bauern vor, er käme geradenwegs aus dem Venusberge. Das mag ein einträgliches Thema für Neugierige gewesen sein. Uebrigens trieben Schatzheberei auch Andere; so der ehemalige Pfarrer von S. Peter am Kammersberge, der sich vor seinen

abtrünnigen Bauern nach Eisenerz geflüchtet hatte. Im Landgerichte Marburg gab es, behauptete Bittner, die meisten Hexen; leider lasse der Richter alle aus, die er ihm einliefere. Nur Eine Frau gelang es ihm dort in einen längeren Proceß, und sogar auch an die Folter zu bringen, allein selbst da ziehe der Landrichter ungebührlich lange herum. Freilich, das Weib, eine gewisse Perschon aus Jaring, habe Vermögen, und unbegreiflicher Weise auch Vertheidiger, wie an der vornehmen Frau Leisser. Und doch sei sie die reine Hexe, könne ja Keinem ordentlich in's Gesicht sehen, und da sei es klar, daß, „Gott behuet uns, der Teufel ir aus den Augen sieht." Besser gelang es ihm (1580) mit einem armen Weibe zu Arnfels: Der dortige Landrichter verfuhr in Bittners Geiste, denn am 7. gefangen, ward Barbara Strigl schon am 20. verbrannt, und überzeugend berichtet er nach Graz: „Als sy ungefähr ein Stund brunnen, ist sie jederzeit lebendiger im Feur gesehen worden, und soll aus dem Scheiterhaufen heraus wie ein Fogl geflogen sein, und wie es auf die Erd khommen, sollen die Paurn sambt etlichen Geistlichen, so dabei gewest, dem Freymann etwas gezaigt haben, was das sey, indem er eine wider die Natur große Khroten wargenommen, die fast aufgerichter dem Wasser zugeeilt. Wie der Freiman die gesehen, hat er drey Wasen für ir ausgestochen, die sich alsbald gegen im zuruckgewendt, und wie er mit der Hackhen auf sy hauen wöllen, hab die Khrot wie ein Mensch gewinselt und den Khopf gezuckt; den andern Hieb hat er ir den halben Khopf abgehauen, gleichfals ein voder und hinder Pratzen, darzu ein Straich auf den Ruckhen geben, vollends die Khrot mit der Hackhen in das Feur geworfen. Darnach er Etlich, so darbey gewest, angesprochen, die im geholfen

das Feur zerwerfen, und den Cörper herausziehen, an dem er diselben Straich, welche er der Kroten geben, befunden, und ire Klaider, die si angehabt, gleichfals, die nachmals auf der Tratten außer des Scheiterhaufen verbrunnen, den Cörper er volgends zerstuckt und gar verbrent." Auf solche Meldungen hin konnte es an Schaudermären zu Graz, im Landhause, in der Burg und in der Stadt nicht fehlen.

Recht im Schwange ging die Alraune, aber nicht die echte. Diese Wurzel der Atropa Mandragora Linn., oder auch wohl der gemeinen Zaunrübe, hat im getrockneten Zustande oft die Gestalt eines weißen, zweibeinigen, am Haupte sehr behaarten Männchens, wurde unter besonderen Ceremonien gegraben, und galt — vielleicht sogar auch gilt? — als heil- und glückbringender Hausgeist, sagt Schmeller („Bayr. Idiotikon"), der noch folgende Verse beibringt:

„Es macht sich dieser Höllendrack
oft budawinzi klein,
und schliefet oft als Raup' und Schnack'
in's kleinste Büchsel 'nein.
Dieß Teuferl, vulgo der Alraun,
schmeißt Batzen zum Erstaun."

Nur schnitzelten die Garter ihre Alraunen aus Rüben, oder anderen brauchbaren Wurzeln.

Wir haben hier durchwegs blos die schärfsten Seiten im Großen und Einzelnen hervorgehoben. Sie allein mögen schon zeigen, welcher Art die Sicherheitsverhältnisse zu Ende des XVI. Jahrhunderts in Steiermark gewesen sind. Die Unmasse der kleinen Abseiten, Kanten und Bruchstellen des Ganzen wäre kaum imstande, die Erzählung wesentlich zu klären, sie belebter, geschweige denn

wahrheitsgetreuer zu gestalten. Und an dieses Bild sollte Bittner seine bessernde und tilgende Hand legen. Es gelang ihm wohl nicht, dasselbe recht rein und glatt zu machen; hörten wir doch selbst öfter, wie die Flecken aus dem Untergrund nur so nach-, und gegen das Ende seiner Dienstzeit die Garter ihm über den Kopf wuchsen. Ganz im gleichen Maße aber, und offenbar in Wechselwirkung, schob sich 1598 u. ff. der Bettelzulauf in Graz fast beängstigend bis in die Kanzleien des Landhauses, und es müßte mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn nicht zuweilen ganz denselben Leuten, welchen der Procurator Adam Venediger einen Schilling Almosen in die Hand gegeben, Bittner einen fachgemäß anderen verabreichen hätte lassen. Wie sehr er am Bilde besserte und tilgte, darüber sagt er verhältnißmäßig wenig. Er war ein Mann von Gemüth, den der Aerger über lahme Gerichte, und der Zorn über die verruchten Strolche öfters tief in seinen Wortschatz der Empörung greifen ließ. Aber daß er auch nur Einen gehängt hätte, selbst als er mit dem Freimann herumzog, dieser ihm zur Hand und ein Baum gewiß in der Nähe war, davon erzählt er nie. Es mögen doch nicht immer die Landrichter gleich dem Herrn Christalnigg zu Freienstein gewesen sein; denn von anderer Seite wissen wir, daß allein bis 1583 an dreißig derlei Verbrecher im Lande gehängt worden. Dagegen setzte er viel Vertrauen in die Mandate, welche er bei sich trug und den Gartern vorlas, auf sein eigenes bald ernstes, bald freundliches Mahnwort, und wenn er dafür hielt, daß damit geholfen würde, griff er in die eigene Tasche, und gab den Landsknechten ein Laufgeld, das man „Ritterzehrung“ nannte, und die Bauern bis zur Grenze vor den Besuchen bewahren sollte. Zu kleinen und mittleren Stra-

fen verdonnert er häufig; er liebte das Einschüchtern und Schrecken. Sehr oft sperrte er die Nichtsnutzen, sobald nicht Schweres vorlag, „in die Gehorsam oder Keichen“, auch bei Hunger und Frost; häufig läßt er auf offener Straße das Durchhauen üben, oder wie er sagt, mit Ruthen züchtigen, oder „mit Riemen abschmieren“, seltener das Zeichnen, worunter das Einbrennen eines Stempels auf den Rücken zu verstehen. Das nannte er sein Symbolum. Daß er Einem das Ohr abschneiden ließ, was man ebenfalls Zeichnen nannte, kommt blos einmal vor. Mit dem Jägerausdrucke „auf die Haut legen“, drohte er blos. Das hätte geheißen erschießen oder erschlagen.

Besäßen wir von ihm ein Tagebuch, so würden wir noch mehr Recht haben, ihn eine dramatische Persönlichkeit zu nennen. Sie hätte sich uns daraus weit tiefer erschließen können, als dies, ohne willkürliche Zuthaten, aus seinen ämtlichen Berichten angeht. Aber auch so liegt fast nahe, daß diese Persönlichkeit eine Art dramatischen Ausgang genommen.

Die Stände hatten alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein, denn außer seinem Polizeieifer war er in religiösen Dingen ihr Berichterstatter und Warner vor den Gefahren der Reaction.

Und ihre Erkenntlichkeit bewiesen sie ihm auch. Sie machten ihn zum Feldprofosen, wovon er aber blos Aerger hatte, später zum Hauptmann im Aufgebote, was wohl kaum mehr als eine Gehaltszulage bedeutete, und gaben ihm einmal eine klingende Anerkennung von hundert Gulden. Wieso es kam, daß er 1599 der Regierung anzeigte, ohne Gehalterhöhung vermöge er seinen schweren Dienst nicht mehr zu versehen, ist etwas unklar. Er meinte wohl die Reisegelder. In der Burg hatte man aber nicht vergessen, daß er das Jahr zuvor sich auf Seite der pro-

testantischen Bauern von Oberwelz gestellt hatte, griff zu, nahm seine Schrift als Kündigung, und ernannte an seine Stelle den Regierungsprofosen Hieronymus Gradt — frischweg, und dazu hatte man kein Recht. Die Stände erhoben Einsprache. Durch die Gegenreformation gereizt, lehnten sie den aufgedrungenen Landprofosen auch dann ab, als die Regierung, ihren Mißgriff einsehend, zweimal förmlich bat, dem Erzherzoge den Gefallen zu thun, die Sache zu belassen, wie sie stehe. Aber die Herren steiften sich jetzt erst recht, und sprachen davon, dem Landtage den Fall der Rechtsverletzung vorzutragen. „Gar khain (Landtprofosen) soll man halten, oder zwen," sagten die Verordneten, und — mußten sich dann gefallen lassen, daß man ihnen erklärte, es sei einmal so, wie es ist; Gradt sei ernannt, der Erzherzog werde seine Autorität nicht verringern lassen dadurch, daß er denselben aufgebe; es sei sein Befehl, daß sie ihn annehmen und ihm den Gehalt anwiesen. Und so geschah es auch. Bittner konnte bis in's Jahr 1600 hinein bleiben. Aber am Tage wo sein Amt erlosch, hatte er den Kummer, den Ständen anzeigen zu müssen, daß die Religionscommissäre ihm, weil er nicht katholisch werden wollte, aufgetragen, binnen zwei Monaten das Land zu verlassen. Ob die Bitte der Verordneten an Bischof Martin Brenner von Seckau, beim Erzherzoge für Bittner sich zu verwenden, Erfolg hatte, ist nicht bekannt. Im Exulantenverzeichnisse steht er unter Jenen, über deren Fahrt in die Fremde ein Nachweis nicht erbracht werden konnte. Pensionen kannte man damals nicht; so bekam er eine Abfertigung (von dreihundert Gulden), und war somit des Dienstes ledig.

Mit Bittner endet die kräftige, fast möchte man sagen, jugendlich reine Zeit der Einrichtung eines steiermärkischen

Landprofosen. Der Mann hatte seine Aufgabe als Gemüthssache aufgefaßt, und wie er sie behandelte, meinte er, dem Vaterlande, dem bedrängten Landvolke und der Sittlichkeit einen Dienst zu erweisen. Heute würden wir das Hineintragen einer vollen Persönlichkeit in den Wirkungskreis eines öffentlichen Amtes vielleicht zuweilen Sport nennen — jedenfalls dann am ehesten, wenn damit noch Opfer verbunden sind. Für den Betreffenden sind solche bei Lebzeiten meist unfruchtbar, und nur selten geschieht es, daß die Nachwelt einen derlei rechten Mann aus den Schatten wieder hervorhebt, denen er in der Zeit verfallen war.

Mit Bittner schließt aber auch nahezu alles Erfreuliche an der Institution. Nicht, daß man keinen ehrenhaften und tüchtigen Männern mehr in deren Leitung begegnete, aber sie sind vereinzelt, und was sie leisten, verdirbt Einer aus ihnen durch's Gegentheil. Nicht auch, daß die Stände ihr Institut mit weniger günstigem Auge betrachtet hätten. Dazu wäre ihnen später wohl Ursache gegeben gewesen, aber „die rechte Liebe", sozusagen, bestand nicht mehr, seit die Regierung den Posten willkürlich besetzt hatte. Und doch that man im „grauen Hause" unrecht, ihr mit dem Landtage zu drohen. Derlei Fehlgriffe geschahen mehrere, und führten immer zu Niederlagen. Jetzt half man sich damit, der Regierung über die schlechte und eigennützige Amtirung der von ihr eingesetzten Landprofosen zu klagen; aber daß diese erklärte: „Nehmt ihn Euch!" erreichte man doch nicht, — im Gegentheile. So bildet sich ein Netz von Thatsachen um den Posten, die ihn der Landschaft entfremdeten und mißliebig machten, und ihn und dessen Träger sinken ließen. Aber das Institut bestand nun einmal als ständisches, und die Stände

mußten es halten, denn in demselben lag Merkmal und Werkzeug ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, und wenn sie jenes aufgaben, dann fiel auch diese, und das Institut blieb der Regierung allein, aber sie hatten es zu bezahlen. Was sozusagen ein aufrechter steiermärkischer Ständeherr war, verabscheute solches Aufgeben in privilegialisch anererbtem Fühlen. Die Briefe Bittner's gewinnen durch einen gewissen persönlich warmen Ton. Trotz stellenweisem Wettern und Lärmen, gelegentlich auch Fluchen, liegt in ihnen richtiger Patriarchalismus, ausgeprägtes Bewußtsein der Moral und Tragweite seiner Aufgabe und durchtränkt von wahrhaft religiösen Sinne. Die Berichte seiner Nachfolger aber, namentlich gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts, kennzeichnet unverhüllte — Trockenheit: sie stammen von aller Selbstständigkeit baren, blos durch Aufträge der obersten weltlichen und geistlichen Behörden geleiteten Beamten. Indessen ist Mechanismus in derlei Dingen, bei Einheit der Oberleitung und Reinheit wie Thatkraft der Organe, kaum ein Hinderniß. Das kennt man ja aus unseren Tagen. Doch sagen wir es offen: das Institut war auf zwei Herren gestellt, und wie selbstverständlich machte sich ihm der stärkere am meisten fühlbar. Seit 1600 war dieser die Regierung, die höchstens der Form zuliebe, sich aus dem Landhause Gutachten über die Bewerber geben ließ, sonst aber ernannte, wen sie wollte. Bis auf die Gehaltszahlung sahen sich die Stände ihre Gründung entzogen, und 1680 docirte eine officielle Persönlichkeit, Regierungsrath v. Rechbach, „der Landprofos in Steyr ist der Regierung unterworfen, die mit ihm immediate zu befehlen hat", und nebenbei, der „Herr Landshauptmann in Steyr hat zwar auch Authorität über jhme". Es läßt sich förmlich zwischen den Zeilen lesen, wie wenig der Ver=

fasser davon hielt. Das war der eine große Schaden. Den nächsten bedeutenden Wundfleck bildete die Gelegenheit, aus dem Amte eine Geldpresse zu machen, freilich etwas schmutzig, doch ergiebig. Die Sporteln, bestehend in der Habe der Angeklagten, halfen den Gerichten im Allgemeinen zu Einkommen, und drückende Sportelzucht warf man sogar den landesfürstlichen Banngerichten vor. Beim Landprofosen ward die Sache einträglich, darum wohl auch oft genug das Gelaufe nach der Stelle. Betrachtet man aber die Leute, denen das Geld abgejagt werden mußte, so gemahnt dies an das juvenalische Lucri bonus odor ex re qualibet, oder das vespasianische Non olet. Diese Schattenseite verlängte und verdichtete sich um so eher, als die Stände seit 1629 mit Geldnoth zu kämpfen begannen, die so anwuchs, daß sie bis zu drei Jahren dem Landprofosen mit dem Gehalte ausstanden. Wie das mit der bekannten Massenausweisung des protestantischen Adels vom Jahre 1629 zusammenhing, entzieht sich der Darstellung auf dieser Erzählungsseite. Daß aber beide Erscheinungen just in demselben schmalen Zeitraume sich begegnen, ist kaum Zufall.

So ungefähr kam, in großen Zügen vorgebracht, der Verfall des Institutes in ungefähr hundert Jahren derart zustande, daß die Stände selber erklärten, nicht mehr zu wissen, wofür sie zahlten.

Im Wesentlichen blieb für diese neue Periode die alte Instruction bestehen. Daß seit 1600 der Landprofos, entsprechend den eingetretenen religiösen Wandlungen, ein Katholik sein mußte, ist begreiflich; nicht minder, daß ihm befohlen war, dem Lebenswandel der Landgeistlichkeit nachzuforschen, und mit strenger Hand, wenn nöthig, darein zu greifen. Derlei Mißstände waren überkommene, und

ließen sich ebensowenig durch Wegbefehlen beseitigen, als ja auch die Gegenreformation bekanntlich nur langsam tiefer zu dringen vermochte. Allein neben der Instruction liefen Regierungsaufträge in Menge. Sie wiesen den Landprofosen viele und mannigerlei Einzelaufgaben zu, welche mit den ursprünglichen und ganz klar abgegrenzten Obliegenheiten der ältesten Amtsvorschrift in keinem Zusammenhange standen, den Mann von seiner vornehmsten Pflicht nur abzogen, und bei der Regierung die Ansicht festigten, er sei ihr Beamter. Freilich an diesen Zuweisungen haben die Stände selber ihren Theil, aber sie bezahlten auch den Mann. Da sollte der Landprofos bei seinen Landstreifungen auch dem Viehschmuggel im Osten, und dem Branntweinschmuggel im Ensthale nachspüren, und, weil denn das XVII. Jahrhundert die Blüthezeit der „sich eraigneten Inconvenienzen und Rumorhändel“ unseres Adels war, duellwüthige oder sonst gewaltthätige Ständeherren vor das Pairsgericht in's Landhaus stellen, unbotmäßiges Dienstvolk nach Graz schaffen, durchgegangenes und diebisches verfolgen, die Märkte wegen „ungerechter“ Händler, die Straßen wegen unberechtigter Krämer, und außerdem die „Fratschler“ und Vorkäufer überwachen, auswärts eingesteckte Strafbare in die Hauptstadt, und hier Verhaftete an ihre Gerichte nach auswärts liefern. Zuweilen taucht ein etwas interessanterer, leider aber verschleierter Fall auf: so die Abholung des in Ketten zu Schottwien den Landprofosen erwartenden Mönchs Don Gaspardo di Piza, der auf Befehl des Nuntius zu Wien nach Triest „überstellt“, und mittels Barke nach Ancona in's Gefängniß gebracht wurde. Dann wieder sollte er Wildschützen fangen, Unberechtigte vom Vogelfange auf der Tenne zu Waltendorf entfernen, da selbe nur den Prinzen

und den Ständeherren erlaubt war, mit den Werbegeldern durchgegangenen Werbern, und mit dem Werbegulden ausgerissenen Soldaten nachjagen, ein andermal wieder Pasquillanten oder widerharige protestantische Bauern aus der Gegend von Gutenberg, oder vierzig desgleichen Bürger aus Mureck nach Graz führen, weil sie der Vorladung nicht entsprochen hatten. Dann galt es entweder Frieden zwischen Herren und Unterthanen zu stiften, oder Letztere zur Botmäßigkeit zu bringen, wenn auch nicht immer auf die blutdürstige Weise, wornach die Ersteren verlangten. Für die Geschichte des Bauernaufstandes im Sannthale (1635) ist der Bericht des Landprofosen Lorenz Maaß ein ebenso werthvolles als lehrreiches Actenstück. Selbst lässige Schuldner waren ihm zugewiesen, und über die Instandhaltung von Wegen, Straßen u. s. w. sollte er Berichte geben. Als Rächer verletzter Sittlichkeit mußte er flüchtigen Liebespaaren nachsetzen (wie dem Dr. Hohenecker mit dem, freiwillig entführten, Frl. v. Glojach). Nicht ohne Interesse wäre es, ein Näheres von einer, wahrscheinlich hübschen, Abenteurerin zu erfahren: er sollte „der Allamode Dame, wie man sie ingemein nennet, nachhengen und (sie) behändigen." Er brachte sie nach Graz, wo sie den Ausweisungsbefehl bekam: sie wollte nach Kärnten, und Maaß gedachte sie persönlich durch die Murvorstadt an die Burgfriedensgrenze zu führen; da bat sie fußfällig, ihr doch den „Despect" nicht anzuthun, und in menschlichem Rühren läßt er sie, abseits und blos durch seine Leute, über den Münzgraben nach Fernitz schaffen. Neben solchen die Wesenheit des Amtes zersplitternden Zumuthungen und Aufgaben blieb noch die hergebrachte der Landstreifungen, die Verfolgung der Landsknechte und streichender Soldaten, der massenhaften Bettler, dienstlosen Leute, Kirchtagsdiebe

und ähnlichen „Handgesindels“, endlich der mehr als früher lästigen Zigeuner. Dabei ist noch sein Gebiet vergrößert, denn auch die „Grafschaft“ ist ihm übertragen; nicht oft zwar kömmt er dahin, denn wesentliches Ziel wird jetzt die Ostgrenze.

Der alte Bittner hatte in seiner langen Dienstzeit von der Regierung nicht ein halbes Dutzend Aufträge überkommen, und darunter waren einige, welche er als unpassend ablehnte; jetzt erfüllt die Obliegenheit der Landprofosen ein Schwall von Befehlen, welche sowohl auf das Amt drücken, als auch dessen und des Inhabers persönliche Stellung verrücken. Es wäre kaum leicht, den Unterschied für vor und nach 1600 in sachlicher und persönlicher Hinsicht mit Einem Worte treffend zu kennzeichnen. Wie sehr er jedoch mittelst neuer Verhältnisse gegeben war, läßt sich aus dem schon erkennen, daß nunmehr der Landprofos auf seinen Streifungen bei allen, geistlichen wie weltlichen, Burgfriedsherren sich vorstellte, Erkundigungen einzog und seine Dienste anbot. Vordem hatte er, in sicherheitspolizeilicher Aufgabe, ihnen sich gleichgestellt ansehen dürfen; jetzt war er, so nebenbei, auch Diener eines Jeden derselben.

Unter dem Einflusse einer minder nachsichtig gewordenen Regierung scheinen die Gerichtsherren gegen früher sich gebessert zu haben. Man fühlt das aus der Sicherheit, mit welcher der Landprofos, seinen Berichten zufolge, die Verhafteten bei ihnen zur weiterer Verfügung ablagert. Einzelne Klagen fehlen allerdings nicht, weder zu Anfang dieser Periode, noch später, aber an Breite und Ständigkeit büßten sie ein. Manche Gerichtsbesitzer thaten freilich auch dem bescheidensten Landprofosen zu Gall und Grimm. So der Inhaber von Wolkenstein, der zwar, des Scheines

halber, ein paar Strolche hängen läßt, dafür aber die große Menge der Herumstreicher für seine Casse ausbeutet: was an solchem Wandervolk im Ensthale zieht, Kraxenträger, Schmuggler, wälsche „Partitimacher", Bettler, Alle können jährlich bei ihm Schutz- und Paßbriefe lösen, gegen so und so viel Vogtgeld, dann Schreibgeld für ihn und seinen Schreiber. Die Hausirer beschneiden das Einkommen der steuerpflichtigen Krämer in den Märkten und Städten, und lösen ihre Briefe auch blos zum Scheine, denn ihr Hauptzweck ist Gaunerei, und das Bauernvolk klagt über wachsenden Bettel, und der Profos kann den Leuten mit ihren Ausweisen nur schwer an.

Der Charakter seiner, sagen wir, „Pfleglinge" hat sich gleichfalls mannigfach geändert — nicht eben zum Bessern, denn man säubert ein verseuchtes Land nicht im Handumdrehen, wenn Quellen und Ursachen der Seuche dieselben bleiben. Das Bild ist das selbe, aber seine Töne sind stellenweise andere; manche Gestalten verschwinden, und andere gewählte Erscheinungen treten an ihre, oder neu in die Stellen. Die Landsknechte, für welche der Profos Bittner uns die auffällige Bezeichnung „Landzwinger" beibringt, sterben recht bald ab: ihr alter Name wird in Patenten wie Berichten schimmelhaft zum blos herkömmlichen. Dem Leben scheint er sich nahezu ganz entfremdet zu haben. In vielen Gnadengesuchen, welche bresthafte Kriegsleute in den Jahren 1590—1620 an die Stände richten, erscheint zwar eine Compagnie „hochdeutscher Landsknecht", aber nur zwei bis drei Mal nennen sich die Bittwerber Landsknechte, sonst immer blos Soldaten oder Kriegsleute. Der Name scheint ihnen selber nicht mehr zugesagt zu haben; aber auch unter einem anderen war der innere Werth für das Land der gleiche. Es gibt

für den Landprofosen noch einzelne fruchtbare Jahre: 1612 werden — die Durchgebrannten ungerechnet — in 18 Fängen 132 Köpfe gezählt; von 1613 an, wenn die Berichte vollständig, mindert sich ihre Zahl auffällig. Fürder mangelte es an rechter Freude für dies in seiner Art gesellige Volk: truppweise ließ man sie nicht mehr ziehen, höchstens zu zweien, und traf man auch blos vier oder mehr, so mußte der nächste Amtmann sie „bei Wasser und Brotspeis“ festhalten, und durfte täglich ihrer nur Einen laufen lassen. Von etwa 1630 ab „fechten“ blos mehr entlassene Soldaten. Wie endlich die Landsknechte in ihrer Ausgangszeit regelmäßig die Behandlung durch den Steckenknecht sich gefallen lassen, wird zur bemerkenswerthen Thatsache. Der Zigeuner Scharen nehmen an Häufigkeit zu, aber es gelingt meist, sie rasch zu theilen, und aus dem Lande zu sprengen. Seit 1607 tauchen Einzelne dieser „Egypter“ mit Wohlverhaltungszeugnissen auf, von Grundherren in Niederösterreich ausgestellt; daß die Papiere aber in den Händen des Landprofosen blieben, scheint zu beweisen, daß er deren Besitzer anders beurtheilt habe. Nicht ohne Interesse ist, wie ein croatischer Magnat, Graf Draschkowitz, Herr auf Luttenberg, croatische Gepflogenheiten betreffs der Zigeuner auf steirischem Boden einpflanzen will. Dort drüben galten diese als Schutztruppe, gleich den Juden, von denen der Grundherr manchen Vortheil ziehen konnte. So gedachte er es auch auf seinem Gute Luttenberg zu halten: Niemand dürfe sie da stören; geschähe es doch, so hätten Beamte und Bauern sie zu vertheidigen. Der Landprofos stört sie aber doch, und der Zigeunerhauptmann wehrt sich; Pfleger und Bauern bestätigen die Anordnung des Grafen, der Profos meldet dies dem Landeshauptmann, und da dürfte wohl der croatische Brauch sein Ende erreicht haben.

Weit mehr als früher werden jetzt die Kirchtage, die Wallfahrtsorte und Märkte, wegen der Bettler und Krämer, der Profosen Wanderziel. Von reichem Zusammenflusse an kirchlichen Fest- und Weiheplätzen hatte schon Bittner berichtet. Aber der Zeitgeist hatte die Streichleute auch in dieser Richtung um eine Stufe vorgeschoben, und der scharfe katholische Ton ihnen das aufgefrischte fromme Wesen zur Ausbeutung nahegerückt. Es gibt eben keine gute Seite in der Gesellschaft, welche nicht auch dem Bösen Halt für seine Zwecke böte, und so hatte sich die Classe der sogenannten Kirchensammler gebildet. Diese heischten für arme, verarmte und baufällige Kirchen, namentlich bei den obgenannten Zusammenkünften, Almosen; sie führten Sammelbüchsen und Einschreibebücher mit sich; ganz wie unsere Sammler für Abgebrannte, und die Herumträger von Subscriptionsbögen. Gehobene oder gedrückte Stimmung eignet sich ja stets für milde Gabe, und wer für solche nicht willig, konnte auch damals gewärtigen, daß man ihn als zweifelhaft im Glauben verschrie. Diese Leute, darunter bei näherer Untersuchung selbst Diebe und Mörder sich fanden, hatten von Pfarrern Zeugnisse, wohl meist falsche, und sammelten „auf Bestand“. Sie sollten eine bestimmte Summe abführen, wenn nicht eben Alles nur Dichtung war, und hatten den Rest für ihre Mühe. Thatsächlich verlebten sie Alles. Sie legen, sagt Andr. Püttner, „sich auf solch' Bestandsamblen nur der guten Tag wegen, schicken das gröbste Gelt haimb zu Haus, tragen die Büchsen und das Register nur zu Schein mit inen herumben, legen darein, was sie selbst wollen, und leben mit dem empfangenen Almosen, es möge Gott erbarmen“. Und merkwürdig, fast ausnamslos kamen diese Kirchensammler aus und sammelten für Kärnten!

Da Niemand für die Beseitigung des Aberglaubens sorgt, spielt derselbe seine Rolle weiter. Er ist, so gut wie irgend eines, blos Ausbeutungsmittel, und in deren Vermehrung der menschliche Geist bei den Einen fruchtbar, bei den Anderen verlockend. Da wird zu Oberwelz ein gewisser Grasser aus Seckau abgefaßt, der versichert, er könne Würfel so „riebbeln", daß stets der Sechser fällt: es waren eben falsche Würfel, die sein Kumpan Regensteiner fertigte. Ein Anderer führte (22) Wundzettel bei sich; wenn er davon nur zwei verschluckte, konnte er getrost in jede Rauferei sich einlassen. Mit vierblätterigem Klee half er sich angeblich zu Spielgewinn. Natürlich waren diese Dinge alle für gutes Geld zu haben. Wettermacher, Wetterbanner und „Hüter" (Hirten) gab es genug; Manche hatten Gegenden förmlich in Pacht, deren Bauern ihnen jährlich Abgaben an Geld und Most lieferten. Auch handelten sie mit Wolfssegen, halbgereimten, albernfrömmelnden Sprüchen, welche das wilde Gethier vom Hausvieh abhalten sollten. Wieder Andere führten Mühlensegen und Mühlenunsegen. Der erstere stack merkwürdigerweise in einem alten Fußsocken, auf der Straße gefunden; zündete man den an, und beräucherte damit die Mühle, so stellte sich viel Malter ein. Man weiß ja auch von heute, daß bei Vielen die Gläubigkeit mit der schwellenden Höhe des Unsinns wächst. Den Unsegen aber schlug der Donner in ein Holz; ein Zapfen daraus geschnitzt, in der Mühle an- und diese in Gang gebracht, und sie ward zersprengt. Unsegen oder Zauber ruhte auch auf dem Gelde, das man von Zigeunern einnahm; es mußte sofort in's Wasser gethan werden, sonst kehrte es wieder zu den „Egyptern" zurück. Und erst die Alraune! Wolf Glöderl, der dritte Landprofos nach Bittner, ein ehrsamer und wackerer Mann,

fand in der Gegend von Anger zwei Gesellen, die damit pfiffigen Handel trieben. Hans Tengg von Gleinstetten, der Eine, behändigte seinem Genossen, Hans Bieber von Graz, in einem geschlossenen Briefe „eine Wurzel einer Alraun gleich geformirt"; der sollte in einem Bauernwirthshause sie harmlos Wirth und Gästen zeigen; später würde er (Tengg) als Fremder kommen, sie bewundern, darauf bieten, und dann fielen die Bauern von selbst hinein: somit der aufgelegte Bauernfang. Eine solche falsche Alraun, den beiden „Landzwingern" abgenommen, hat sich bei den Acten erhalten. In der Untersuchung gaben sie 15 Verkäufe an, und die erzielten Preise waren von 1—9 fl., was wir heute ungefähr 5—50 fl. gleichsetzen dürfen.

Für politische Berichterstattung ergab sich blos Ein Fall. Der hing mit der Ausstandsbewegung der Arbeiter und Holzknechte in und um Eisenerz zusammen. So weit der Landprofos Püttner sich überzeugen konnte, waren dies ebenso loyale als unglückliche Leute; sie baten dringend selber um Untersuchung ihrer Leiden und Klagen. Er gewann die Zuversicht, daß alle Schuld an der Hammerherrn Ueppigkeit liege, die, was sie für ihr kostspieliges Leben aus den Eisenpreisen nicht vermochten zu gewinnen, aus den Lebensmittelpreisen des armen Volkes herauszuschlagen suchten — die Cantinenwirthschaft von heute. Das mag uns mit ein Fingerzeig sein für die Erkenntniß der Gründe, welche die Regierung (1626) bewogen, den gesammten Eisenbetrieb im Innerberg zu übernehmen.

Der Patriarchalismus Bittner's wich in der Periode nach ihm gleichfalls ämtlicher Nüchternheit. Und das war kein Schade. Die Untersuchungen wachsen in der Zahl, betreffen jedoch meist gewönliches Bettel- und „Hausgesindel".

Die Verhöre geben zwischen 30 und 90 Geständnisse, was für Fleiß und Ausdauer im Gewerbe spricht. Den Gerichten liefert namentlich Glöderl viel Menschenmateriale, und Schwert und Rad arbeiten eifrig, auch die „Platzstrafen". Sie bestehen im Schilling (dem „Rückenabkehren"), auf dem Flecke im Grünen, oder auf dem Pranger in Städten oder Märkten; dann folgt die Ausweisung mittels des Steckenknechtes oder Freimanns. Auch die „frommen Landsknechte" haben kein anderes Los: zuerst die Bretzen*), dann der Rest. Und wunderbar, wie ruhig sie da halten! Jene stolzen Gestalten aus den Tagen Bittners, die aus den Niederlanden in's Ensthal zogen und weiter nach Kärnten und Venedig, und durch den Ernst ihres Wesens und die Würde ihres Betragens selbst ihm hohe Achtung abgewannen, die da blos wenig und das recht manierlich gefragt sein wollten und dafür desto kürzergebunden antworteten, diese gehörten blos mehr der Sage an. Ihren Nachtretern lebte, scheint es, nur das Gefühl inne, vorbei sei die fröhliche Landsknechtszeit, und nun hieße es sich schicken und bescheiden. Jammergestalten unter ihnen, die von Türkengefangenschaft erzählen, zu mehrer Glaubhaftigkeit sich die Haare lang wachsen lassen und ihr Lösegeld sammeln gehen, finden wenig an Glauben und Güte, Der Landprofos ist für sie das Schicksal: erreicht er sie, so stellt er sie auf den ersten Pranger, läßt sie auspeitschen, schneidet ihnen die Haare ab, und werden diese an den Schandpfahl gebunden, bis sie abfallen, die Geschorenen selber jedoch durch den Steckenknecht davongejagt. Quae mutatio rerum!

Durch zunehmende Schiefstellung ihres Amtes litten

---

*) Handfessel, dem Bretzengebäcke ähnlich.

die Landprofosen zwar nicht immer, trugen indeß manchmal selber zu ersterer bei. Ja, es scheint sogar, als wenn zu allem Ueberflusse noch im Volke eine gewisse Meinung von gesellschaftlicher „Unredlichkeit“ dieser Männer sich eingeschlichen hätte. Das machten eben der Beruf des Züchtigers, der Umgang mit Steckenknecht und Freimann, und endlich die erhöhten Zumuthungen von oben her an sie als Oberbüttel und Kerkermeister. Der steirische Rechtsgelehrte Nik. Beckmann wenigstens sucht diese zu beseitigen. Auf keinen Fall wurzelte sie jedoch schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts sich ein, sondern erst später. In den ersten Jahren von 1600 ab gibt es raschen Wechsel in den Personen, und das bringt bekanntlich selten Vortheil. Der Beste unter ihnen ist Wolf Glöderl (1604—11) der bereits oben erwähnt werden konnte. Ihm war es beschieden, (1605, 6. Mai) Hartberg mitvertheidigen zu helfen, als die rebellischen Ungarn es berannten: an 150 Angreifer wurden dabei erschlagen oder verwundet. Von sechs Getödteten steckten die Sieger die Köpfe auf Spießen auf der Ringmauer aus. Sein Nachfolger, Andreas Püttner (dem Namensklange nahezu Bittner verwandt, gleicht ihm in der Langstieligkeit seiner Berichte, kann kein Latein, schreibt ein sonderbares Deutsch, macht aber trotzdem Amt und Namen Ehre) dient 1612—20; dann tritt abermals viel Wechsel ein. Nur ist kein solches Gedränge um den Dienst, wie später, wo die Ziffern 7, 9 und 11 von Bewerbern erreicht wurden. Auch bezüglich der Ernennungen läßt sich die Landschaft weit mehr Abgehen von der ursprünglichen Abmachung gefallen, als ihrem Rechte und Ansehen, ihrer thatsächlichen und geschichtlichen Beziehung zur Stelle gebührt. Schon 1625 beträgt sich der Landprofos Rauch gegenüber Ständeherren, als wenn

er Regierungs- und nicht Landesbeamter wäre, und die Stände beklagen sich darüber bei der Regierung. Dann tauchen 1630 die ersten Klagen wegen Besoldungsrückstände auf, ja, der Profos Jos. Maaß (1630—62) beschwert sich widerholt, daß man ihm sieben Monate, ja einmal sogar drei Jahre lang keinen Heller bezahlte. Und das war ein sehr thätiger, ehrenwerther und geachteter Mann. Auch er bewies seine Hinneigung zur Regierung dadurch, daß er sich (seit 1635) „kaiserlich geschworner Landprofos" nannte; nicht lange aber, dann legt er sich wieder richtiger den Titel „Einer ersamen Landschaft in Steyer bestellter und geschworner Landprofos" bei, vermuthlich über Belehrung. Was sein Nachfolger, Georg Franz v. Will, außer den Klagen, die Stände seien in seinem zweiten Dienstjahre ihm bereits fünf Gehaltsquartale schuldig, noch leistete, ist unbekannt. Seit dem Tode von Maaß liegt kein Reisebericht mehr vor, wenigstens nicht bei der Landschaft. Als Schwiegersohn des Grazer Bürgermeisters, Hans Heinr. Huber v. Hubegg, dem er den Posten verdankte, durfte er sich ohne Schaden Einiges erlauben, so viel aber doch nicht, daß ihm unbedingter Schutz aus dieser Verwandtschaft erwachsen wäre. So soll er denn blos nach einseitigem Verdienste getrachtet, und dem Grazer Stadtklatsche es zur willkommenen Aufheiterung gedient haben, daß sein Adjunct Thiel den Befehl erhielt, ihn zu verhaften, und bis auf Weiteres nicht auszulassen. Es mag dann nun auch nicht Alles wahr sein, was die Acten wieder von Thiel erzählen. Diesen zufolge sollte er seinem Vorstande zugesagt haben, 600 bis 800 fl., bis er den Posten definitiv erhielte, ihm zu zahlen, und die „von den Delinquenten zu erpressenden heimlichen Strafen wollten sie, wie schon früher, halbiren". Schließ-

lich aber betrogen sich Beide. Indeß, trotz der Lautmäuligkeit dieser Dinge blieb Thiel auf seinem Posten. Die Krone der verschlechterten Landprofosen war aber sein Nachfolger, Franz Peter v. Klebelsberg, geb. Rossetti: überladen mit schmutzigen Schulden, getrennt im Proceß von seiner Frau, schwerer Verbrechen schuldig gesprochen, wanderte er 1693 auf die Galeeren. Kam einmal ein anständiger Mann an die Reihe, wie jetzt Karl Wenzel Turteltaub, so ging wieder der Adjunct unter die Spitzbuben. Es waren recht häßliche Dinge, und für die zaghaften Landstände blieb es ein dürftiger Trost, daß die beiden Männer, welche zwischen 1693 und 1717 grober Uebergriffe halber Knall und Fall vom Profosenamte abgeschafft worden, ihnen nur von der Regierung aufgedrängt gewesen. Indessen hatte die Geduld „im grauen Hause“ ein Ende: zuerst leise, dann immer drängender besprach man dort seit 1710 die auffällige Verschlechterung der Sitten- und Sicherheitspolizei, für welche man bezahle, als wäre sie die beste, und doch wisse man nicht einmal, ob der Landprofos das vorgeschriebene Gefolge habe. Endlich sagte man offen, falls die Dinge nicht anders würden, stellte man die Besoldung ein. Man hatte nach seinem Rechte gesehen, die alten Acten hervorgesucht, um zu erfahren, wie die Verhältnisse denn nur so gekommen wären; man hatte gefunden, daß wider ertheilte Zusicherungen und mit Ausnützung ständischer Unachtsam- oder Gefügigkeit sie so geworden, und strebte die Umkehr nach dem alten Rechtszustande an. Allein die Tage, wo die Regierung auf ständische Vorlagen politischer Natur noch Werth legte, waren vorüber, der Bureaukratismus und mit ihm die Anfänge des Absolutismus in den Halm geschossen, deren Ersterer sich gegen die autonome, und

Letzterer wider die historische Verwaltung kehrte. So wenig kümmerte man sich um die Beschwerden aus dem Landhause, daß man 1717 sogar den Regierungs-Profosen Rustia zum Landprofosen ernannte — ungeachtet anderer Vorschläge seitens der Landschaft, die jetzt nun einmal ihren Landprofosen für sich haben wollte. Freilich sollte die Ernennung eine blos provisorische sein. Die Stände, welche Rustia persönlicher Eigenschaften halber durchaus nicht mochten, traten 1719 und 1720 vor den Kaiser, und jetzt erreichten sie ihr Ziel, doch, sozusagen, gedämpft. Sie sollten ihren Landprofosen haben, allein der in der Burg genehm sei; und in der Burg war eben Rustia genehm, und so bekamen sie diesen. Wenigstens aber war er nicht mehr zugleich Regierungsprofos.

Aus der letzten, nicht mehr im Landhause, sondern von der Regierung ausgestellten Instruction tritt noch der ganze Schwaden unlauterer Zustände und ihrer krausen Gestalten hervor, gegen welche der Landprofos bestellt war. Unter Allongeperrücke, im geblümten wie ungeblümten Seidengewande und mit Federhut und Zierdegen scheint die Welt feiner, aber gebessert hatte sie gegen früher sich nicht, und nach unten zu bessernden Einfluß auch nicht geübt. Einzelne Pflanzenarten aus dem menschlichen Sumpfe waren abgestorben, andere jedoch dafür eingetreten, und in schmutziger Lebendigkeit ist das Genrebild unverändert: „Abgedankte Soldaten, Zigeuner, streifende Croaten, Husaren, dienstloses Gesindel, Straßenräuber und andere unruhige, verdächtige, müssige und herumschweifende Hausirer, Gerichtsdiener, Abdecker oder dergleichen Vaganten, falsche, unter dem Schein für arme Gotteshäuser, Spitäler, Klöster und Stiftungen grassirende Sammler und Betteleute, junge starke Bettler und

Bettlerinnen, von Türken Gefangene, hausirende Pilgrame und verstellte Geistliche, haltende Concubinen bei Geist- und Weltlichen." Man sieht, die Landsknechte sind vom Bilde verschwunden, und auch das Wort „garten" wird nicht mehr gebraucht. Lang, schön und genau stellte die Instruction auf, was an Sporteln zu entfallen hatte für eine Verhaftung an der That, oder hintendrein auf Befehl, was für eine solche des Bedienten eines kaiserlichen oder eines Landrathes, und dagegen für jene eines Herrn, den kein Rathstitel zierte, was an den Kosten die Regierung auf sich nahm und was die Landschaft trug. Allein wir haben mittlerweile so viel aus dem Entartungsgange des Institutes vernommen, daß der Glaube an eine Wiederbelebung desselben fehlt. Die Unklarheit der Stellung ist keineswegs beseitigt: Rustia selber nennt sich bald „königl. Landprofoß", bald — und zwar einzig richtig — „geschworner Landprofoß in Steyer". Noch 1746 amtirt er; man findet, er würde alt, und will ihn ersetzen, doch bittet er so sehr, daß man ihn beläßt. So scheint auch die Meinung vom Institute dieselbe: man läßt es, bis es von selbst einginge, überflüssig gemacht durch neue Verwaltungsmaßregeln. Berichte, wie solche von früher in Menge vorliegen, mangeln; aber man erfährt da und dort, daß jetzt die Beschäftigung des Mannes eine recht geänderte ist: denn er führt Steuereintreibungen und befehligt dabei als Militärexecutor, nimmt Pfändungen vor, welche sonst blos Sache des Weisboten gewesen, ebenso Verhaftungen aus allen gerichtsmäßigen Anlässen, bildet mit den Pestcordon, tritt in Bauernunruhen (wie bei jenen von 1740 im Oberlande) nach Bedürfniß auf, und ist also wesentlich Büttelführer geworden. Bittner wäre ein derlei Verkommen nicht im Traume erschienen! Noch 1777

wird des Landprofosen Wohnung als Gefängniß, für Untersuchung sowohl als auch für Strafe, genannt. Die josephinischen Anordnungen in unserem kleinem Staatsleben haben vermuthlich Mann und Amt gänzlich beseitigt. Es verschlägt kaum viel, wenn wir uns nicht sonderlich bestreben, nachzuweisen, welcher Landprofos als Letzter an dem Zusammenbruche seiner mehr als fadenscheinig gewordenen Würde trauernd stand.

— — — — — — — — — — — — — — —

So war es dazumal. So ging bei uns das lose Volk mit aller Art Waffen, List und Schelmerei ausgerüstet ab und zu, und so suchte man ihm beizukommen. Und wie ist es heute? Hat die Gotteslehre, hat die Schule, hat das knapper angemessene Gesetz die Menschen gebessert? Und wenn ja, seit wann? Entschieden besser geworden ist die staatliche Fürsorge in Strenge der Abwehr nach der einen Seite, und der Durchführung passender Maßnahmen nach der anderen. Aber nationale Triebe sind unausrottbar, und die individuellen erben sich fort, auch ohne Verwandtschaft. Daher stehen wir auch heute einem Landfahrervolke gegenüber, wie damals, doch neuerdings mit anderen Farbentönen an den schwanken Gestalten: ewig ist der Handwerksbursch, ewig die Lust am Herumstreichen, und die Arbeitsscheuen, wie die Neigung auf Kosten Anderer sich durchzuschlagen, sterben nicht aus. Nur das Element der Ersteren ist abgelenkt, und das andere Kunterbunter lernen blos Einzelne, am meisten die Behörden kennen. Wohlthätigkeitsvereine, Spitäler und Siechenhäuser helfen mit, die preßhaften, verlassenen, verderbten Elemente der Bevölkerung, entsprechend ihrer Menschenwürde und dem gerechten Verlangen der Gesellschaft, von dieser fern zuhalten. Doch ohne Einheit der Staatsverwaltung wäre

auch dieser verhältnismäßige Grad von Sicherheit nicht erreicht, und auch mit ihr erfordert es stäte und unermüdliche Eingriffe. Denn z. B. im Jahre 1893 wurden in Steiermark nicht weniger als 1393 Landstreicher, 874 Bettler und 25 Arbeitsscheue abgefaßt, ungerechnet die Candidaten für Polizeiaufsicht oder Besserungsanstalten und Zwangsarbeitshäuser. Und dabei sah man noch dem historischen Freitagsbettel milde zu, bis der (1894) endlich auch untersagt wurde. Aber diese Erscheinungen pflegen nachzuwachsen, wie die Wicke im Hafer. Die meisten Landstreicher zählt auch heute noch Hartberg, denn es liegt knapp an der ungarischen Grenze, und jenseits dieser wohnt ein Schlag ursprünglich deutscher Leute, die eben auch den Wegfahrertrieb in sich zu unterdrücken für widernatürlich ansehen. Die meisten Bettler hatte dagegen der Bezirk Umgebung Marburg. Aber von den 215 Hartberger Landschwärmern waren 145 Zigeuner, und auch 1892 nicht weniger als 115. Das ist wesentliches Materiale für den Schub. Das friedliche und nach Thunlichkeit gesättigte Fortkommen der Handwerksbursche besorgen die 143 Verpflegsstationen unseres Landes; diese Wanderer brauchen wegen Hungers oder üblen Nachtlagers nicht zu fürchten. Zugegeben, daß Manchem die erbettelte Milchsuppe beim Bauer, oder das freie Quartier im Scheunenstroh oder Stalle noch besser behagt, als die vorschriftsmäßige Mehlsuppe und das normalgerechte Bett der steiermärkischen Landschaft. Man hat über die Zahl dieser Gäste Durchschnittstage des stärksten und schwächsten Besuches festgestellt, und gefunden, daß (1891) am 30. Juni 490, und am 31. December 350 derselben auf Landeskosten aßen, und also die Tagesziffer ungefähr 400—420 beträgt, welche das Land auf diese Art von der Belästigung

der Gesammtbevölkerung durch seine eigene Küche und nachtherbergliche Gastlichkeit abzieht. Es ist ein Auskunfts- und Vorbaumittel entsprechend den humanen Gesinnungen der Gegenwart, und ähnlich dem Eingreifen des trefflichen Bittner, der an anscheinend unsträfliches Volk seine eigenen Pfennige widmete, um es und das Land vor Ausschreitungen zu bewahren. Allein es fehlt nicht an Zeichen, welche klarstellen, daß diese Weise geordneter, staatlicher Rücksichtnahme dem Wandervolke nicht zu behagen beginnt, daß es diese geregelten Zufluchtsorte leer stehen läßt und wieder der alten freien Gart lieber nachhängt. So wenigstens in Norddeutschland, das in der Errichtung solcher Verpflegsstellen voranging. Und nun frägt es sich, ob wir nicht etwa auch deren Verkümmern sehen werden, und was dann?*)

*) Vgl. (Grazer) „Tagespost", 1894, 5/12, Nr. 335 „Der Kampf gegen das Vagabundenthum in Deutschland."

6.

Buchdruckernöthe.*)

In den ersten sechs Jahrzehnten der Uebung der Buchdruckerkunst mögen die Beziehungen der Drucker zu den Behörden recht angenehme gewesen sein, ideale gegenüber jenen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Unzufriedene sagen, auch gegenüber der zweiten. Kein Verdacht des Mißbrauches, kein Befähigungsnachweis, kein Staatsanwalt und keine Aussicht auf gewisse bleibende Auszeichnungen, welche die Gerichte im sub- oder objectiven Verfahren, mit oder ohne Beiziehung von Geschworenen, zu vertheilen pflegen. Es kam nur auf etwas Bargeld und Credit an, und der Mann konnte mit mehr oder weniger Handwerkszeug sich niederlassen, wo es ihm beliebte. Manche trugen Letzteres auf dem Rücken von Stadt zu Stadt, denn nicht überall sah man dem Aufstellen der Presse mit der erwünschten Ungeduld entgegen und bot Arbeit und mit ihr Brot. An mannigfachen Gegnern wird es nicht gefehlt haben, aber officielle waren kaum vorhanden. Wir sind darüber nicht unterrichtet, wie die zahlreichen Abschreiber

*) Zuerst abgedr. „Wiener Zeitung," 1894, Nr. 30 und 31, und hier mit Zusätzen versehen.

zur neuen Kunst, die sie offenbar gutentheils verdrängen und in ihrem Erwerbe schädigen mußte, sich verhielten. Wenn wir einen Vergleich aus unseren Zeiten wählen und sagen dürften, etwa so wie die Postmeister, Postillone und Fuhrleute gegenüber der jungen Eisenbahn, so ist das vielleicht nicht zu sehr fehlgegriffen. Die Behörde scheint, wenigstens in Oesterreich, auf Bitten eines Druckers demselben höchstens ein mehr oder weniger ausgedehntes Privilegium, zur Sicherung seines Erwerbes vor dem Nachdrucke, verliehen zu haben. Allein Vorlage des Manuscriptes, Erlaubniß zur Drucklegung erst mit erfolgter Genehmigung jenes, oder gar Pflichtexemplare, dafür fehlten alle Voraussetzungen, und diese gipfelten in Erfahrungen.

Solche machte man erst nach und nach, besonders durch die Kirchenspaltung. Die neuen Lehren wurden in Wort und Schrift, und als der Zwiespalt immer höher stieg, auch im Bilde durch die Länder getragen. Leute, die sich zu ihnen bekannten, oder aus den Schriften über sie ihren Lebenserwerb schöpften, brachten sie allenthalben hin, wo die Rede Gehör und die Drucksache Absatz finden konnte. Der Linzer Markt, welcher vor Jahrhunderten Inner-Oesterreich mit Papier versorgte, wird damals wohl nicht auf bedrucktes allein sich beschränkt haben.

Man kann nicht sagen, daß die Regierung in Wien den offenbaren Störungen des Bestehenden lange thatlos zusah. Im Gegentheile bezeichnete sie schon 1528 die „Buchführer der verbottenen sectischen Bücher" als „Haupt-Verführer und Vergifter aller Länder", und bedrohte sie im Betretungsfalle mit dem Wasser-, die confiscirten Schriften aber mit dem Feuertode. Gleichzeitig führte sie aber auch für die gesammten österreichischen Erblande die Censur ein: sie verbot die Errichtung von Druckereien an

anderen Orten als in jeder Landeshauptstadt, und die Drucklegung von was und für wen immer ohne vorhergehende Genehmigung seitens des Statthalters, der Regenten oder des Landeshauptmannes der Provinz des Druckortes.

In Steiermark brauchte es keine solche Eile, denn erst dreißig Jahre nach genannter Verordnung that sich in Graz eine Druckerei auf, und diese gehörte dem Bischof Peter Persicus. Was da gedruckt wurde, stand sicher über allem Verfänglichen. Auch sonst ging das Bedürfniß blos dahin, die Tagschreiber für die amtlichen Kundmachungen zu ersetzen. Alle andere Lesewaare kam von auswärts. Wie hier das Decret von 1528 an den Marktbuchhändlern geübt wurde, wissen wir nicht; auf keinen Fall streng, eher gar nicht, sonst hätten all die folgenden Dinge kaum sich ergeben können. Die Stände liehen dann dem ersten weltlichen Buchdrucker Alexander gegen Abzahlung das Geld, um vom Bischof das Werkzeug zu kaufen, und unterstützten auch seinen Nachfolger und Gatten seiner Witwe Andreas Frank. Denn Allen ging es schlecht, so schlecht, daß das letzgenannte Paar mit Rücklassung der Druckgeräthe davonging. Das war um die Mitte der siebziger Jahre. Die Landschaft konnte froh sein, wenn sie ihren Druckbedarf in der Heimat gedeckt sehen wollte, daß der Holzschneider Zacharias Bartsch, der etwa seit 1565 in Graz wirkte, sich zur Forsetzung meldete, mit der Bitte, man sollte ihm nur das vorhandene Werkzeug auf Abzahlung überlassen, und, weil er denn doch in Currenden wesentlich ständisches Geschäft besorgen würde, ihn als landschaftlichen Diener auf- und in Eid nehmen, wie den Frank. Damit genoß er eine sichere, wenngleich bescheidene Geldeinnahme, unterstand in Rechtsangelegenheiten erster Instanz dem Gerichte des Landeshauptmanns,

und der Stadtrichter hatte nichts mit ihm zu schaffen. Seine Bitte wurde erfüllt, denn ohne ihre Gewährung, sagte er, hätte er sich in Graz nicht halten können. Auf diese Art hielten die ständischen Verordneten in Graz einen Drucker fest, nahezu ohne daß es sie mehr als einen Titel kostete, und das nannten sie dann ihre, die landschaftliche Druckerei. Allein Bartsch muß von Erzherzog Karl, dessen Regierung doch auch für ihre Circularien eines Druckers sich versicherte, gleichfalls Unterstützung an Geld empfangen haben. So war er im Grunde nach zwei Seiten verpflichtet, und diese gingen damals, eben aus confessionellen Ursachen, nichts weniger als Hand in Hand. Das Privileg als ständischer Diener von der Regierung nicht geradewegs angefaßt werden zu können, war durch diese zweifache Geld- und Dienstnahme bestreitbar und die damalige gesellschaftliche Lage gefährlich, denn es müssen aus der Grazer Druckerei bereits Schriften hervorgegangen sein, welche die Einen erfreuten, wenn sie die Anderen ärgerten, und umgekehrt. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Drucker von Einer Presse weg nach jeder der widerstrebenden beiden Richtungen publicirten, was ihnen aufgegeben wurde, denn die Letter ist gefällig gleich der Tinte, und derselbe Bleikegel dient für Gottespreis wie für Majestätsbeleidigung. Gewiß ist nur, daß eine Verordnung wegen Vorlage behufs Censur nicht bestand. Das für die gesammten niederösterreichischen Erblande erlassene Decret König Ferdinands scheint nach vierzig Jahren von der Regierung selber nicht mehr gekannt gewesen zu sein, und von den Ständen auch nicht. Diese übrigens hatten das wenigste Interesse, es aufzufrischen.

So war beiderseits das Verhältniß zur Presse ein zum mindesten ungeregeltes. Im Auge hatte man von

vornherein blos den Druck amtlicher Ausschreiben, sowohl in der „Burg“ als im „grauen Hause“ in der Herrengasse, und damit den Ersatz einer Reihe von Abschreibern. Als Erzherzog Karl (1565) in Graz eintraf, besaß vielleicht die Landschaft bereits die Lettern des Bischofs Persicus, und wenn nicht, so hätte sie wohl eben so wenig für ihre Amtszwecke bei der Regierung um die Genehmigung einer Druckerei nachzusuchen gebraucht, als heute dies bei einer Schreibmaschine der Fall wäre. Doch landschaftlich, das heißt ämtlich den Ständen gehörig, war die Druckerei gar nicht; diese besaßen blos das Werkzeug, bis es ein Drucker ihnen abkaufte, und das blieb ihnen, wenn Letzterer mit Schulden weiterzog. Man kann also was man gern „einer ersamen Landschaft Druckerei“ benannte, nur als klingenden Titel (wie etwa heute eines Hof- oder Universitätsbuchdruckers) für ein Privatunternehmen betrachten, das die Landschaft unterstützte, weil sie es nothwendig brauchte. Sonst nahm der Drucker Aufträge von allen Seiten, und das ganze Preßgesetz bestand einzig im Artikel 76 der steiermärkischen Landgerichtsordnung. Die Regierung und katholisch Gesinnten ließen denn auch bei Bartsch drucken, und, gelegentlichen Aerger abgerechnet, kam man insoweit recht und schlecht mit einander aus. Allein die Dinge spitzten sich doch zu, und es mag zu Ende der siebziger Jahre bereits ein lebhaftes Hin und Her von angeblichen Belehrungen und wirklichen Spottreden, ja sogar Beleidigungen sich ergeben haben, wenn die Stände am Brucker Landtage von 1578 selber sich veranlaßt sahen, dem Treiben nach ihrer Art einen Dämpfer aufzusetzen. Warum aber die Regierung da nicht einschritt, wo sie ja ein 50 Jahre altes Gesetz zur Hand hatte? Sie fand doch später in gelungener

Weise Handhabe und Thatkraft. Möglicherweise sah sie den richtigen Zeitpunkt erst dann gekommen, wenn wichtigere Fragen zwischen ihr und den Ständen ausgetragen waren, und sie diesen wirkliche Uebergriffe durch die Presse nachweisen konnte. Und zu Beiden kam es.

Die Preßfrage wurde auf dem hochwichtigen Gesammtlandtage zu Bruck durch die Regierung nicht berührt, dagegen behaupteten die Stände, sie mit der Regierung geordnet zu haben. Sie sagten, der ewigen Hetzereien und Beschimpfungen mittels Druckschriften seien sie müde; damit meinten sie wohl vorzüglich oder ausschließlich die von ihrer Partei verbreiteten Preßerzeugnisse, denn diese lebte eben ihre Sturm- und Drangperiode, und ein solches Bekenntniß mochte ihnen beim Erzherzoge als billig gedacht nur zugute kommen. Die Druckerei sei eine ständische, und Alles, was sie drucken sollte, wäre den Kirchen-Inspectoren zur Genehmigung vorzulegen; hätten diese irgendwie Bedenken, dann müßten die Verordneten entscheiden. Mutatis mutandis ist das aber nichts Anderes, als was das Hofdecret König Ferdinands von 1528 besagte, nur maßten sich hier die Stände ein Befugniß an, das in jeder geordneten Verwaltung doch blos der Regierung zukam.

Diese Feststellung hatte drei sehr schwache Seiten. Die Stände erklärten die Druckerei für ein landschaftliches Institut, und das war sie zwar nicht, aber allerdings auch keines der Regierung; sie behaupteten, das sei ein genehmigter Landtagsbeschluß, wogegen die Regierung weder von einer Vorlage, noch von einer Besprechung, und noch weniger von einer Genehmigung etwas zu wissen versicherte. Das sind Dinge, die erst inner Jahr und Tag nach jenem Landtage zur Erörterung kamen. Auf jeden Fall nahm die ständische Einrichtung auf eine paritätische Zusammensetzung der

Censurbehörde keine Rücksicht, und das wäre denn doch geboten gewesen, wenn man, wie behauptet wurde, für Eintracht nach beiden Seiten sorgen wollte. An egoistischer Logik allerdings fehlte es darin nicht, aber daß der Erzherzog und seine Regierung nur als Kostgänger bei der landschaftlichen Druckerei in dieser Weise zugelassen erschienen, fühlten die Ständeherren als unpassend nicht heraus, und noch weniger, daß es sich nicht schickte, daß die Drucksachen „von oben" erst nach Genehmigung des protestantischen Kirchencollegiums unter die Presse gehen sollten. Man braucht also von der Versicherung, die Stände hätten diese Ordnung blos des allgemeinen Friedens halber eingeführt, nicht eben zu viel zu halten.

Es fehlte auch nicht, daß die Dinge bald zu Bruche gingen, nur waren die Anlässe sehr eigenthümlich, und nach dem alten Satze, „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi", bezahlte die Rechnung ein armer Teufel in der Mitte zwischen beiden Factoren, der Buchdrucker Bartsch.

Ende 1578 also war Landtag zu Graz. Während dessen Dauer, wo vermuthlich die Censureinrichtung der Stände sich etwas breiter fühlbar machte, schickte der Regierungsrath Dr. Kaspar Sitnick ein merkwürdiges Manuscript an Bartsch zum Drucke ein. Es liegt leider nicht vor, aber von beiden Seiten wird darüber geschrieben. Was der tiefe Sinn des Schriftstückes dieses hohen Beamten gewesen, wird übrigens nicht ganz klar. Es war zweifach: ein Gedicht, „ein famoß Carmen", also ein Pasquill in Versen; schließlich folgte Prosa. In dem ersten verglich er einen Verwandten des Herrscherhauses, Don Juan d'Austria, mit einem unglaubigen hingerichteten Tyran", ja zog diesen sogar Ersterem vor. Dann sollen wieder Verse gefolgt sein,

die eher einer Schutz- und Ehrenrettungsschrift für Don Juan glichen. In der Prosa aber kam eine Stelle vor, als wenn in Steiermark von anderwärts vertriebene flaccianische und calvinische Protestanten Aufnahme gefunden hätten.

Das Letztere galt den Anhängern der reinen Augsburger Confession als ärgster Schimpf, und sofort wurde beim Erzherzog die Klage eingereicht, und die Bestrafung des Beamten verlangt.

Auffällig an der Sache ist, daß der Aufsatz so geschrieben war, als ob ein Protestant ihn verfaßt hätte. Censor war der Vorstand des Kirchencollegs, der berühmte Prediger Dr. Jeremias Homberger. Dem schien die Sache verdächtig, und er gab das Manuscript an die Verordneten; mittlerweile drängte Dr. Sitnick den Drucker sehr energisch, und zugleich mit dem Abdrucke traf auch die Klage der Verordneten bei Hofe ein. Wenn vielleicht doch in der Angelegenheit eine Falle zu Grunde lag, so war sie durch die Beschwerdeschrift abgebogen. Die Regierung suchte gegenüber dieser ihr Mitglied reinzuwaschen, lud dabei einen Theil der Schuld auf die Censoren, welche den Druck dennoch zugelassen hätten, versicherte, Dr. Sitnick habe einen Verweis erhalten, und gab ihm — 48 fl. Gehaltszulage.

Allein der entscheidende Fall trat just eine Woche nach dem Datum jener Klageingabe, am 31. December ein.

Die Jesuiten schickten ihre Vorleseordnung in die „landschaftliche" Druckerei*). Bartsch, seinem Auftrage gemäß, legte sie dem Dr. Homberger vor, und das genügte um ihn zu compromittiren. Er wird vor die Regierung geladen; man liest ihm ein Decret vor, welches

*) Dieses Stück, wahrscheinlich Unicum, befindet sich im Landesarchive.

auf die Beschwerde der Jesuiten erfolgte, und läßt ihn sofort in Eisen legen. Er hat eben noch Zeit, einige wehmütige Zeilen über sein Geschick an Dr. Homberger zu richten.

„*Hochgelerter Herr Dr. Humber(ger), es hat mich die Regierun(g) gefordert, und mir ein Decret von Ir fürstl. Dchl. verlesen. Die Jesuwiter haben sich beschwairdt, das ich dem Dr. Humberg(er) ir Sachen hab sehen lassen, darum sol man mich gestrax in Eisen legen, und künftig mit Ir fürstl. Dchl. Ungnad an Leib und Gut strafen. In der Regierung sind gesessen der Bischof von Gurgg, Dr. Walter, Dr. Klain, Dr. Sitnickh, Herr Moritz Khevenhüller, Meriso, Marcowitsch, Steyerer.*“ Dann wanderte er in das Stadtgefängniß.

Am 1. Jänner 1579 verfügten sich die Verordneten zur Neujahrscour nach Hofe. Der Empfang war geradezu ein übler. Der Erzherzog besaß bereits ihre Beschwerde; er nahm die Herren äußerst ungnädig auf, stellte ihnen die Eingabe zurück, und sprach in voller Aufregung: er habe selber die Verhaftung befohlen; der Bartsch sei auch s e i n Buchdrucker, und wenn er s e i n e Leute strafen wolle, werde er nicht früher die Landschaft fragen; diese scheine überhaupt nach seinen Hoheiten zu trachten, aber der Buchdruck sei ein Regale, das er sich von ihr nicht werde schmälern lassen.

Unbezweifelt war diese herbe Auseinandersetzung eine natürliche Folge des Uebergriffes, der in der Einsetzung jener Censurbehörde lag. Und wie denn so häufig wahre Kleinigkeiten die Anlässe zu großen Umwälzungen bieten, gab hier die harmlose Vorleseordnung der jungen Jesuitenuniversität einen solchen ab.

Die Verordneten beantworteten die scharfe Rüge

mittelst einer Darlegung, worin sie die Gereiztheit des Fürsten aus dessen fremden Rathgebern begründen wollten, die da im Lande nichts zu verlieren haben, und wenn es nicht mehr ginge, „das Maul wischten und sich aus dem Staube machten“; man kenne ja die Herren und ihre Pläne, aus denen sie bei Tafeleien und sonst kein Geheimniß machten; übrigens möge sich der Erzherzog erinnern, wie auf dem Brucker Landtage ausgemacht worden, daß das Land Steiermark die Buchdruckerei haben solle, und er habe, was sie vorgebracht, genehmigt.

Als dann der Erzherzog verlangte, sie sollten die Personen angeben, die Räthe und den Tag, durch welche, in deren Gegenwart und an welchem die Preßfrage in Bruck vor Jahr und Tag vorgebracht worden, da seine Räthe durchaus von dieser Sache nichts wüßten, da konnten die Verordneten nur das frühere in allgemeinen Ausdrücken wiederholen, aber den Wortlaut der Vereinbarung nicht beifügen.

Nun macht der Erzherzog seinen Standpunkt mit seltener Entschiedenheit klar: der Verweis auf das Brucker Uebereinkommen beirre ihn gar nicht, denn die Stände hätten die fragliche Stelle ohne sein Vorwissen und seine Genehmigung — das sei ihnen ein für alle Male gesagt — in den Ausgleichsact eingeschoben. Ein furchtbarer Vorwurf, der aber hinsichtlich der Acten dieses Landtages nicht alleinsteht! So selbstbewußt der eigenen Bedeutung war man geworden, daß man Festsetzungen zweiseitiger Natur willkürlich, als beiderseits bindende hinstellte, wenn sie auch blos von einer Partei gemacht waren. Die Druckereien, sagte er, seien nicht der Unterthanen Sache, sondern jene der Regierung und also deren Regale; das gelte in der gesammten gebildeten Welt, und werde durch die Ertheilung der Drucker-Privilegien bestätigt, und

seine landesfürstliche Autorität werde er „bis in seine Grube“ sich zu wahren wissen; künftighin, und weil man gesehen, welchen Zwiespalt solche unberechtigte Druckereien hervorrufen können, dürfe ohne Regierungsbewilligung nichts mehr frei im Lande gedruckt werden, als die „politischen Generalien“. Darunter verstand man Steuerausschreiben, Circularien jeder Art und alle Kundmachungen im Verwaltungsbereiche. Dieser scharfen Erklärung folgte vier Tage später (am 4. Februar) eine etwas mildere Form seitens der Regierung, die aber genau den gleichen Standpunkt festhält, so zu sagen ins Gewissen redet, und den Herren sagt, ihre Treue leide keinen Zweifel, aber sie müßten die Stellung des Fürsten entsprechend würdigen, und das „Per Pausch“-Verdächtigen der Räthe lassen, wenn sie nur gegen einen oder anderen derselben etwas hätten. Und die Verordneten schlagen denselben Ton an, allerdings nachdem ihre Nachforschungen in dem Brucker Landtagsschlusse sie im Stiche gelassen: sie hätten als treue und opferwillige Unterthanen blos das Beste des Vaterlandes gewollt, und wären nur Mandatsträger mit Verantwortlichkeit; den dem Erzherzoge unlieben Bartsch wollten sie aufgeben, und die landschaftliche Druckerei durch eigene Leute besorgen lassen. Es würde nichts mehr dem Erzherzoge Unangenehmes vorkommen. Indeß, ein Hinterthürchen gedachten sie sich offenzuhalten, doch schlossen sie es wieder: da alle Bücher für die Stiftschule von auswärts bezogen würden, auch nicht immer zu haben waren, wollten sie diese nun selber drucken. Aber diese Stelle strichen sie wieder, da sie erfuhren, man würde das Geforderte ihnen nicht bewilligen.

Mit Bartsch ist es aus. Wohl nicht mehr im Gefängnisse, sondern bereits gnadenweise entlassen, da der arme Teufel doch blos die Handhabe für eine ganz neue

Regelung hatte bieten müssen, stirbt er ungefähr im März. Er war ein fleißiger, unternehmender Mann; von ihm rührt unter Anderem das schöne und seltene steierische Wappenbuch von 1567, und schade, daß er als Ambos zwischen zwei Hämmer gerathen war.

Mindestens vom Juli 1579 an arbeitete schon Hans Schmid als bestellter landschaftlicher Buchdrucker für die Stände und die Regierung, die ihm 1000 „Generalien“ sammt Papier mit 1 kr. per Stück entlohnten. Auch hier wurde in der alten Abkommensweise mit einem Privatunternehmer und nicht durch eigene ständische Bedienstete gedruckt.

So war auf dem alten Fuße, aber unter Regierungsfahne, der frühere Brauch wieder in Thätigkeit. Nur ließ das erwähnte Hinterthürchen wohl ahnen, daß er nicht ohne Versuche, ihn zu durchbrechen, bleiben würde, und so geschah es auch.

Schon das nächste Jahr begann die Landschaft, ohne die Regierung zu befragen, jene Sätze und Disputationen zu drucken, welche an der Stiftschule gestellt und gehalten worden, und auch die Kalender. Nun mochten diese zwar so harmlos sein wie zwei Jahre früher die Vorleseordnung der Jesuiten. Jene indeß gingen bereits einen starken Schritt weiter, und in ihrem Drucke lag jedenfalls die Verletzung des gegebenen Befehles, oder, wie die Regierung sagte, ihres Regales. Es nützte nichts, daß die Verordneten erklärten, es seien ja nur öffentliche Disputationen gewesen, blos Schulsachen, ohne allen aggressiven Inhalt, derart, daß sie sogar den katholischen Gegensatz kaum streiften; und daß man sogar wegen der Kalender erst fragen sollte, sei doch unerhört; die seien selbst zu Kaiser Ferdinands Zeiten ohneweiters gedruckt worden. Aber die Regierung hatte nun einmal das Heft in die Hand

genommen, und gedachte es auch zu halten und zu gebrauchen. Sie erklärte ihre Verordnung als unwidersprechliche, und hoffe, die Stände würden nicht weiter mit dem Erzherzog disputiren; es dürfe, außer den Kundmachungen von Amts wegen, nichts ohne Bewilligung der Regierung gedruckt werden; auch würden sie gutthun, die öffentlichen Disputationen an ihren Schulen überhaupt abzuschaffen, denn solche stünden nur den ordentlich bestellten Universitäten zu. Zwar strebten die Verordneten den Erzherzog mit ihrer Anschauung zu befreunden, und gaben zu, mit der früher behaupteten Genehmigung ihrer Druckmaßregeln sich geirrt zu haben, ohne es geradewegs so zu nennen: sie hätten, erklärten sie, Vorkehrungen wider das confessionelle Geschimpfe verabredet (wobei indeß blos die calvinischen, flaccianischen und wiedertäuferischen Secten genannt wurden), gaben auch die betreffende Schrift mit den Siegeln des Ausschusses ein, und da der Erzherzog den Gegenstand nicht weiter berührte, hätten sie ihn als in ihrem Sinne gebilligt angesehen. Sie möchten, ließ ihnen der Fürst schreiben, künftighin mit dergleichen Behauptungen sich mehr in Acht nehmen; übrigens wäre es von vornherein unrecht gewesen, immer von einer Landschaftsdruckerei zu sprechen, da die Stände nicht mit Einem Stücke nachweisen könnten, daß es im Namen der Landschaft gedruckt worden. Das hatte die Wirkung, daß der Buchdrucker Hans Schmid, als er den Kalender für 1583 mit der Devise „in einer ersamen Landschafft Truckherei" herausgeben wollte, sofort angewiesen wurde, nicht Ein Exemplar solcher Bezeichnung in den Handel kommen zu lassen. Die Verordneten fanden jetzt auch, daß die Formel „Gedruckht zu Grätz durch Hannsen Schmid" die gesetzmäßige sei und genüge.

7.

Gülthöfe.

Gülte stammt von gelten. Eigentlich sollte man Gilte sprechen und schreiben, und im Norden geschieht es auch so. Unsere heimatliche bairische Zunge jedoch liebt es in manchen Fällen, die Selbstlaute i und e zu vertiefen, und dagegen die entsprechenden Tief- oder Doppellaute zu verdünnen. Daher öfters im Sprechen ö statt e, und ü statt i, und umgekehrt. Das bürgerte sich denn auch mehrfach in der Schrift ein, die man demungeachtet für hochdeutsch ansieht. So ward aus der Stammesart eine Sprechart, und aus der Sprechart eine Sprachsünde, derentwegen wir unsere norddeutschen Sprachmeisterer um gewohnte Nachsicht bitten. Gelten nun bedeutet heute nur soviel als werth sein; früher verstand man darunter entrichten, zahlen, oder auch blos schuldig sein. Wer heute Einem so und soviel gilt, ist deßhalb noch nicht auch demselben so und soviel schuldig, — früher allerdings. Denn die Gülte war damals gleich Forderung und Schuld, Zins und Einkommen — körperliche Leistungen nicht ausgeschlossen. Vornehmlich lebte dieser Ausdruck in den Beziehungen zwischen dem Grundherrn und seinen Holden:

der Letztere war der Gültbauer, seine Scholle das Gültstück, jener der Gültinhaber und sein Sitz der Gülthof. Dieser hieß kurzweg auch Gülte, und so begriff man schließlich unter derselben Bezeichnung sowol die Abgabe, als das pflichtige Anwesen und den berechteten Herrenhof. Da man aber beim Letzteren einen Rangunterschied machen wollte, hieß man Gülten allmälig blos bescheidene Adels- und Freisassengüter, umfangreiche dagegen Herrschaften. Strenge genommen jedoch waren Beide Beides. Denn unser bekanntester Rechtslehrer des 17. Jahrh., Nikolaus Beckmann, erklärt sich dahin: „Die Gülten werden hier im Herzogthum Steyr diejenigen Land-Güter genannt, so allein dem Lands-Fürsten, und anstatt seiner der löblichen Landschafft dienstbahr seynd, und also in der Landschafft-Gültbuch ordentlich specificiret, aber sonsten frey, keiner Particular Herrschafft dienstbahr und unterthänig seynd." Das Gültbuch der Landschaft aber war die sogenannte Landtafel, oder wenigstens ihre Grundlage, worein aller und jeder Wechsel im Gültenbesitze eingetragen ward, und neben ihm lief das Steuerbuch, dessen Ansätze auf dem ehrenwörtlich beansagten Gültenbesitze fußten.

Mit den alten Sitzen, oder den Burgen und Schlössern gedenken wir hier uns nicht einzulassen. Wir wollen da blos jene herausgreifen, welche meist erst durch Spätlinge steirischer Adelschaft aus Hammerthätigkeit, Handelserfolgen und Kanzlei- oder Kriegsverdiensten gegründet, oder im Geiste der Zeit erweitert oder umgebaut worden. Und da sie sehr oft blos aus einfachen Höfen erwuchsen, nennen wir sie mit Betonung Gülthöfe, obgleich sie zuweilen entweder zu Prunkschlössern sich entwickelten, oder auch gleich in Gestalt solcher auftauchten.

Manchem vielleicht sind auf Wanderungen im Lande

Baulichkeiten aufgefallen, regelmäßig etwas gesondert von Dorf oder Markt, bequem in der Fläche oder auf niederem Hange errichtet, einzelne unansehnlich einfach, andere dagegen von stattlicher Breite, oft mit gekapptem oder sogen. Frankendache, häufig mit Erkern und Ausladungen, Dachreitern und Thürmchen behängt oder besteckt, das Ganze in Färbelung von mattfalb oder grau, fast durchwegs im Kummertone des Alters — kurz, Bauten, die vom glatten, gleichgültigen Wohnhause oder der Drechslervilla der Neuzeit altväterisch sich abheben. Mittellosigkeit oder Nachlässigkeit der Eigenthümer, und in deren Folge ein höherer oder niederer Grad von Verfall steht ihnen nicht selten an der Stirne. Und dennoch, man vertiefe in sie Auge und Geist, man denke sich die Bauwunden geheilt und den Bau aufgefrischt im Sinne seines Werkherrn, und es wird kaum ermangeln, daß die ruhige Vornehmheit, die anziehende Behaglichkeit der ursprünglichen Anlage sich neu belebe. Anspruchslosigkeit, Hausbackenheit und Lebensenge im Innern müßte man freilich zuweilen mit dreinnennen. Das waren vormals Gülthöfe, wo hier eine ausgiebige, dort eine schmalbegränzte Herrlichkeit gethront, zu deren Gnadenblick mehr oder weniger zahlreich Bäuerlein in pflichtiger, beileibe jedoch nicht immer echter Demut aufsahen. Sie sind in Mehrzahl Schöpfungen jener Adelsspätlinge, und ihre Blütezeit ist das 17. Jahrh., zwischen Jammer und Noth die Prunkepoche unseres Landes. Vorbereitet ward sie schon im Jahrhunderte vorher, einem Abschnitte der Lösung aus altem engem Ruhestande, einer Zeit des Umschwunges, des Aufschwunges, und somit von Emporkömmlingen — im unverdächtigen Sinne des Wortes.

Die Verknüpfung dieser Bauten und Persönlichkeiten ist sehr einfach.

Mehr als je früher brauchten im 16. Jhrh. die Fürsten Leute und Geld, die Einen, um das Andere zu schaffen, aber auch, um mit Hilfe des Letzteren die allseitig aufwirbelnden Bedrängnisse niederzuhalten. Eine Verwaltung, ausgiebiger gegliedert, als je man sie gekannt, hatte das Geld zu suchen, Bauer- und Adelschaft, Bürgerthum und Industrie es zuwege zu bringen. Wäre man damals bereits so findig und flink in Zauberworten gewesen, so hätte man (wie wir heute vor 40 J.) allenfalls auch schon von „unerschöpflichen Hilfsquellen“ geschwärmt. Vielleicht that man so, wenngleich in anderen Ausdrücken, sicher aber versuchte man diese Hilfsmittel mit der That. Dafür zeugen die vielerlei Monopole vom bescheidenen Almenspeike bis zur umfassenden Waldrodung, und Alles zum Vortheile von Fremdlingen verschiedener wälscher Zunge. Denn bei den Wälschen gab es damals mehr Kenntniß von Mitteln und Wegen, geschicktes Abpassen von Zeit und Gelegenheit, größere Gewandtheit im Handwerke, Würdigung der Vereinigung von Kräften, und regen Unternehmungsgeist auch beim Einzelnen*). Politische, finanzielle und nicht wenig confessionelle Schwierigkeiten drängten die Fürsten zur Heranziehung ungewohnt vieler Hilfskräfte. Kaiser Friedrich III. regierte 1478 das Land mit dem Landsverweser und einigen Schreibern bequem, und hundert J. später bevölkerte, abseits vom Hofstaate, ein förmlicher Kanzleistaat mit vielen fremden Elementen die Burg zu Graz. Eine Fülle Anderer, die für Augenblick und Zukunft Gelegenheit suchten, trat ihnen für eine Reihe von Lebenszweigen zur Seite, und Alle wollten in Allem sich geltend machen, und es gab in der That Anläße genug,

*) Vgl. Styriaca. (1. Bd.) „Wälsche Gäste.“

um Land und Landesfürst sich Verdienste zu erwerben. Letztere lohnten gern und häufig: Ansehen und Stellung waren der erste Dank für Aushilfe in der Noth, klugen Rath und sichere Treue. Dann, wer darnach strebte, folgte die Adelung. Sie lag nicht blos im Sinne der Ansprecher, sondern auch im Interesse des Landesherrn: sie knüpfte das Band nach des Fürsten, wie des Landes Seite enger, und gewährte Jenem noch den besonderen Vortheil, gelegentlich vertraute Männer in die zuweilen schwerfällige oder widerharige Körperschaft der Stände zu schieben. Dazu gehörte aber, wenn nicht der Landesherr davon absah, ein gewisses Maß von Landbesitz. Wer also die Mittel hatte, suchte nach dieser Richtung hin die Adelung zu ergänzen. Alte Güter zu kaufen mochte damals wohl dem Mayer-Melnhof des 16. Jhrh., Herrn Sebald Pögel von Bruck und Kapfenberg, gelingen, und außer ihm kaum Jemand seines Standes. Daher gründete man neue, bescheidene zwar, doch genügend, um in dem Buche der Landschaft sein Folio zu haben — kein Libro d'oro allerdings, aber der guten, landsteuermäßigen Gültengenossenschaft. War man da eingetreten, dann blieb den Nachkommen blos die Sorge um das Aufsteigen in diesem Kreise; ahmten sie die Väter nach, dienten sie treu, umsichtig und emsig, und sparten dazu, und heiratheten mit Vortheil und Bedacht, dann wäre nur von Unglück zu sagen gewesen, wenn sie die Stufenleiter nicht aufwärts klommen.

Um also ein Gut, einen Gülthof, eine kleine Herrschaft zu gründen, kaufte man Gülten mit Erlaubniß der Regierung, der man Absicht, Gelegenheit und Vermögensstand vorzulegen hatte. Wir vermeiden den Ausdruck Unterthanen, weil man sonst an Leibeigene denken könnte, die es hier nicht gab. Man kaufte „mit dem Rücken besetzte“

Gründe, aus Eigen und Steuerblatt eines anderen Gültenbesitzers in und auf das eigene: die Holden wechselten blos die Adresse, den Hof ihres Grundherrn. Wo sie saßen, konnte gleichgültig sein, bequemer aber war ihre Nähe. Dann erwarb man einen wohlgelegenen, ansehnlichen Bauernhof, baute ihn nach Stand, Laune und Säckelfülle um, oder errichtete das neue Adelsnest daneben „auf grünem Wasen.“ Manchmal freilich mußte man sich sehr bescheiden *). War Alles abgeschlossen, dann erfolgte Anmeldung und Eintragung im Gült- und Steueramte. Manche setzten den Lieblingsgedanken insoferne fort, als sie — mit Bewilligung des Landesfürsten — dem Gülthofe auch einen neuen, oft zärtlich gedachten Namen beilegten, öfters jenen, den sie als Adelsprädicat sich erbeten hatten **). Da sei ein Fall als Beispiel angeführt. Hans Murer stellte (1616) Erzherzog Ferdinand vor, er habe an der Sulm, unterhalb Gleinstetten, einen Stock zum Edelsitz hergerichtet, und für eine Steuersumme von 180 Pfd. Pfennigen Gülten zu demselben erworben; er wünschte, der Landesherr möge diese Gründung genehmigen, auch daß er den Hof Ottersbach nenne, und endlich, daß er und seine ehlichen Erben sich davon schreiben dürften. Nach der Richtung, wie die Namen spielten, sei erwähnt, daß die Welser (von Welsersheim), als sie den Hof in der Gumpen bei Irdning erworben, sofort den Edelsitz Gumpenstein daraus bildeten, und daß ebendort die Praunfalke aus dem Pfaffinghofe nächst Irdning den Gülthof Falkenburg schufen; aus dem Gute Racknitz bei s. Florian a/d. Lasnitz wurde Dornegg durch die von Dornsberg; ein

*) Vgl. in diesem Bande „Ein Edelhof“.

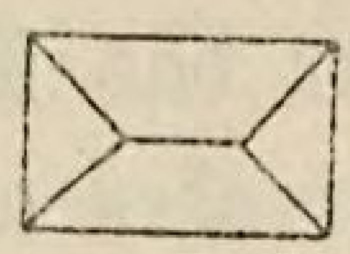
**) Ebenda, „Prädicate.“

Gall nannte sein neues Schloß bei Windischgraz Gallenhofen, ein Lechner schuf sich bei Pöllau das Gut Lehenhofen; Friedrich v. Steinach baute sich zu Niederhofen bei Steinach das Schloß Friedstein, ein Lauriga zu Donawitz den Adelssitz Lorberau, der landsch. Buchhalter Finkeneis bei Wildon das Gut Finkeneck, und ein Herr Gruber bei Aussee einen Gülthof Grubeck.

Besässe Steiermark den Reichthum Tirols an Edelsitzen, so würde das Bild, das hier geliefert soll werden, vermutlich um Einiges reicher sich gliedern. Aber es ist anderseits wieder nicht so arm, daß ein Versuch nicht gewagt werden könnte. Auf alle Fälle, und mit Hilfe unseres nicht genug dankenswerthen Schlösserbuches von G. M. Vischer, lernt man die namhafte Zahl von Edelhöfen kennen, welche jener Zeit Ursprung, Erweiterung oder Umbau verdanken, dazu den Anlagsstyl solcher Bauten, und wie Mittel und Bedarf, Geschmack und Liebhaberei der Bauherrn mitsprachen. Damit eröffnet sich nebenbei ein angenemer Blick in das Jahrhundert, das sich gewöhnlich als mit Furcht und Schrecken, an einer langen Kette von Störungen, gefüllt zeigt, auf Hoffnungsstärke weist, und auf günstige Vermögenslagen, wo man sonst von Noth und Verfall hörte. Dazu in vielen Fällen Witz, Laune, drollige Einfälle und Sonderbarkeiten im Einzelnen der Bauwerke. Genau besehen, nehmen diese mit der Beruhigung der Zeiten und der Häufung von Reichthum ab. Die breiten, massigen und kostspieligen Schlösser vom Ausgange des 17. Jhrh. lassen eine gewisse Erschlaffung im Style herausfühlen. Früher war man abwechslungreicher. In der Tracht, gegenüber der Zeit wo Seide, Goldborte und Perrücke herrschte, ist es nicht anders. Es scheint, als wenn die Individualität bei einfacheren Lebenstagen mehr zur Geltung käme.

In der Entwicklungsgeschichte dieses Bautenwesens hat man den Ausgangspunkt im „Stöckel“ *) zu ersehen. Ergötzlich ist es, wie aus ihm eine behäbige Baugestalt um die andere hervorgeht, und durch diese Vielseitigkeit von den Gülthöfen des Landes zu führen, und durch Aufrißskizzen dieselbe augenscheinlicher zu machen, das ist die Absicht dieser Zeilen.

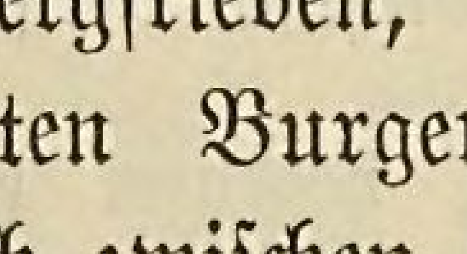
Das sogen. „Stöckl“ ist Wesenheit oder Kern, oder sagen wir „die Zelle,“ der neuen Gülthöfe. Daß es übrigens auch in jenen alten Burgen, die sich „Häuser“ nannten, die Wohngrundlage abgegeben, und in solchen, die mit dem Thurme begannen, in zweiter Reihe stand, wird als bekannt vorausgesetzt. Man hat eben auch darin, wie allenthalben und immer, für gleiche Zwecke stets zum gleichen Mittel gegriffen. Blos die Weise der Durchführung, durch bessere Behelfe bedingt, hat nach jeder Richtung fühlbar zugenommen. Das Stöckel ist ein einfacher Bau im Vier- oder Langeck, was man für gewöhnlich einen „Kasten“ nennt, der, außer vielleicht in den Schnitten der Thür- und Fensterstöcke, oder der Simse, ziemlich jedes besonderen Schmuckes entbehrt. Nach diesem Muster



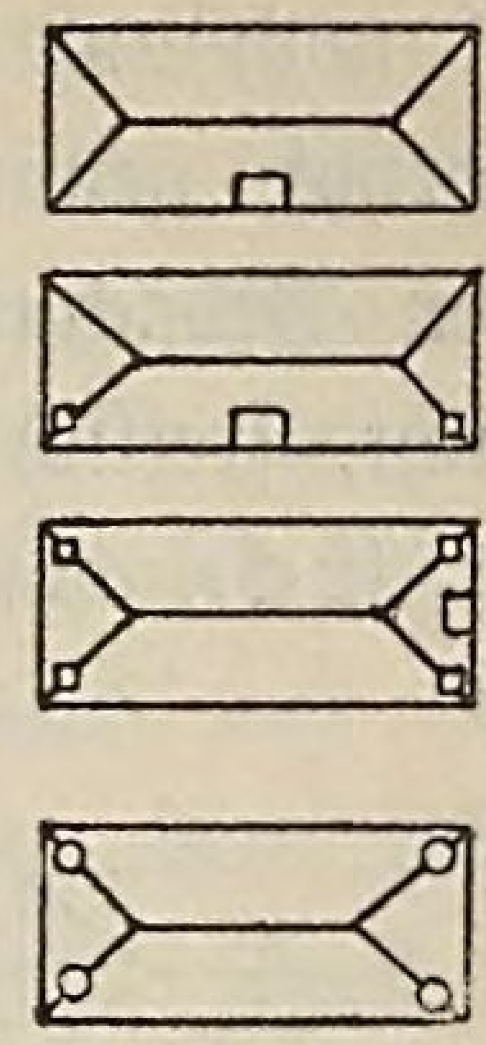
*) Stock, als Bezeichnung für ein Bauwerk, bedeutet das hölzerne Wohnhaus bei älteren Burgen im Gegensatze zum steinernen Thurme, — ferner einen abseitigen Wohnbau, meist von Holz, in alten Burgen für das Dienstvolk bestimmt, gegenüber dem Wohnhause der Herrschaft, und endlich ein einfaches Wohnhaus überhaupt, im Gegensatze zu einem größeren, gegliedeteren. Die Hauptmerkmale waren für ältere Zeit der Holzbau, und für alle Zeiten, daß derselbe blos aus den vier Hauptmauern bestand. War er gemauert, so wurde das besonders gesagt. Wolf von Stubenberg sagte 1542 von seinem „Geschlos Stubegkh“, es sei nur „ein vieregkheter gemauerter Stokh, wie ains Edelmans Sitz ist.“

sind Aigen b. Irdning, Birkwiesen, Buchenstein b. Straden, Gilgenpichel, Helfenstein, Jennersdorf (heute über der Grenze in Ungarn), Spitzhart, Tribein, Schachenthurn, Scheufling und Wagna hergestellt. Mainersdorf, unmittelbar hinter Eggenberg, und Edelsitz der Gemeiner, erinnert an den ehemaligen Bauern- oder Weinzierlhof erst recht durch die Vorlage einer simplen Zwiestiege vor der hochgelegenen Eingangsthüre. Eine liebliche Ergänzung des Stöckels bei gehobenen Vermögensverhältnissen zeigt Waldeck bei Windischgraz (?), wo man dasselbe mit dem Neuschlosse durch einen offenen Gang verband. Aehnlich that man auch bei Weitersfeld, dessen Altbau einen gar anheimelnd fränkischen Charakter aufweist; selbst der Storch fehlt nicht auf dem Rauchfange — übrigens der einzige Fall der Einnistung dieses Wandervogels im ganzen Vischerischen Schlösserbuche.

Das adelige Wesen, welches den Gülthöfen innewohnte, liebte indeß auch nach außen sich zu zeigen, und war das Mittel ein Thürmchen, oder eine Mehrheit solcher auf oder an dem Dache angebracht. So erinnerte man deutlicher an das Kleinherrscherthum, das einstens mit Bergfrieden, Zinnen, Wart-, und Eckthürmen von den alten Burgen herabsah. Durch diese Anhängsel stellte sich zwischen beiderlei Bauwerken auch eine gewisse äußere Verbindung her. Als die billigere Form

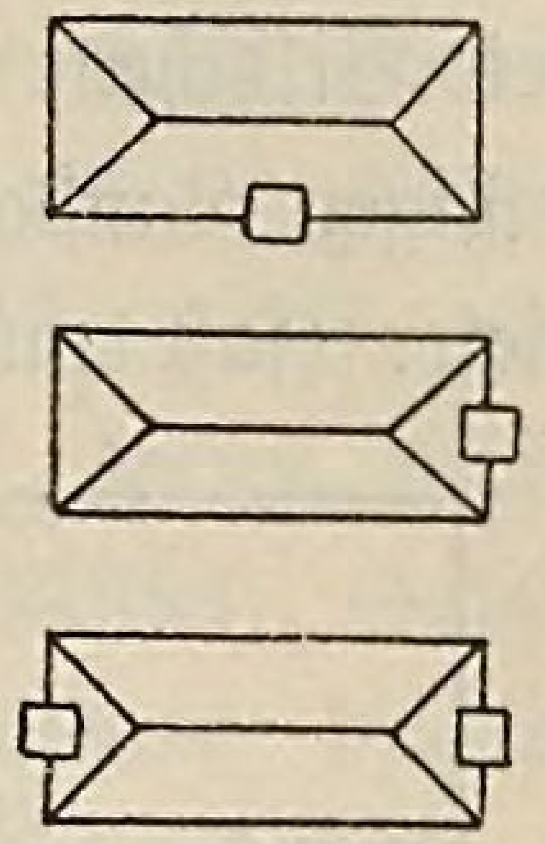


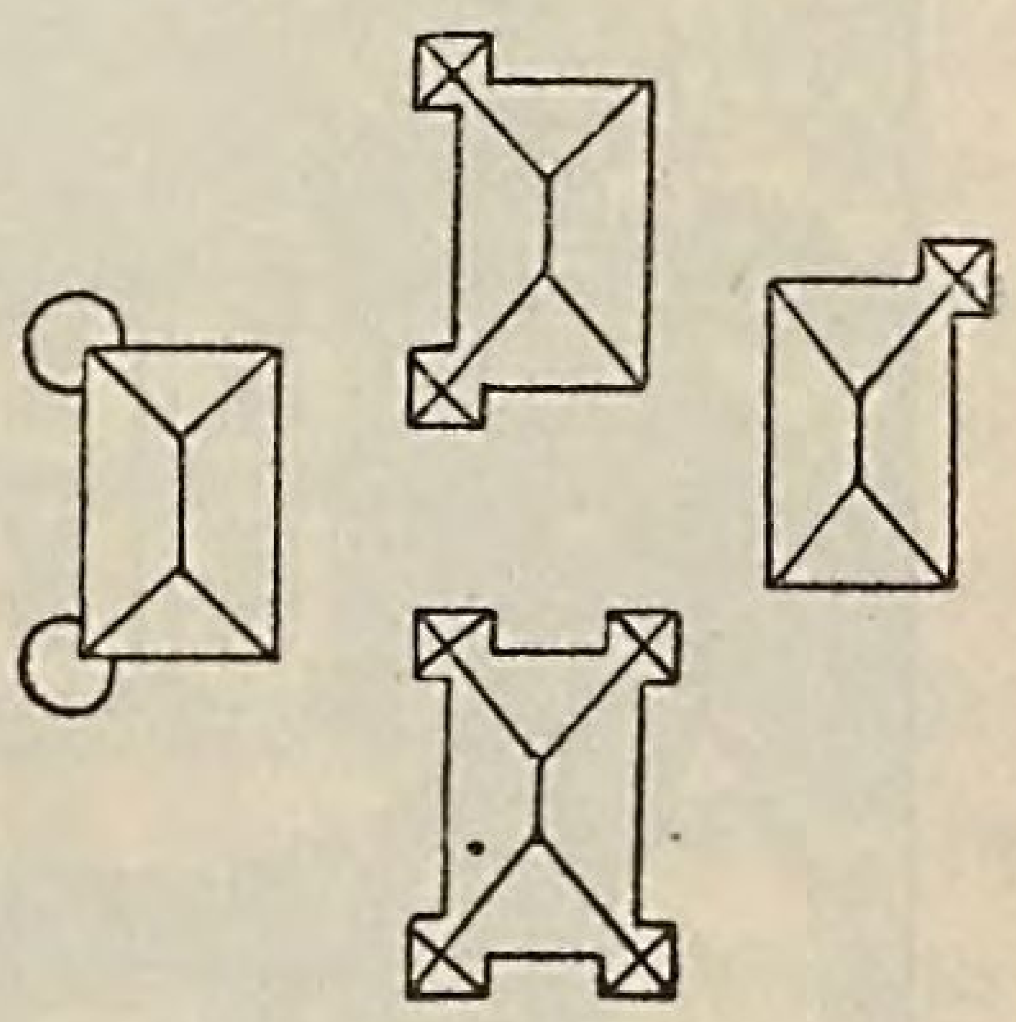
dieser Zeichen lassen sich die Dachreiter auf dem Firste ansehen, wie sie bei Farrach und Grubhofen erscheinen. Andere liebten den oder die Dachreiter an die Dachkante zu stellen, und zwar entweder aus der Breitseite herauswachsend, wie bei Saloch, oder aus der Breitseite und den Ecken, wie bei Mosbrunn, oder aus der Schmalseite und den Ecken, wie



zu Neuschloß b. Graz, oder endlich an allen vier Ecken, wie zu Eckenstein bei Welan und zu Thalerhof bei Graz.

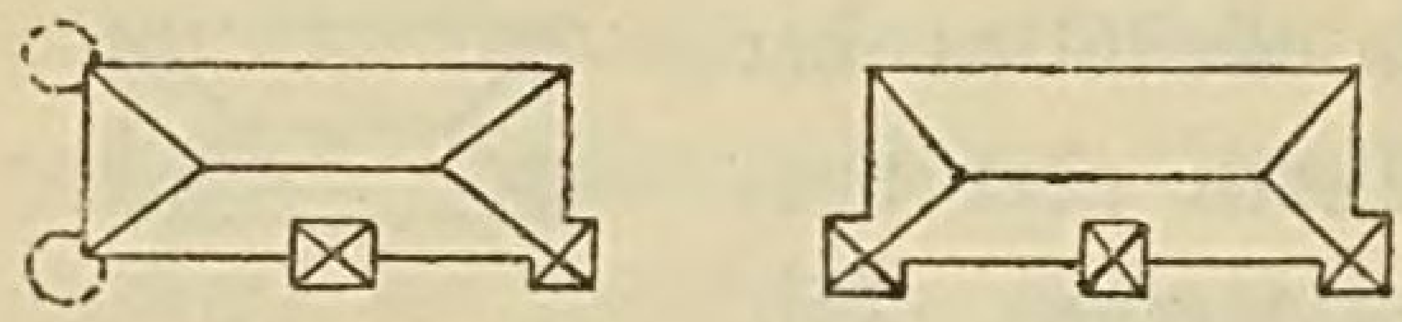
Es soll nicht gesagt sein, daß aus den Dachreitern die *vorstehenden Thürme* sich entwickelt hätten, sondern blos von den schmächtigen Gestalten der Ueberhöhung auf die dralleren oder vordringlicheren übergegangen werden. Sie setzen begreiflich, gleich den Kantenreitern, an, wo Schönheitssinn oder Suche nach besserem Ausblicke oder Liebhaberei sie hinstellte, an die Breitseite wie bei Admontpichel, Goppelsbach, Mülhausen, Rogeis, Stöckel b. Arnfels, und Waldeck b. WGraz, oder an einer der Schmalseiten, wie an dem einst nahe Moskirchen belegenen Rollau, oder an beiden, wie zu Thalhof b. Rotenmann. Von diesen *Wandthürmen* sondern wir die *Eckthürme*, die, zumeist im Viereck, entweder blos an einer Ecke vorspringen, wie bei Hofrain und Plankenstein, oder an zweien, wie zu Klaffenau und Hohenbruck, oder endlich an allen vieren, wie Finkeneck, Hohenburg, Wildbach, Witschein und a. mehr sie zeigen. Rundlinge sind durchwegs, aber nicht ausschließlich, älter; so bei Hauzenbichel, das gleich Lorberau ihrer zwei voranstellt; allein Letzteres beweist, daß man auch im 17. Jahrh. manch-



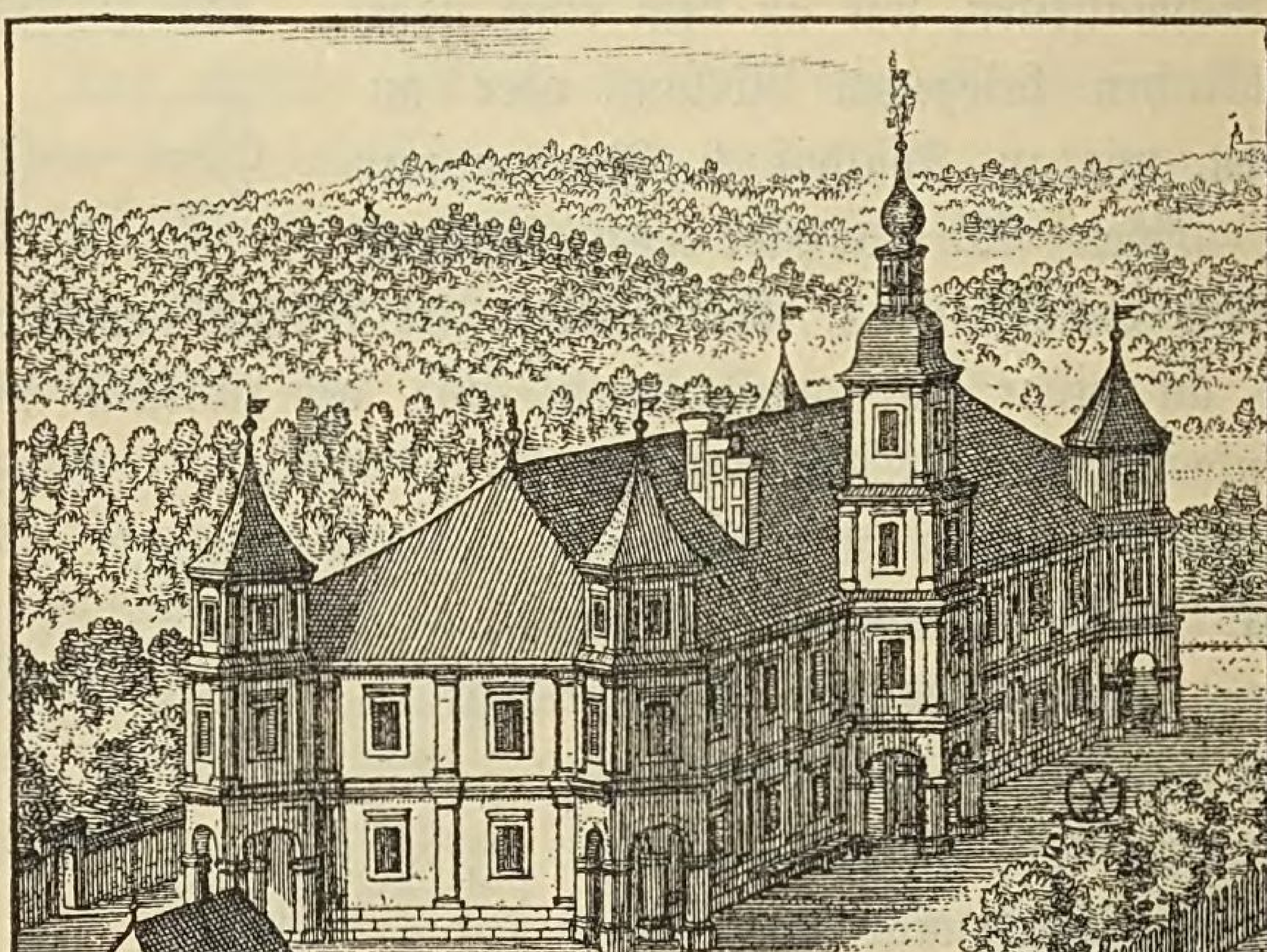


mal noch auf sie zurückgriff. Auch Heinrichsberg, früher Thorhof genannt, schiebt zwei solcher Rundthürme vor, deren Bedachung in Zwiebelform nicht für höheres Alter spricht, freilich aber auch nichts entscheidet.

Eck= und Wandthürme haben Felden bei S. Veit i/d. Gegend (sö. Neumarkt), Feistritzhof und Krieglach; Felden trägt außerdem noch zwei viereckige schief ein=

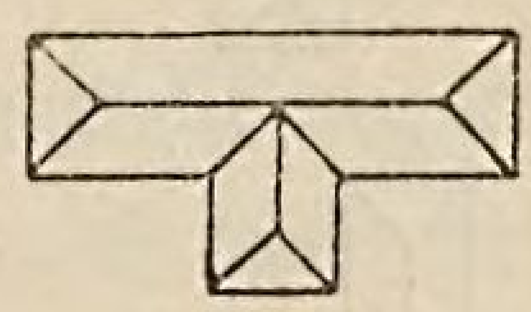


gesetzte Eckerker, und bietet in seinem (noch jetzt erhaltenen) Ganzen eine der nettesten „Schlösselfiguren,“ ein sprechen=des Bildchen, einen Wohnsitzspiegel unseres kleinen be=häbigen Landadels bester Zeit. Das reizendste Anwesen dieser (fast möchte man sagen künstlerisch geklärten) Art

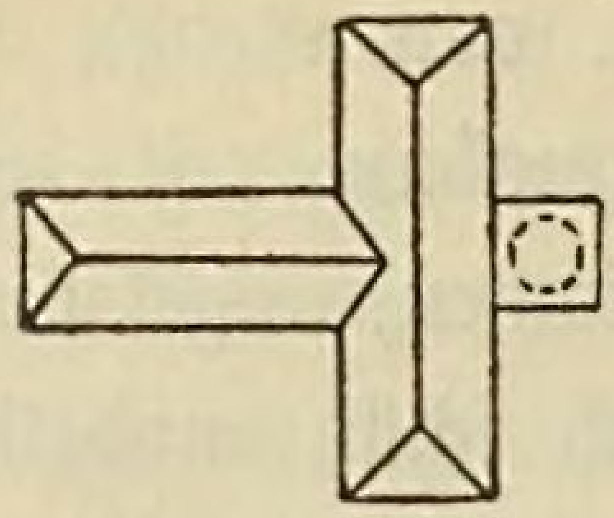


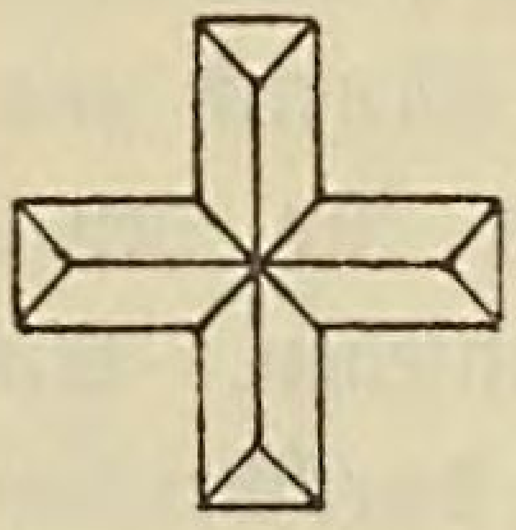
war (neben Freudenau) Klingenstein (sö. von Graz), das im Bilde nebenan dargestellt ist: ein Langbau mit schief eingesetzten vier Eckthürmen und einem flachen, angelehnten Wandthurme an der Breitseite, sämmtlich schön modellirt, und sämmtlich unten durchbrochen und auf Säulen ruhend. Aehnlich ist es bei Freudenau (zwischen Mureck und Radkersburg neben der Straße), das wir für den bestgegliederten Edelhof im ganzen Lande ansehen. Auch sein vorgelegter Wandthurm ist für Zufahrt durchbrochen, aber seine Nebenthürmchen sind inmitten der Schmalseiten angebracht und auch ebenerdig voll.

Wer sich Dachreiter oder gar Thürme beilegte, hielt mehr auf Ansehen und Staat; Andere wieder suchten mehr ökonomisch ihr Stöckel zu erweitern oder zu ergänzen. Sie schoben Vorbaue an, in gleicher Höhe mit dem Hauptbaue, senkrecht und meist mitten auf dessen Achse, manchmal aber auch seitwärts von diesem Mittel. Solche Anschlüsse brachten Vermehrung der Wohnräume, dienten aber im Erdgeschoße zuweilen auch für Wirtschaftsbedarf; so zu Aufen, Eichberg bei Eibiswald, Feldenhofen (wo an der Spitze des Vorbaues auch der Dachreiter

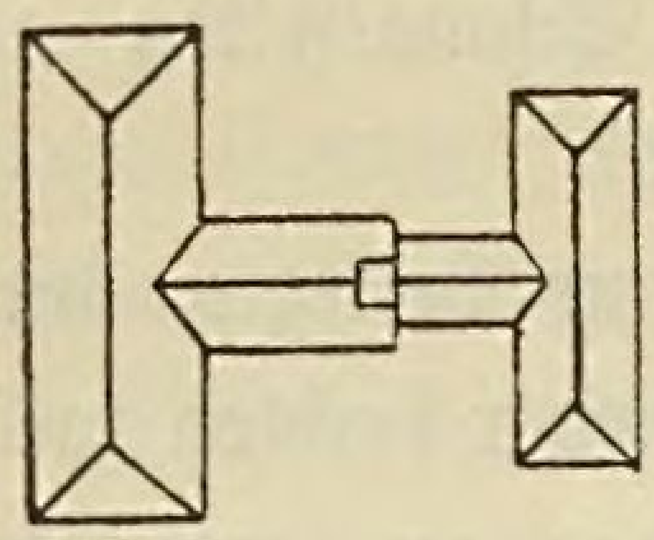


thront), zu Faringhof, Schwarzhof und (Alt-) Turnisch b. Pettau. Sehr einfach und blos ebenerdig ist Unter-Pulsgau, doch aber ein Edelhof, in strengem Gegensatze zu den auffälligen Verbindungen, welche man sonst die Grundfigur weiters eingehen ließ. So gibt sich Reitereck einen langen Anbau nach rückwärts und vorne stellt es an dessen Achse einen starken Thurm im Viereck, der vom Dachsimse im Achteck sich aufhöht. So hat die Anlage des Gülthofes Kreuzform nächstan erreicht. Diese prägt sich aber noch mehr aus bei Eibisfeld und Grafeneck; letzteres freilich erst aus

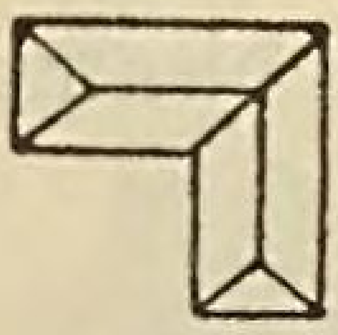


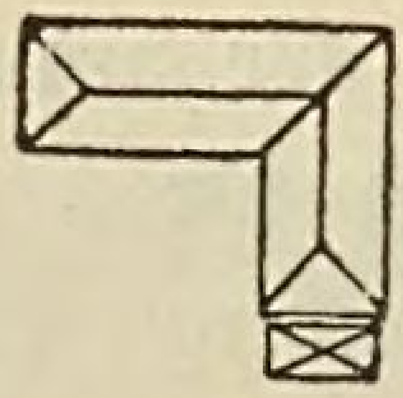


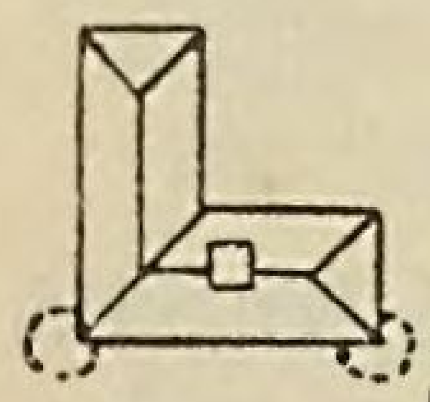
einer Anzahl von Umgebungsbauten zu schälen. Den originellsten Bau dieser Gruppe weist Poppendorf auf, das zwei Vorlagen in einander förmlich zu verzapfen scheint. Sein Neutheil ist weit stattlicher als der alte, und krönt den Giebel mit einem Reiter, ansehnlich wie ein Thurm, doch aber blos von Holz.

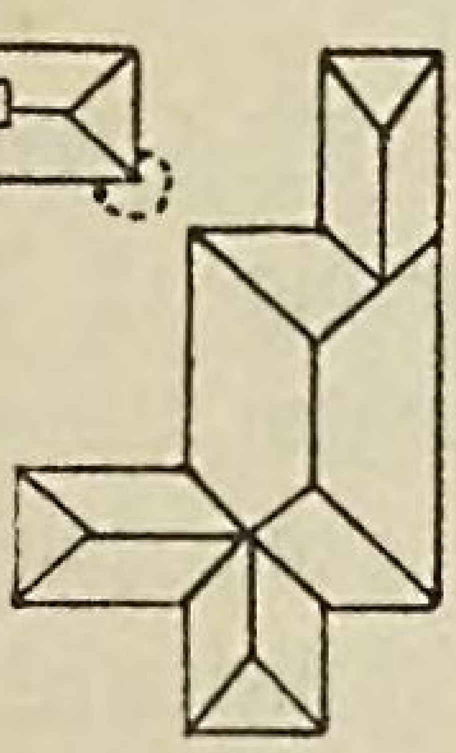


Dieser Sippe stellen wir jene der Anbauten zur Seite, welche die Grundgestalt des Stöckels, sozusagen, um die Ecke ergänzen. Ein simples Beispiel ist Messendorf. Ihm zunächst steht der Neubau zu Weitersfeld, das jedoch seinem einen Schenkel einen Thurm vorsetzt, von dem ein Holzgang nach dem alten Stöckel führt. Nicht minder ähnlich ist Welsbergel (Bergla), das mit einem Dachreiter sich schmückt, und an zwei Ecken hübsche Erker anhängt. Dagegen ist Alt-Kainach wie außer Rand und Band; sein alter Stock scheint gleichsam Triebe angesetzt zu haben, da einen gerade aus, dort zwei im Winkel, als wenn es sich darum gehandelt hätte, in den Anbauten je neue Zweige der Familie unterzubringen. Nicht unähnlich ist das Neuschloß Wildhaus.*)



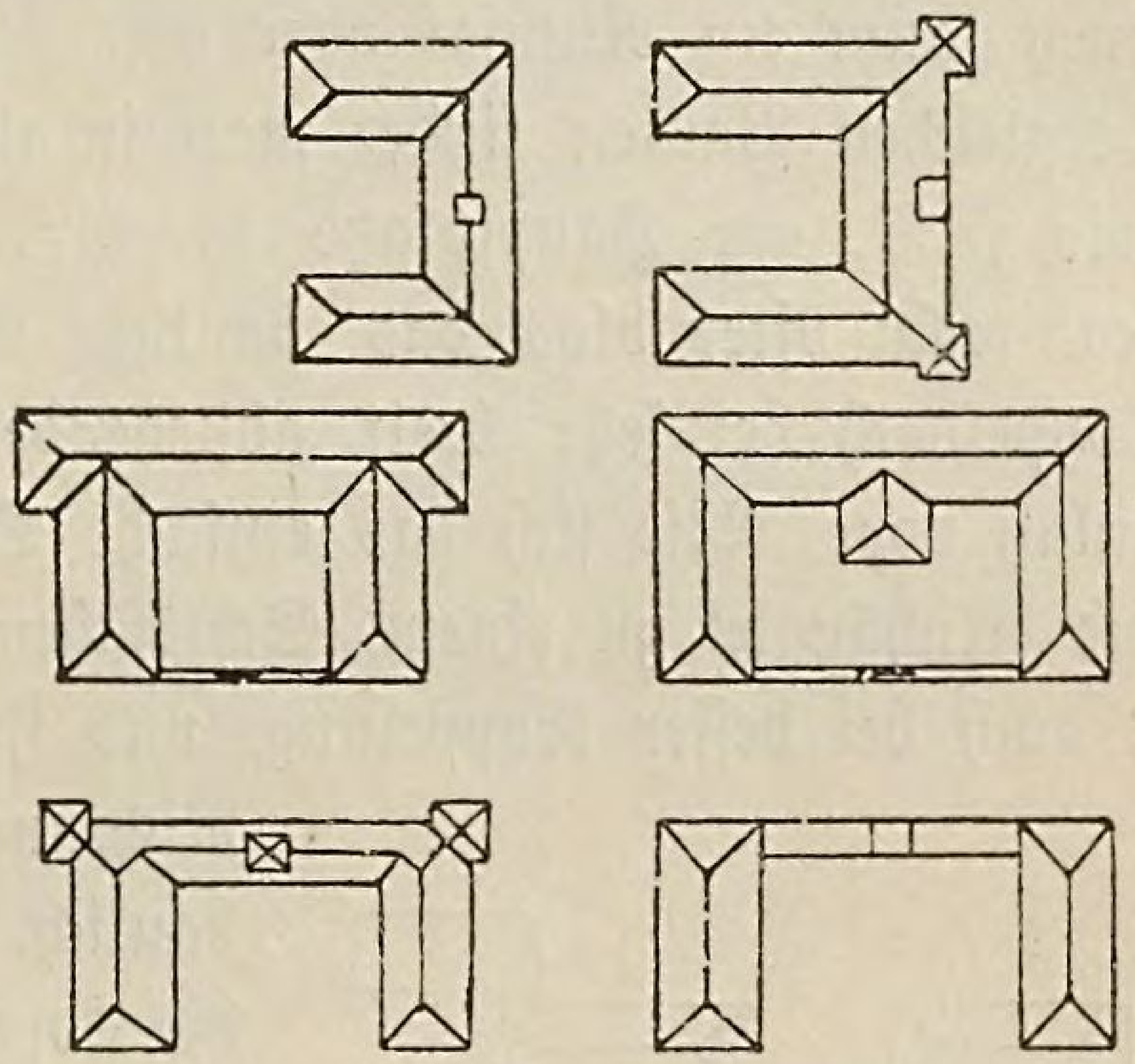






*) Hieher gehören zwei hübsche alte Grazer Bauten: eine Nro. 25 in der Mülgasse, mit schönem, rückwärts eingesetzten, auf Säulen ruhendem Thurme, und Nro. 2 in der Armenhausgasse

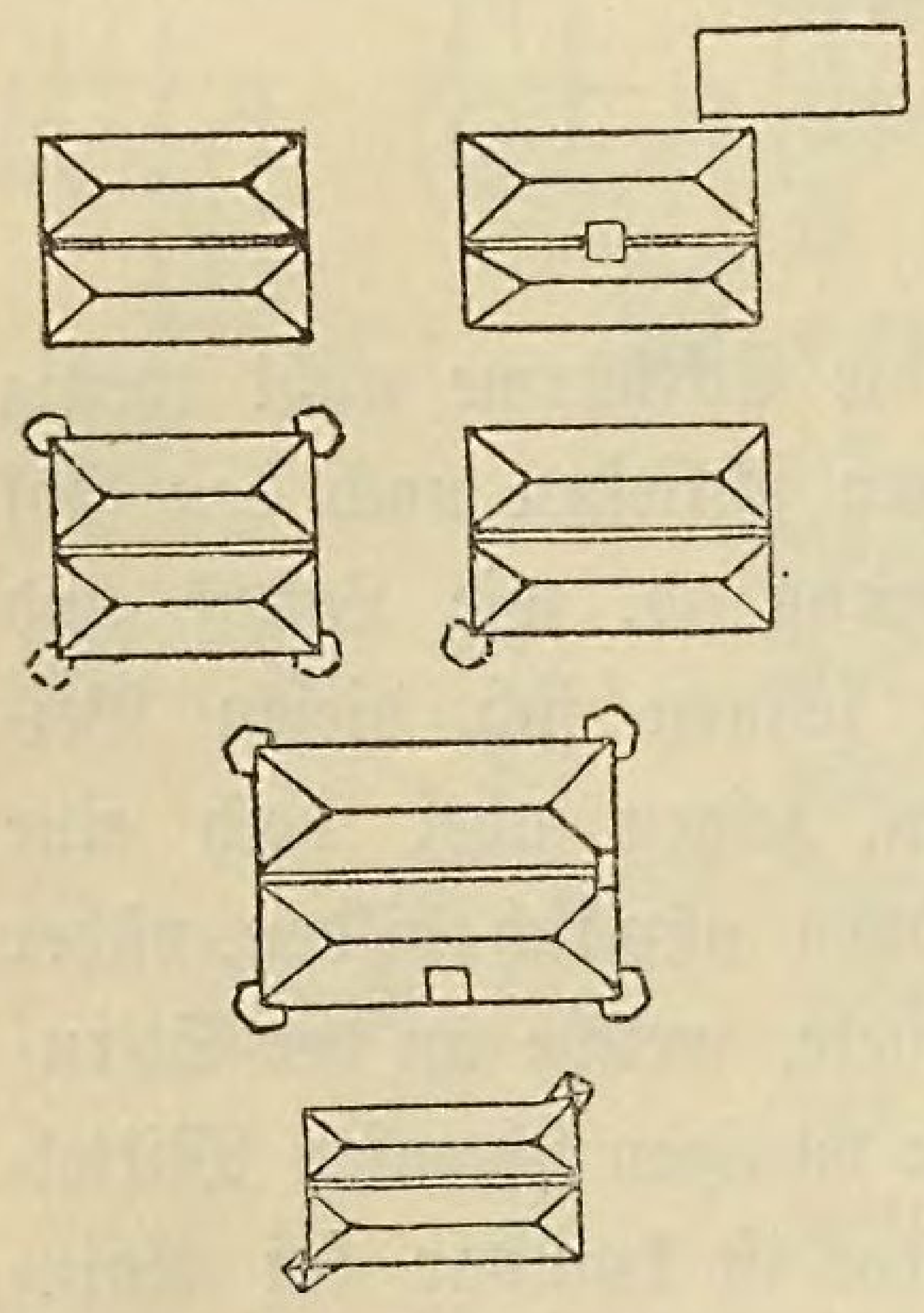
Denkt man sich einen einfachen Anbau am anderen Ende des Stöckels wiederholt, so entsteht der **Hufeisenbau**. Darin liegt bereits ein großer Fortschritt: die Grundgestalt geht in den Flügeln auf, das Maß des bescheidenen Wohnhauses und Gülthofes wird überschritten und die Ausstattung mit Zuthaten machen ihn umsomehr zum Schloße. Eine der lieblichsten Erscheinungen in Vischers Schlösserbuche ist Afling (in der Kainach), dessen Schmuckheit gegenüber das sonst in gleichen Linien gestaltete Sparbersbach (bei Graz) freilich viel stolzer sich ausnimmt, wozu die Höhe des Baues und die Eckthürme nicht wenig beitragen. Einige dieser Anlagen schließen noch den Hof durch eine Mauer mit Thoreingang ab, wie Labeck und Lerchenreut, und wieder andere lehnen sich diesen Beispielen in allgemeinen Zügen an, zeigen aber doch eine grundsätzliche Abweichung: bei ihnen nämlich bilden, näher besehen, die Flügel die Haupttracte, welche an der Stirnseite blos durch einen mehr oder wenigen schmalen Mitteltract verbunden sind. Diese Form ist kennbar bei Kainberg, und noch weit mehr an Einöd (bei Knittelfeld), an dem man recht deutlich ersieht, wie das älteste Stöckel



(Gasthaus z. Luftschützen), etwa 50 Jahre später datirend, Ersteres der deutschen, Letzteres der französ. Renaissance angehörig.

allmälig zu einen Hufeisenbaue sich vervollständigte. Wie kaum erkennbar, kümmerlich und verfallen ist aber der einst so anmuthige Edelsitz in unseren Tagen!

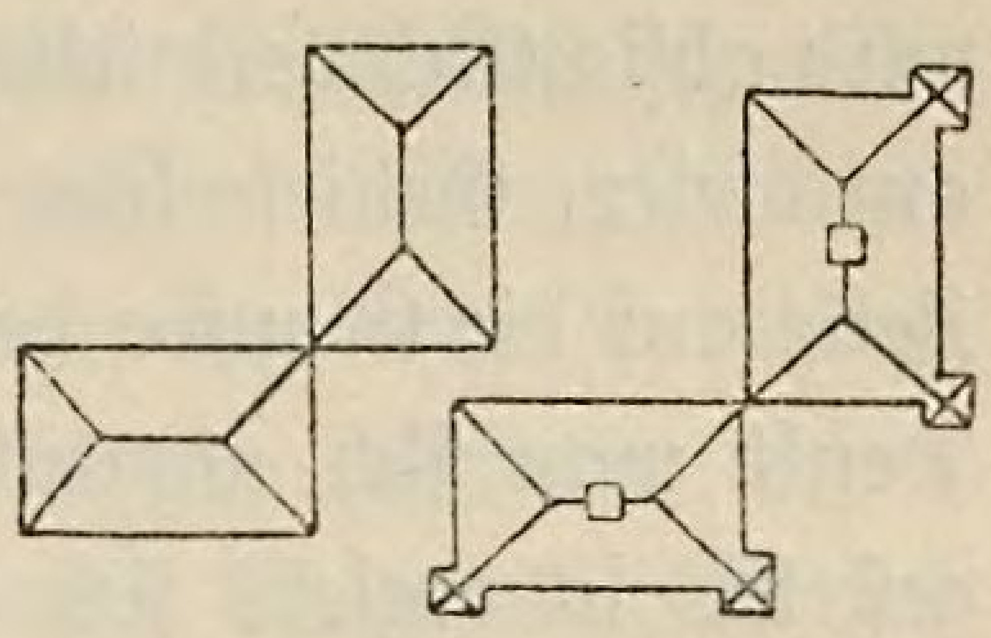
Mit diesen letzteren Gestalten, die strenge genommen blos die Weitkoppelung zweier Stöckel darstellen, gelangen wir zur Engkoppelung solcher, ein Stöckelpaar mit je einer Breitseite eng an einander gerückt, so daß zwischen ihnen kaum ein Rinnsal oder eine Rille noch Platz hatte. Dergleichen Bauten findet man in alten Städten zuweilen (wie z. B. am Hauptplatze in Graz), und im Grunde liegt wohl öfter blos das bauliche Ersparniß durch ein Doppeldach bei sehr breit abstehenden Hauptwänden als Anlaß vor. Wie sich das einfache Stöckel durch Aufsätze und Anhängsel zu einem Schlößchen entwickelte, so geht es auch bei dessen Koppelung, und ist der Gang in dieser



Richtung lehrreich und erbaulich. Bei Grünberg ist die Koppelung ohne weiteren Schmuck; auf Dürrenberg (b. Seckau) sitzt, wohl seit die Moshart den Edelhof besaßen, ein stattlicher Dachreiter (von dem Wirthschaftsgebäude knappan muß man absehen), Pichelhof (bei Felden) hat Erker an allen vier Ecken, Grubeck (b. Außee) deren blos einen, wogegen Siegersdorf (a/d. Rab) schloßartig sich giebt mit vier Eckthürmen (davon mindestens zwei durchbrochen auf Säulen), einem Kantreiter über der Thorfront, und einem kleinen Reiter an der ein

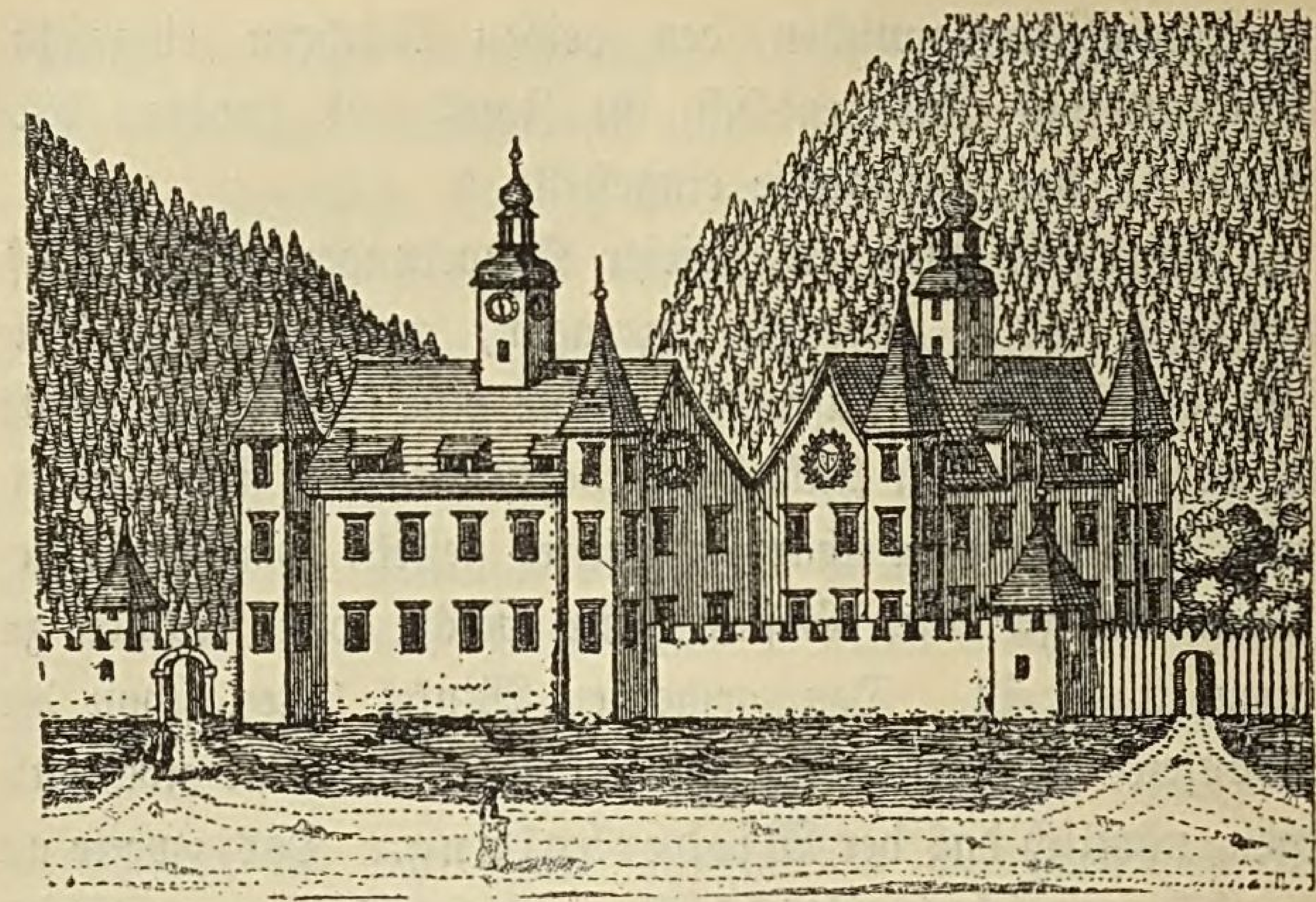
en Schmalseite zwischen den beiden Dächern eingesetzt. Nicht unwitzig sind endlich bei Zmell (ob Leoben) Eckthürme in der Diagonale eingestellt.

Handhabt man eine dieser Koppelungen derart, daß man das obere Stöckel, sozusagen, aufhebt, um seine Achse dreht, und so aufstellt, daß die eine innere Ecke rechts mit der inneren Ecke links des anderen Stöckels sich berührt, beide Stöckel also in scharfem Winkel gestellt werden, so gelangen wir zu einer Gestalt, für welche den Namen zu finden schwer ist. Den gemeinen Winkel boten schon die Anbauten: hier tritt aber ein anderes Merkmal noch entgegen, nämlich das der Wiederholung. Das zweite an der Ecke angelehnte Stöckel ist nämlich das strenge Abbild des anderen, und das Ganze das Ergebniß eines wunderlichen, nicht unschönen, auf alle Fälle überraschenden Gedankens. Auch läßt sich seine Verwirklichung blos zweimal im Lande nachweisen, zu Mannsburg, einem an sich einfachen Baue im Draufelde, sehr auffällig aber und gewinnend, und (als Arbeiterwohnung) noch heute



erhalten, an Schloß Rotenthurm zu Feistritz ob Judenburg, das wir im verkleinerten Ganzbilde (auf der nächsten Seite) noch besonders beifügen. Hier ist das zweite Stöckel — bis auf ein geringes Merkmal — mit allen Eckthürmen und dem Dachreiter barerdings die „Abschrift" des ersten. Was den betreffenden Bauherrn zu diesem Phantasiestücke bewog, läßt sich kaum absehen; vielleicht spornt es einen unserer heimischen Sagendichter zu einer Erfindung an.

Mit dieser Gruppe endet die Reihenfolge jener Gülthöfe, die als aus dem ursprünglichen Stöckel erwachsen, sich

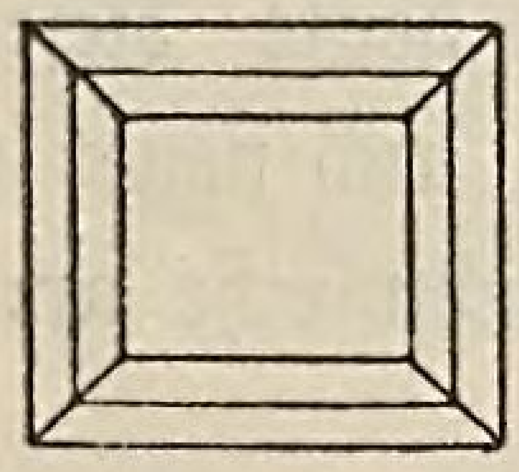


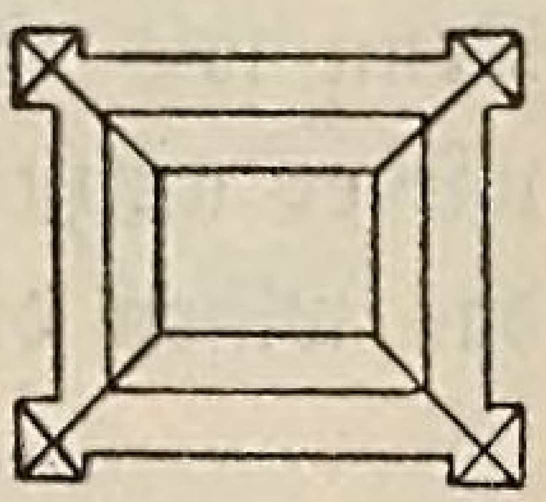
leicht erkennen lassen. Die zweite Hauptfigur von Edelsitzen ist das Viereck. Die Bezeichnung Grundgestalt wird absichtlich vermieden, denn in Wahrheit ist das Viereck auf diesem Gebiete keine solche mehr, sondern führt in erster Zeile auf die Gruppe der harmonischen „Anbauten" zurück. Denkt man sich nämlich zwei derselben richtig aneinander gestellt, so ergiebt sich eben das Viereck, und zuletzt langt man wieder beim Ausgangspunkte, dem Stöckel, an. Hier aber handelt es sich nicht um Theorien, sondern einfach um Gegebenes, und dieß ist etwas Abgeschlossenes, und läßt als solches keine Wandlungen mehr zu. Blos die Einzelbehandlung der Wandflächen, ihrer Theile und Oeffnungen, endlich die baulichen Zusätze und Krönungen bieten noch Abwechslung, und mildern die oft schwerfällige Einförmigkeit des Ganzen. Das lineare Modell ist stets das gleiche, und die Thürme und Reiter, ihre Zahl und Form, Art und Stelle der Anbringung spielen die Hauptrolle. Daher waltet über der Gruppe eine fühlbare Einförmigkeit, um

nicht zu sagen Starrheit, und darin besteht der Gegensatz zu dem früher aufgerollten.

Nicht immer die schönsten, aber wegen ihrer Massenhaftigkeit kostspieligsten Bauten erfüllen diese Sippe. Bei manchen allerdings hat der Zeichner verschönt, wie das heute bei Fabriksplacaten nicht selten; bei anderen können wir uns aus dem heutigen Zustande dieser ehemaligen Adelshöfe nicht mehr in deren Prunkzeit rückversetzen. Allein gegenüber dem kahlen Ernau und Welsdorf, dem ärmlichen Falkenburg, dem vernachlässigten Schwarzenstein b. Welan und Weier b. Judenburg und dem verkommenen Teufenbach nennen wir zum Ausgleiche das unverwüstbare Eggenberg, das heitere Frauenthal, das wiederbelebte Horneck und Wasen, Eibiswald, Limberg das liebliche Waldschloß, Schrattenberg und Hainfeld, und zu bester Letzt Spielberg auf grünem Hange, und das so zierlich bethürmte Freiberg. Wo immer sie ragen, sind sie eine Verschönerung der Landschaft, gleichwohl oft blos in müder oder erstorbener Farbe den Wanderer grüßend, wenn sie auch in ihrem Innern nicht selten die schmalen Grenzen erkennen lassen, mit welchen die Erbauer für die eigene Bequemlichkeit sich abgefunden hatten.

Es giebt im Vierecke der Edelsitze, wie schon angedeutet, nur Einen Wechsel: entweder es ist glatt durchgeführt, oder es hat Zuthaten. Nach der Natur und Zahl dieser mögen wir vielleicht auf gehobenes Herrengefühl, aber auch auf Sinn für Schmuck des Ganzen schließen. Ohne alle solche Ausstattung ist Premstätten. Dachreiter mit und ohne Uhren oder Laternen haben Falkenburg, Frauenthal, Horneck, Lehenhofen,





Schwanberg und Waldschach — zwei Eckreiter zeigt Ernau, und vier Lehen und Reifenstein b. Cilli — Dach- und vier Eckreiter Eibiswald und Gleinstetten, — mit einem Wandthurme ist Pichelhofen versehen — mit zweien solcher und vier Eckreitern Limberg — mit vieren zu vieren Schwarzenstein — mit zwei Wand- und vier Eckthürmen Freiberg — mit einem Eckthurme Kilbel — mit zweien solcher Kalsdorf, Altkainach, Ober . s. Lorenzen, Neudorf und Weier bei Judenburg — und mit vieren (gleichgiltig, ob rund, vier- oder mehreckig, und ob Dachreiter in Gesellschaft oder nicht) Aheim, Dornhofen, Freibüchel, Friedhofen, Gradisch, Grottenhofen, Grünbüchel, Hainfeld, Kindberg, Meretinzen, Pichel i/Mürzthale, Pragwald, Schönbüchel, Schrattenberg, Spielberg, Teufenbach und Welsdorf. Einen Vorbau, regelrecht in der Achsenmitte, zeigen blos der Weißeggerhof zu Graz und Schloß Murau.

Wir sagten stets „ist,“ „zeigt,“ „krönt“ u. s. w., als wären die Dinge noch heute so. Zuweilen ja, meist nein. Denn hier hat nur Vischers Schlösserbuch zugrunde gelegen, und ist alles Obige blos eine Wanderung in die Vergangenheit, keine Phantasie, nur ein Erinnerungsbild für die Gesammtheit der Gülthöfe von vor 200 und etwas mehr Jahren, unter Leitung und auf Verantwortung jenes wackeren Topographen. Vieles hat sich erhalten, selten in Behaglichkeit oder Reichthum, öfter noch in Fristung. Denn wie schwer heute diesen kostspieligen Gründungen wieder aufzuhelfen und neuer Glanz ihnen zu geben wäre, das wissen die Landwirthe am besten.

8.

Martin Zeiller.*)

Knapp an Murau, Norden zu, zweigt ein Graben ab, ein Mitteldinq zwischen engem Thale und Schlucht, den ein frischer, triebkräftiger Bach durchrauscht; am Wege hie und da ein Mühlenwerk, ein Straßenwirthshaus und auf leichter Höhe in wirrem Gebüsche die starken Reste des berüchtigten Dreibeines, wo einstmalen die Herrschaft Murau durch Meister Hammerl ihre hohe Gerichtsbarkeit üben ließ. Die Bergeinfassung, steil und bedeutend, schattet breit in die Einsamkeit zu ihren Füßen. Nach einem Stündchen ungefähr lichtet sich der Vordergrund zum Thale, das nach Westen hin sich aufthut, in gleicher Richtung des Murthales, aber so gedehnt lange nicht. Wieder eine kleine Stunde, und man ist an des Thales Haupte, wo die Berge sich scheiden, um bequemer Weitung Platz zu machen. Bergauf und bergab geht es dann, und noch ein letztes Stündchen und man erreicht zu Klausen die

*) Zuerst abgedruckt in der Wiener „Montags-Revue", 1895, Nr. 24—26, dann im Ulmer Tagbl. Nr. 39 (Sonntagsbeilage), 235 und 241, und hier mit Zusätzen versehen.

heutige Grenze von Salzburg, und zwar des Lungaus. Von Murau herauf bis an des Thales Anfang heißt Alles Ranten: Bach, Thal und Pfarrdorf, denn daß Letzteres, oder seine erste bajuwarische Ansiedelung, im 12. Jahrhunderte Teuting geheißen, wer weiß davon? wer denkt und was liegt daran?

Es ist eine stille Gegend, deren Seitenwände im Hintergrunde die Tauern verdecken, ohne hervortretende landschaftliche Größe, aber reizend, wenn die morgenfrühe Sonne sie durchleuchtet und an Thauperlen und Moshauch sich satttrinkt, reizend auch, wenn die Abendsonne ihre tiefen Töne über Felder und Gehänge lagert. Nur ein Paar Dörfchen unterbrechen den Weg; nur Eine Kirche sendet ihr Geläute durch die Lüfte, und für weit und breit gab es, ihr ganz nahe, blos Einen Herrenhof, und auch der war recht bescheiden. Jetzt steht die Scheuer eines Großbauern auf seinen Grundfesten.

Dieses Kirchdorf ist der Geburtsort eines im 17. Jahrhunderte hochgepriesenen, ausnehmend gelehrten und vielbesungenen Mannes.

„Lang ist es her“, da ging durch diese Thalung ein Leben weit derberen Pulsschlages, als je später, von heute zu geschweigen. Hier nämlich zog eine Römerstraße, welche die großen Heereswege zwischen Neumarkt und Mauterndorf i. Lungau verknüpfte. Sie wand sich bei Ersterem los, stieg über die Hochebene von Maria Hof zur Mur herab, überschritt sie oberhalb Frojach und wendete sich durch das Katschthal westlich in die Ranten. Hier spricht man noch von mancherlei römischen Resten im Thale aufwärts, die noch kein Archäologe beachtet habe, und in der Kirche selbst gibt es eine Nische, die blos aus römischen Votivsteinen zusammengesetzt ist.

An ihr lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Pfarrer, aus dem benachbarten salzburgischen Gaue bürtig. *) Er hieß Martin Zeiller. Wie es kam, daß man ihn für den Unterricht weit hinauf in den schon erklärt protestantischen Norden schickte, ist unbekannt. Es mochte um 1545 gewesen sein, daß der Junge das vielberühmte Gymnasium zu Zwickau im Vogtlande aufsuchte, die sogenannte Schleifmühle, die älteste und vornehmste Schule in Sachsen; dann hörte er noch Melanchton in Wittenberg, und schloß seine Studien zu Leipzig. Aber noch befremdender muß es uns sein, wie der 26jährige Candidat des Priesteramts, gesättigt an den einflußreichsten Stätten mit den Lehren des neuen Bekenntnisses, zu einer katholischen Pfarre gelangte. Thatsache ist, daß Pfarrer Zeiller erst später „abfiel". „Gleichwohl ein katholisch ordinierter Priester," sagt der Bischof von Lavant (1629), „aber ein apostatirter Sectist" — vermuthlich unter dem allgemeinen Zuge, der damals Steiermark in Glaubenssachen beherrschte, und unter dem besonderen des Einflusses seines Vogtherrn Christoph von Liechtenstein zu Murau und dessen Gattin Anna von Wasser-Leonburg, der bekannten Dame „mit der weißen Leber". Die Letztere wußte ihn auch zu schützen, als sein Metropolitan, der Erzbischof von Salzburg, und sein Lehensherr, der Bischof von Lavant, ihn (1583) zu maß-

*) Zur selben Zeit (1556—72) lebte in der ersten salzburgischen Nachbarpfarre, zu Maria Pfarr in Lungau, ebenfalls ein Martin Zeiller als Pfarrer. Derselbe war zu Zankwarn im Salzburgischen geboren, wurde Abfalles wegen in Untersuchung gezogen, leistete Abbitte und Widerruf, starb jedoch abgesetzt 1578. Die Zeiller sind eine lungauer Familie. Eine Verwandtschaft beider Martine aber, auch irgendwelche Verbindung beider Nachbarn, ist nicht nachgewiesen.

regeln versuchten. Er heiratete zu Murau, und zwar zweimal: zuerst (1567) die Tochter des Murauer Bürgers Hans Dreyer, und später — vielleicht erst in den 80er Jahren — eine Jungfrau Margareth Ungrath, die mit ihrer Schwester Gertrud und deren Gatten Hans Weissick aus Delitsch (damals in Sachsen, heute im preußischen Regierungsbezirke Merseburg) nach Murau gewandert waren. Diese Verbindungen brachten ihm auch einigen Besitz, jede nämlich ein Haus daselbst, so daß er nicht ganz mittellos 1600 in die Verbannung wanderte.

Am 7. April alten, am 17. neuen Kalenders 1589 ward ihm ein Söhnchen geboren, das er gleichfalls Martin nannte. Der Hirtenjunge Georg Matth. Vischer, um ein Jahrhundert später ein tüchtiger Geometer, Landkartenzeichner und Topograph, und das Pastorsöhnlein aus entlegenem Thale am Fuße des Tauernstockes haben viel Gemeinsames in ihren Anfängen und ihren Leistungen. Behäbiger ward es freilich dem Letzteren gemacht, aber dem Knaben der Volksschule von Murau prophezeite auch Niemand, daß er ein weitgereister, höchstbelesener, tonangebender und gerne aufgesuchter Gelehrter werden würde. Er pries noch in späten Jahren seinen Lehrer Pensold zu Murau, unter dem er die Büchervisitation der Reformationscommission von 1598 erlebte. Auch seine Schulbücher kamen an die Reihe; wenige davon erhielt er zurück, andere wurden vor seinen Augen aus dem Fenster auf den Scheiterhaufen geworfen. Zwei Jahre später mußte sein Vater dem Ausweisungsbefehle gehorchen: so wanderte die kleine Familie — von der Mutter ist nie die Rede, und auch von Geschwistern nicht, — hinaus aus den Bergen in's Flachland, irgendwo auf sicherem Boden Ruhe für den 73jährigen Mann zu finden, und dieser Halt ergab

sich zuerst in Regensburg. Es war nicht die Sitte jener Zeit, den Werdegang des Mannes schon aus dem Seelenleben des Knaben zu erklügeln, und so mit Bestimmtheit die Richtung des einen aus unläugbarer Anlage des anderen abzuleiten. So viele Bände der Gelehrte M. Zeiller auch geschrieben, aus seinen Schülerjahren verräth er darin wenig. Wahrscheinlich vom Vater zu Reisenotizen angehalten, weiß er noch lange darnach den genauen Weg der erzwungenen Fahrt in's Exil. Auch seine Reisen als Student tragen denselben Charakter des Interesses zu lernen, das Gesehene mit der Feder zu festigen, und in dessen Erinnerung zu schwelgen. Er ward vor Allem Stubengelehrter, und zum Verfasser großer Reisebücher wurde er weniger aus sich heraus, als wegen fremder Begierde, und weil er das Zeug in sich fühlte, mit den Behelfen aus der Erfahrung Anderer selbst dort zu führen, wo er selber nicht gewesen war.

Welche Beziehungen den Vater bewogen, den Knaben (1601) nach Ulm zu schicken, wohin er im nächsten Jahre nachzog, ist nirgends gesagt. Von da ab bis zum Tode blieb aber diese Reichsstadt des jungen Zeiller's Eden. Dorthin lenkte er, so oft er konnte, seine Zöglinge und dort ließ er sich auch nieder für's Leben, als er, die Erzieherstellung aufgebend, seinen Studien allein sich widmen wollte und konnte. Der betagte Vater suchte auch keinen bleibenden Posten, ward aber doch bewogen, als sogenannter Pesthelfer „die Seelen Cur bey den Inficirten“ zu übernehmen. Der gefahrvolle Dienst in und außer der Stadt trug ihm einen Gulden die Woche! Um Pfingsten 1609 starb er an Altersschwäche — in Abwesen seines Sohnes, der das Jahr zuvor bereits die Universität zu Wittenberg bezogen hatte.

Welchen Weg er dahin genommen, auch wie er von dort nach vier Jahren mit einem Ulmer Genossen eine österliche Spritzpartie nach Westphalen und nach Bückeburg machte, wo ein Schwager seiner Mutter Hofapotheker war, all das hat er stets von Meile zu Meile aufgezeichnet, und Randbemerkungen gewöhnlicher Art beigefügt. Aber vom Wittenberger Leben und Brauche, von Lehrern und Schülern erzählt er nichts. Und doch hatte er Auge und Sinn für's Beobachten. Später bessert er sich einigermaßen; nur durchzieht seine sämmtlichen Schriften stets noch ein weitgetriebenes Ausschließen alles dessen, worin er seine Person, ihr Urtheil und ihre Erfahrung in den Vordergrund hätte stellen können. Es ist eben die Sache zarter Naturen, mit Vorliebe Erlebnisse und Aussprüche Dritter für Erörterungen zu verwerthen, um nicht durch die eigenen gewissermaßen vordringlich zu erscheinen.

Damals, Zeiller hatte eben sein viertes Jahr in Wittenberg abgeschlossen, mag Graf Wolf Friedrich von Tattenbach, ein oberösterreichischer Edelmann, sich dorthin wegen eines Hofmeisters für seine beiden Söhne Sigmund Friedrich und Wolf Christoph gewendet haben. Das war so Brauch, und Wittenberg und Tübingen saßen dafür im Vertrauen des protestantischen Adels in Oesterreich. So kam der junge Obersteirer zu einem Posten: er wenigstens nannte sich „vocirt". Mit der Schreibtafel in der Tasche zieht er dann über Leipzig, Altenburg und das Vogtland nach Regensburg, und von da auf der Plätte nach Linz. Da konnte er die Nordseite der Alpen sehen, hinter welchen einst Vaterhaus und Wiege für ihn gestanden. Es ist mehr als Muthmaßung, daß der gemüthvolle junge Mann diese Berge und Thäler, diese Matten und Bergwässer gerne wieder begrüßte, denn ein treueres

Geburtslandsgefühl that sich für jene Zeiten literarisch uns nie sonst auf.

Die neue Stellung wirkte, durch viele Gelegenheit zu reisen, bestimmend auf den einen Inhalt seines späteren Manneslebens. Er diente zuerst im gräflichen Hause zu Linz, wo er auch, heißt es, nebenbei acht Monate an der protestantischen Schule unterrichtete. Dann ging es nach dem einen Sitze des Grafen, nach Schloß Zeilern, ganz wenig nordwestlich Amstetten, an der ehemaligen Poststraße nach Linz. Wunderlich schien es ihm, daß sein erster Dienstort gleichen Namen mit ihm trug; man habe das, sagt er, für ein gutes Omen gehalten.

Damals galt als Hauptaufgabe für einen Edelmann, daß er die Welt gesehen habe. Wir waren stets am Zaunende des deutschen Reiches, und was Weltverkehr hieß, lernte man hier nie kennen. Dazu das Hauptmoment jener Tage, das politisch-religiöse, das vom Westen und Norden her Fühlung und Führung bekam. Die jungen Leute durchwegs, und für den Adel geziemte es sich vorab, mußten deutsche Universitäten besuchen, und bei der Gelegenheit im „Reiche“ und in der Nachbarschaft sich umsehen. Allein gereist mußte überhaupt werden, denn der Stand erforderte es. Und für seine Lust an der Fremde hatte Zeiller die richtige Familie getroffen. Welche Absichten den Grafen leiteten, seine Knaben — der ältere zählte 14, der jüngere 7 Jahre — nicht bei häuslichem Unterrichte allein heranwachsen zu lassen, bis die Zeit für auswärtiges Studium gekommen war, sondern so früh, und zwar an böhmische Privatschulen zu senden, mag zu Vermuthungen Anlaß bieten. So ging Zeiller (1615) mit seinen Zöglingen an das Rosenberg'sche Gymnasium nach Sobieslau: es hieß, dort sollten sie böhmisch

lernen. Im Herbste des nächsten Jahres besuchte er mit ihnen Mähren, und im Frühlinge darauf neuerdings. Diesmal währte der Aufenthalt anderthalb Jahre; er galt wesentlich Eibenschitz, wo vermuthlich ebenfalls eine Schule von Ruf gewesen, und der Hofmeister Gelegenheit bekam, das Halbdutzend Confessionen oder Secten zu Niemtschitz zu studiren. Besonders die Wiedertäufer hatten sein Interesse. Zu Anfang des böhmischen Krieges ward heimgekehrt; die ersten Truppen gegen die Aufständischen sah Zeiller noch in dem Lager Bouquois' vor Znaim. Man irrt wohl kaum mit der Annahme, er habe zugleich als Vermittler politischer Verbindungen zwischen dem oberösterreichischen und böhmisch-mährischen Adel und als Berichterstatter gedient.

Den Ereignissen, welche nun aus Oesterreich einen Kriegsschauplatz machten, entrückte Graf Wolf Friedrich seine Söhne dadurch, daß er sie (im Herbste 1618) mit Zeiller nach Straßburg schickte. Dadurch kam Letzterer in die Lage, Ulm wieder zu sehen, und seinen Zöglingen die große und schöne Stadt zu zeigen, und wie schmächtig dort die Donau, die so mächtig als Strom in Linz sich ausnahm, oder von den Hügeln nördlich an Zeilern. In Straßburg fanden sich mehr österreichische Edelleute zusammen: so zwei Freiherren Breuner, ein Seemann von Mangern, ein Agricola u. s. w. Da gab es Gelegenheit, in Gesellschaft den Rhein abwärts zu ziehen und weiter nach Frankreich. Im Herbste 1620 ging Zeiller mit dem älteren der beiden Grafensöhne über Metz und Nancy nach Sedan, das damals noch dem Herzoge von Bouillon gehörte, und weiß Gott welchen Anlaß zu mehrmonatlichem Aufenthalte bot, dann (im März 1621) nach Paris, wo man, auffällig genug, blos einen Monat verblieb, dann über

Orleans und Lyon nach Genf, über Basel wieder nach Straßburg, und endlich, nach dreijähriger Abwesenheit, heim noch Zeilern.

Er hatte bis nun fast zehn Jahre die Stellung im gräflichen Hause, an dem er stets auch in Zukunft mit warmem Gefühle hing, bekleidet. Nun ergab sich für ihn Gelegenheit, die gleiche Thätigkeit in eine steierische Familie zu übertragen, und zwar in jene des Vice-Statthalters zu Graz, des Freiherrn Balthasar Galler auf Wasen, Schwanberg und Leonrod. In derselben verbrachte er sieben Jahre, allerdings weitaus den größten Theil derselben anderwärts als auf Schloß Wasen. Er geleitete den Sohn Johann Friedrich mit dem jungen Freiherrn Georg Ernreich von Eibiswald (1623) nach Linz, und im Spätherbste des nächsten Jahres begab sich die kleine Gesellschaft, verstärkt durch einen v. Glojach und einen von der Grün, wieder auf dreieinhalb Jahre nach Straßburg. Als hier die Studien abgeschlossen, kam die Universität zu Padua an die Reihe. Nach der kurzen Rast von kaum einem Monate auf Wasen ward die Reise nach dem Süden angetreten. Zeiller hatte die Ehre, nach etwa drei Monaten Aufenthalts (in Vertretung eines Grafen vom Salm) zum Syndicus der deutschen Nation an der Universität gewählt zu werden, was ihn widerholt nach Venedig zum Senate der Republik führte. Eine „Spatzierrayß" zeigte ihm auch Mantua, wo er die (1625) von Herzog Ferdinand gestiftete Universität sich besah. Diese lebte so einsam, daß der Fürst, größeren Zuzugs willen, den Deutschen große Freiheiten zusicherte. Aber, sagt Zeiller später, als die Deutschen (1630) Mantua eroberten, wurden sie so verhaßt, daß sie als Studenten nicht mehr dahin gehen wollten.

Kaum seit drei Wochen in Padua zurück, verließ er mit einem Male Stadt und Zögling. Was daran Schuld trug, ist gänzlich verborgen: die schnelle Abreise läßt auf eine acute Form irgendwelchen Zwischenfalles schließen. Ob derselbe in Persönlichkeiten beruhte, oder in Verhältnissen, darüber fehlt jede Auskunft. Vielleicht in Beiden. Vergessen darf man nicht, daß eben damals das zweite Ungewitter über den Protestanten in Steiermark sich zusammenzog und entleerte, die Ausweisung des Adels, der nicht zur katholischen Kirche zurückkehrte. Aber das konnte ihn nicht sehr berühren. Oder ob eine Herzensangelegenheit ihn nach Ulm rief? Dafür sprächen gewisse rasche Abmachungen, die sogleich erwähnt werden sollen. Für Zeiller muß die Rückreise über Steiermark zwecklos geworden sein. Kurz, Ende Mai 1629 tritt er in Gesellschaft zweier Ulmer, der Doctoren Schleicher und Zech, die Heimfahrt an, und diese galt Ulm.

Seit der Gymnasialzeit hat es ihn dahin gezogen. Noch in seinem 64. Jahre schreibt er in der Vorrede zu seiner schwäbischen Chronik, wie theuer ihm die Stadt, die seinen Eltern und Geschwistern und auch ihm, obgleich weitab in der Fremde geboren, von 1601 bis auf den laufenden Tag große Gunst und viel Liebe erzeigt habe. Er macht auch sofort Anstalten, sich dort vollständig einzuheimsen: schon am 11. November desselben Jahres schwört er als Bürger auf, bezahlt 26 Goldgulden und 2 Batzen für Bürgerrecht und Armbrust, und am 1. Adventsonntage (3. December) läßt er sich bereits mit Frau Magdalene Mehrer, geb. Matheis, einer Kaufmannswitwe, trauen, deren Gatte Ende Jänner 1627 gestorben war Ob etwa ein sogenanntes „Verhältniß“, eine „alte Liebe“, wieder in Kraft trat, und der schnellen Abreise von Padua

zu Grunde lag? Die Trauung geschah am 12. Jänner 1630. So weit man über seine Wohnung Vermuthungen aufstellen kann, war sie in der Zeile an der Nordseite des Domes, gegenüber der Bauhütte. Zu seiner von da ab ungemein eifrigen schriftstellerischen Thätigkeit kam auch mancherlei öffentliche: so ward er (noch vor 1633) kaiserlicher Notar, Inspector der lateinischen Schulen (welchen Posten er erst nach längerem Widerstreben annam), Censor der historischen und philosophischen Bücher und Mitvisitator der Buchläden. Er sollte auch Geschichte und Moralphilosophie am Gymnasium lehren, was er jedoch ablehnte.

Das Leben dieses Mannes gliedert sich in drei scharf abgegrenzte, fast gleich lange Abschnitte: in die Lernzeit bis zum 23., die Lehrzeit bis zum 40., und die Gelehrtenzeit bis zum 73. Jahre. Es sind jene des Sammellernens, des Sammelns und des Verarbeitens des Gesammelten. Die vorletzte setzt sich begreiflich mit dem Tage in die letzte hinein fort, knapp bis zur Todesstunde.

Im Allgemeinen ist Zeillers Name bei uns vornehmlich durch seine topographischen Bilderwerke bekannt und geläufig. Denn was er sonst schrieb, entbehrt heute der Anziehungskraft, weil der Geschmack sich gründlich änderte — selbst für den mit ihm einigermassen verwandten, aber in lockerer Zeit geprägten Karl Julius Weber. Und doch war er ein berühmter Vielwisser, für seine Zeit ein angenehmer Erzähler, ein vielgerühmter, vielgesuchter und vielgekaufter Schriftsteller.

Seine literarische Thätigkeit ist von Grund aus eine didaktische. Er treibt wesentlich Moralphilosophie, sucht die Geschehnisse im Leben der Völker und Zeiten, ihre

Anlässe und Folgen, und zieht aus ihnen die belehrende und erhebende, die anregende und abschreckende Nutzanwendung, mit Hilfe des Wortes, dadurch er nicht minder zu gewinnen weiß, wie durch die angeführten Beispiele er belehrt. Seine — ungleich zahlreicheren — topographischen Werke sind weniger bei ihm geplant, als vielmehr durch Freunde anfänglich ihm empfohlen worden. Dann ist er allerdings voll und bis zur europäischen Berühmtheit in diese Richtung eingetreten. Beweis dafür, daß über ein Dutzend seiner Publicationen 2—6 Auflagen erlebte.

Zeiller war Positivist. Im strengsten Sinne Gelehrter erfand er nicht, sondern verwerthete Gegebenes: das wußte er zu ordnen, an rechter Stelle anzubringen, zu durchdenken und dessen inneren Werth in gefälliger Form darzulegen. Es gibt so selten Dinge, die nicht schon einmal gedacht, gesagt und geschrieben worden seien, und doch wieder keine, die nicht immer auf's Neue neu wären. So knüpft er gerne an Anderer Gedanken an, und wie er dieselben erörtert, zergliedert und modelt, quillt aus ihm selber oft das Beste und Klarste, in Ernst und Heiterkeit, vielfärbig und geistreich. Der große Reichthum, vereint mit der durchwegs klugen, gemüthlichen, heiteren wie ernsten Weise seiner Darlegung, gewann Aller Herzen. Wenn je ein Vergleich mit der Biene zutreffend, dann galt er ihm. Daher sprachen auch seine Zeitgenossen in gebundener wie ungebundener Rede von dem Bienenfleiße des rastlosen Mannes, und von dem Honigseime, den er spendete. Die Massenliteratur, welche der von Knabenjahren her einäugige Mann durcharbeitete, und deren verschiedensten Inhalt er für seine kaleidoskopischen Darstellungen zerschrieb oder zurechtschnitt, gränzt an's Fabelhafte. Man sehe nur die Hilfswerkeverzeichnisse seiner „Episteln“,

„Dialogi“, „Centuriae“ u. a.; sie betragen nie unter dritthalbhundert Titel, zuweilen aber auch das Dreifache. So ansehnlich die Ulmer Stadtbibliothek, jene des Pflegamtes der Stadtpfarre und von Privaten daselbst gewesen sein mögen, zu so breiten Kenntnissen mußten doch wohl die Bibliotheken noch aus seiner Universitätszeit, dann jene aus seinem fahrenden Leben zu Straßburg, Tübingen und Padua, und die Sammlungen der vornehmen Herren, wie Tattenbach, Galler u. s. w. beigesteuert haben. Man darf also wohl seine Reisen als den Hauptbehelf für sein ganzes Wirken ansehen, und sie gaben ihm wider, was er an Mühe und in angeborner Neigung daran wendete.

In der Lust nach der Fremde lag nicht blos ein Merkmal seines germanischen Blutes, sondern darin war er auch ein Kind seiner Zeit. Trotz deren Trübsal gab es selten eine beweglichere. Vielleicht ist um die Mitte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht so viel herumgepilgert worden, als damals. „Diese werden für grobe Haupttölpel geachtet“, sagt er in seinem „Exilium melancholiae“, „so stätig daheim bleiben; man muß sich in der Welt umsehen, ehe man daraus gehet.“

Darin hat er eine ausgeprägte Gegenstellung zum „Philander von Sittewald“ seines Freundes Moscherosch. Der singt:

„Raysen ist nichts, als Ungemach und Sorgen,
Gefahr ist groß, die Lust gerung und klein,
Darumb muß allhier ein eysern Herze seyn,
Sonst dauert man nicht, als nur bis über morgen.“

Dem entgegen er: Auf Reisen brächten niedere Sachen erhabene zur Kenntniß; in der Schönheit des Erdkreises spiegle sich die Gottheit; die Welt sei das offene Buch, darin Gott sich von Allen und in allen Sprachen lesen

ließe. Dann spottet er jener Trägen, denen nichts über ihre Stube geht, über Solche, die blos freierer Liederlichkeit wegen in's Ausland brächen, Wirthshäusern nach und anderen fremdländischen Genüssen, oder die überhaupt wälsches Wesen höher stellen, als ihr angebornes deutsches, und diese Alle, sagt er, „ändern zwar das Gestirn, nicht aber das Hirn." Es käme eben darauf an, wie man reise.

Das zu erklären, wendet er (1650) fast ein ganzes Buch daran, den „Fidus Achates" für Deutsche und Deutschland. Wißbegierig, wie er ist, sorgt es ihn nicht blos, daß man heil auf schlechten Wegen, in Sümpfen und über hohe Berge, beim Zusammentreffen mit Wölfen und Bären, Zollwächtern und Kutschern — besonders italienischen — durchkäme; er gibt viel darauf, daß man mit den Wirthen und ihren Angehörigen, mit Fremden u. s. w. sich vertrüge, aber das Wesentliche sei Fragen, Forschen und Festigen, und über Erfahrenes und Erlebtes genaue Tagebücher führen. Das seien die Zinsen des Capitals an Aufwand von Mühe und Geld, und selber ein Capital für einsame, wie gesellige Stunden in der Heimat — Satzungen, worin er übrigens blos Ranzow,*) Zwinger, Frölich, Dalby, Loysy u. A. folgt. Mit großer Weltklugheit räth er politischen, wie religiösen Bemerkungen

*) Dieser ist wohl jener Ranzow, den Sigm. Friedr. Freih. v. Herberstein (1594) von Regensburg aus den steir. Verordneten empfahl: „Nachdem sich Ainer des weitberühmten, fürnemben adelichen ritterlichen Geschlechts deren von Ranzow aus dem Königreich Dennemarkht, Weiser diß, alhie bei mir angemeldet, welcher nicht allein bisher vil namhafte Königreich, Nationen und Provintien perlustrirt, sondern auch in angeblichen Kriegsexpeditionen sich mannlich solte haben gebrauchen lassen, und jetzt dieses löblichen Vorhabens ist, auch in solchem seinen berait erlangten

aus dem Wege zu gehen: wie leicht verletzte man damit, ohne es zu wollen. Er ist aber nicht nur stets Lehrer, sondern immer derselbe mildsinnige, verträgliche Mensch. Damit steht seine confessionelle Haltung durchwegs im Einklange. Es sind ausnehmend wenige Stellen in seinen Werken, darin er Glaubenssachen, die Grundsätze der alten Kirche und der neuen Lehre behandelt, so wenige, daß es fast scheint, als fühle er sich gedrungen, auch darüber einmal zu sprechen, damit man wisse, welchem Bekenntnisse er angehöre. Den Vorschlag, den man ihm, als einer beliebten Persönlichkeit, in Steiermark einmal machte, zum Glauben der Großväter zurückzukehren, betrachtete er selber nicht als ernsten. Dafür vergaß er nicht, des freundlichen Jesuiten zu gedenken, der ihn in Graz herumführte, und sich für ihn über den groben Hofbedienten ärgerte, der ihnen das Raritätencabinet in der Burg nicht öffnen wollte.

Begreiflicherweise behandeln seine Lehren auch Hofmeisterei. Wenn nicht schon sein Inneres ihm deren Obliegenheiten vor Augen gelegt hätte, so gab ihm, erzählt er, festen Anhalt ein Gutachten, das er in Oesterreich bekommen, und immer bei sich bewahrt habe. Nach seiner Ansicht bestünden zweierlei vermögliche Eltern: die

---

zimlichen Alter ferner ritterlichen Thatten nachzustreben, und darunter die dinnigen N. O. teutschen Lande, Steir, Kärnten und Crain sambt denen vorligenden crabatischen und windischen Granizen etwas zu ersechen und zu erlernen, derohalben er mich umb die gegenwiertige Fürschrift an die Herren ersuecht und angelangt het, also bitt ich sy freundlich und vleißig, die Herrn wellen ine, ermelten Herrn von Ranzow, soweit in gunstigen Beuelch nemen, daß er das yhenige, was zu Graz im Schloß, zu Hoff, im Landhauß und sonst denckhwürdig Sachen und angeteut, sein löblich Intent desto bequemer fortsezen und zu End bringen möge" u. s. w.

gewöhnlichen verlangen nur Schliff, also Manieren und Parliren, und denen sei um innere Ausbildung ihrer Söhne nicht zu thun; solch' jungen Herren sollte man einen handfesten Diener mitgeben; das würde hinreichen. Aber das Reisen sei eine „Lernungs-, nicht eine Schwermungsgelegenheit"; daher würden „tapfere" Eltern verlangen, daß ihre Söhne auf den Reisen die besten Schulen aufsuchten, beobachten lernten, in guter Gesellschaft sich bewegten, körperlich sich vervollkommneten, und an ihrem Glauben keinen Schaden nämen; sie sollen die Länder, deren Verfassungen, Gewerke und Handel und Kunstsammlungen studiren, und so für öffentliche Stellungen in der Heimat sich vorbereiten. Nächst dem Thema vom Nutzen des Reisens überhaupt, gibt es keines, das er so eingehend behandelte. Und was er erzählt, verknüpft er mit Beispielen aus dem Leben: sie sind ihm die Probe der Lehren, bald anziehend, bald abschreckend, immer aber beweisend.

. . . . Aliena pericula cautos
reddunt docendo caeteros,

sagt ein Lobgedicht auf ihn. In der That liegt in verständig gewählten und glücklich angebrachten Beispielen ein besonderes Gewicht: ein Satz, er sei noch so geistreich und wahr, vergißt sich leichter, als eine Erzählung. Unsere Literatur hat in gleicher Art wirkende Männer mehr, und es wird Mancher aus dem eigenen Leben, sei es aus der Gesellschaft, sei es von Katheder oder Kanzel, derlei wohlthätige Begegnungen kennen. Bei Zeiller lag das sozusagen im Blute: es war bei ihm psychologisch, daß seine literarische Thätigkeit mit einem solchen Beispielswerke begann, und psychologisch scheint es nicht minder — für seine entwickelte Männlichkeit, — daß es in betrüblicher Färbung und

starker Wesenheit von Liebe handelte. Es ist fast, als ob unglückliche, aussichtslose Neigung das Thema und das Buch sich gewählt hätte. Letzteres ist nämlich die Bearbeitung des Werkes von F. de Rosset, welche Zeiller „Theatrum tragicum“ betitelte, durchwegs schreckliche Gruselgeschichten, die unsere Zeit für die Damenwelt kaum bestimmte. Aber Zeiller's Freund, der auch die Correctur besorgte, Herm. Flayder, kaiserl. Poet, Professor und Bibliothekar zu Tübingen, kann nicht genug sagen, wie das Buch für „das schier unüberwindliche, nimmer genug gelobte, tugend- und ehrenreiche Frauenzimmer deutscher Nation“ Rühr- und Labsal sei. Wahr ist, daß es Furore machte: schon die Aushängebögen weckten die poetischen Adern eines Halbdutzends von Dichtern, die ihre lobenden Strophen nach der Vorrede einfügten, und in sieben Städten, von Linz bis Danzig, wurde das Buch nachgedruckt. Nur noch einmal, bei Garons gegensätzlich angelegtem Werke, das Zeiller „Exilium melancholiae oder Unlustvertreiber“ nannte, hat er sich mit solcher Bearbeitung aus fremder Mundart abgegeben. Damals aber war er bereits einige Jahre — wir wollen annehmen, recht glücklich — verheiratet, während er Rosset im vorletzten Jahre seines Hofmeisterthums in die Welt schichte.

Seine selbstständigen Arbeiten moralphilosophischer Richtung führen schon durch die Titel auf die Vielfärbigkeit des Inhalts: so die hochgepriesenen „Episteln“, die in sechs Lieferungen auf sechshundert stiegen, im Einzelnen verschiedene Auflagen, dann eine Sammelausgabe bei seinem Leben, und eine andere noch zwanzig Jahre nach seinem Tode erfuhren, seine „Hundert Dialogi“, seine „Collectanea“ und „Miscellanea“, sein „Handbuch allerley

nützlicher Erinnerungen" u. s. w., im Ganzen acht Werke, zwei nicht gerechnet, die auch auf den besten Bibliotheken nicht aufzutreiben sind. Und zwischendurch 35 topographische Werke! In all jenen Büchern, besonders in den Briefen, zeigt er sich, neben bedingter Melancholie, als gemüthlichen Erzähler, der, so recht wie ein angenehmer Tischgast, ein Thema zu spalten versteht, daß der Schluß der Unterhaltung den Anfang nicht mehr ahnen läßt. Der Briefe mögen viele auch wirkliche sein, aber es fehlen die Adressen, und blos in wenig Fällen lassen sich die Adressaten vermuthen. Sie behandeln alle nur denkbaren Verhältnisse, hohe und niedere; selbst die gewöhnlichsten Vorwürfe weiß Zeiller mit Beispielen aus alter und neuer Zeit zu umgeben, und durch seine Uebergänge, Nutzanwendungen und Sprache das Haarige oder Holprige im Striche seiner Stubengelehrsamkeit zu glätten. Daher lagen seine dicken Bücher sowol im Bürgerhause, als auf Schlössern und an den Höfen als wahre Erfrischungswerke auf.

Und was den Mann noch mehr adelte, war sein stolzes deutsches Bewußtsein. Sein deutsches Vaterland war ihm Alles, und ging ihm über Alles. „Gleichwie", sagt er, „in der ganzen Welt nichts Herrlicheres als Europa, also auch in Europa nichts Edleres und kein größeres Königreich, auch welches in allen Dingen so vollkommen, eine Königin und Mutter anderer Länder und Nationen als Teutschland." Und er lebte in des Reiches bitterster Zeit, die den Verfall auf mehr als zwei Jahrhunderte besiegelte! Deshalb auch gilt ihm die deutsche Sprache als die schönste, reinste, beste, reichste, und sei nur zu beklagen, wie die sogenannten Gebildeten, die Kanzleien voran, sie durch Fremdwörter schädigten, entstellten und an das Bettelbrod bei den Wälschen wiesen. So viel

er kann, meidet er den Gebrauch solcher Lehnworte, und für ihre Ausmerzung tritt er derart ein, daß er große Reihen von deutschen Ersatzworten schmiedet. Seine derartigen Findungen mögen vielleicht nicht sämmtlich glücklich und annehmbar sein, so wenig, als womit unsere Zeit sich darin abmüht, immerhin aber darf man die letztere auf seine Versuche weisen. Er ist es auch, der mit Stolz auf unsere uralte nationale Literatur hindeutet, und Otfried's Evangelienharmonie und Wulfila's Vaterunser dem gemeinen Verständnisse zu bringen strebt.

Sein Geschick in Behandlung der Sprache bewunderten seine Zeitgenossen, und auch wir haben alle Ursache, seine Gewandtheit hervorzuheben. Trotzdem freilich kann uns der Styl jener Tage immer nur als schwerfällig erscheinen. Indeß auch damals gab es Ausnahmen: den Stempel ihrer Zeit konnten sie wol nicht verwischen, dennoch aber von der faden Geschraubtheit da, und der zimperlichen Süßlichkeit dort gleichmäßig sich ferne halten. Gerade dieser Umstand, die Einfachheit wie Einfalt seiner Rede, erwarben, ungeachtet des reichen Citatenschmuckes, der eben nicht abzuwenden war, seinen Büchern Lob und weite Verbreitung. Er sprach, wie es ihm die Seele eingab. Wie rührend behandelt er nicht einmal seine Todesgedanken in einem Vorworte an den Ulmer Apotheker Zermann! Wie ist da die Abname der Sinne und die keimende Schwäche der sinnlichen Beobachtung, die Furcht der Reichen, die Sorge des Gesindes, die zunemende Vereinsamung, der ängstliche Blick auf die Boten des Frühlings, das Vermorschen und Zerfallen fast plastisch wiedergegeben! Wir haben, sagt er, „Beide aus des Allmächtigen Willen nun über die 60 Jahre auf uns, und also die Zeit erlebt, da die Sonne und das Licht, und Mond und

Sterne pflegen finster zu werden, und Wolken wieder kommen nach dem Regen, die Hüter im Hause zittern, sich krümmen die Starken und müßig stehen die Mülen, deren wenig werden, und das Gesicht durch die Fenster sich trübet, die Stimme der Müllerin leise wird, und sie erwacht, wenn der Vogel singt, da sich die Hohen fürchten, und schauen auf dem Wege, ob der Mandelbaum blühet, die güldene Quelle verlaufet, und Eimer und Rad am Brunnen zulechet (österr. zerlechsnet) und verbricht." Der Mann war Poet! Man kennt zwar nur eine Art von kurzem lateinischen Gedichte, sein Leben schildernd, als sicher von ihm, allein zweifelsohne sind sehr viele der Verdeutschungen lateinischer, französischer und italienischer Citate gebundener Rede in seinen Werken gleichfalls aus seiner Feder. Sie sind wohl jene „Epigramme", die man als von ihm herrührend bezeichnet; die Buchform derselben ist mir aber nie untergekommen.

Fast ausnahmslos sind seine Werke moralistisch und topographisch. Letztere überwiegen in der Zahl, jene im Gehalte. Mit den ersteren setzte er in seine schriftstellerische Thätigkeit ein, aber erst nach zwölf Jahren ließ er ein zweites der gleichen Richtung folgen. Sie forderte eben zu viel Materiale; das konnte nur die Zeit liefern. Seine schwäbische Chronik gehört auch stark der topographischen Zeile an. Im Ganzen hat er von 1628—62 knapp an 50 Werke veröffentlicht, 14 der einen und 35 der anderen Reihe, durchwegs großen Umfangs, mit Ausnahme weniger, und viele davon in Folio. Vier derselben sind bei seinen Lebzeiten zweimal, 10 dreimal und 2 viermal, nach seinem Tode 6 einmal und je 1 zwei- und dreimal neu aufgelegt worden. Noch im XVIII. Jahrhundert leisteten seine Reisebücher gute Dienste. Mit ihnen

begann er 1632, wie schon erwänt, nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe. Er sollte seine eigenen Fahrten zu allgemeiner Kenntniß bringen, sagten seine Freunde. In der Behandlung unsicher, bat er einige „gelehrte und vorneme“ Männer, gewisse Capitel durchzusehen. Wo seine Tagebücher nicht ausreichten, benützte er die Werke Anderer, und so entstand zuerst das „Itinerarium Germaniae novantiquae. Teutsches Raysßbuch durch Hoch- und Nider-Teutschland.“ Der erste Theil enthält seine Fahrten, der zweite die des Kaufmannes Marchthaler von Ulm nach Ungarn, und des kais. Gesandten Jos. von Lamberg nach Constantinopel. Das Buch griff durch, und der Erfolg spornte seine Arbeitsfreude an. Er fand, daß es an Reisebüchern überhaupt, und an guten insbesonders fehle: Deutschland besäße deren zwar, aber lückenhafte, die „mehr Irrung, als Führung“ seien; für Frankreich sei nichts Gründliches vorhanden, und so auch für Italien; für England blos für London und Umgebung, für Schottland und Irland nichts; für Spanien gäbe es vier, aber deutsch nur eines. So gab er denn schon 1634 das für Frankreich, dann für „Engell-, Schott- und Irrland“ heraus, und 1637 jenes für Spanien. Um diese Zeit suchte der berühmte Matth. Merian, ein geborener Baseler, tüchtiger Zeichner und Kupferstecher, dazu Verleger in Frankfurt a. M., seine Genossenschaft. Seiner Firma blieb Zeiller auch treu über den Tod desselben hinaus: Merian der Aeltere hatte nämlich „unvermuthet den 19./29. Junii des 1650. Jahres in dem schwalbacher Sauerbronnen geendet.“ Blos der Auszug des Reisebuches für Deutschland ist (1662) bei Wildeisen in Ulm verlegt — Zeiller's letztes Werk dieser Art, in Druck, da er schon kränkelte, und wozu er nur bis Seite

328 noch die Anmerkungen und Nachträge arbeiten konnte. Den genannten Topographien folgten jene der Schweiz und der deutschen Einzellande von Jahr zu Jahr, dann Ungarns und der nordischen Reiche. Die österreichischen Provinzen kamen erst 1649 an die Reihe. Wie viele haben nicht die schönen Bilder darin bewundert und erfreuen sich ihrer noch immer! Merian war ein Meister in der Perspective, und die liechten, durchsichtigen Landschaften sind wahrhaft prächtige Stücke: Steiermark ist in Eisenerz außerordentlich bedacht. Sonst wählte Merian, was ihm an Schlössern durch Gelegenheit oder aus den Namen der Besitzer gefiel: so sind die stubenbergischen Güter sehr berücksichtigt. Daß er für Niederösterreich auch die erste Station Zeiller's auf unserem Boden mit Bild und Aufriß brachte, das Schloß Zeilern nämlich, geschah wohl dem Mitarbeiter zuliebe. Ich habe in des wackeren Mannes Gedenken den Bau selber aufgesucht und in allen Räumen durchgangen; er ist noch heute, wie vor 250 Jahren, aber leer, leer.

Mit den fünfziger Jahren ließ Zeillers topographische Thätigkeit nach, desto eifriger indeß wirkte er in der zweiten Richtung. Da erschienen seine „Historici, chronologi“ u. s. w., seine „Hundert Dialogi“, welche Moscherosch mit einem Sinngedichte meinte zu schmücken, sein „Handbuch nützlicher Erinnerungen,“ dem der Dichter Harsdörfer zu Pathe stand, die Sammlung der „600 Episteln“, die „Collectanea oder nachdenkliche Reden“, die „Centuria variarum quaestionum“, das (nirgends findbare) „Exempelbüchlein“, seine „Miscellanea“, und die 1661 fertige, aber erst 1662 gedruckte „Centuria epistolarum miscellanearum.“ Das „Dum vixit, scripsit“ des Historikers Goldast auf den St. Galler Bürgermeister

Vadianus paßte wie selten auf Zeiller. Er muß eine Riesenmenge von wohlgeordneten Aufzeichnungen hinterlassen haben, allein keine Nachfrage brachte davon auch nur die Spur. Selbst sein Testament fand sich nicht mehr. Der Verleger Wildeisen zeigt seinen Tod als am 6./16. October nachts zwischen 9 und 10 Uhr erfolgt an, und der Magistrat verfügte (am 7./17.), „der in verwichener Nacht selig verstorbene Martin Zeiller mag auf der Befreundten gebührendes Ansuchen künftigen Mittwoch (9./19.) in der Bahr, doch ohne Deckel, und mit Einschüttung Kalchs zu Erden bestattet werden.“ Am Begräbnißtage widmen ihm die Kirche und das Gymnasium Gedenkreden, voll Anerkennung und Trauer. Die Gattin war schon früher gestorben, und Nachkommenschaft nicht vorhanden. Es scheint, daß Zeiller zu Gunsten der Verwandten seiner Frau testamentarisch verfügt hatte. Auch die Bückeburger Verwandten meldeten sich, aber vergeblich. Der Stadtrath suchte nach väterlichen Blutsfreunden in Steiermark, und wendete sich an den Bischof von Freising um Vermittlung, da das Bisthum in der Nähe von Ranten große Güter besaß. Auch hier scheint die Nachfrage erfolglos gewesen zu sein. Wir bedauern zweifelsohne den Verlust eines ausgedehnten Briefwechsels, da dem Manne so viele Gemüther zugeflogen waren. Es ist wohl kein zu beschneidendes Wort, das die Gedächtnißrede des Gymnasiums ausspricht: „Vix melior eo natus, vix pietate praestantior, magnum continentiae et sobrietatis, affabilitatis et veracitatis ac justitiae exemplum fuit, et urbis nostrae ornamentum singulare.“ Wir würden lieber setzen „terrae nostrae.“ Hätte aber Steiermark ihm solche Gelegenheit der Entwicklung bieten können, so viele nutzbare, geistige und wissenschaftliche Anregung und Verbin-

dungen, wie die Reichsstadt Ulm? Indessen, er gehört unserem Lande durch seine Geburt an, versäumte selber nie, liebend dieses Umstandes zu erwähnen, und — so spät auch die Gelegenheit sich ergiebt — wir sind schuldig, dieses Gefühl zu erwidern, und seiner Abstammung, seines Wesens und Wirkens halber, ihm die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt.*)

*) Das Portrait des verehrten Mannes bringt der Schluß dieses Buches.

9.

Gnadengaben.*)

Vor nicht langer Zeit gab es in hiesiger Stadt einen Damenvortrag. Klarer gesagt, es sprach eine Dame. Ueber Arme und Armenwesen sprach sie, Armenpflege und Armenversorgung, und zwar, wie eben herkömmlich, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei that sie den überzeugungsvollen Ausspruch, wenn es keine Armen gäbe, müßte man welche schaffen. Widerspruch erhob sich keiner, folglich mag es mit dem Satze auch seine Richtigkeit haben. Hintendrein, wie ebenfalls herkömmlich, beschäftigte ein solcher allerdings die Geister Einzelner: Ob ein gesellschaftlicher Zustand der Armenlosigkeit wohl je derartig eintreten könnte, daß milde Geschäftigkeit ihn erst abzuschaffen hätte? Ob er nicht eine bis auf's Aeußerste getriebene Gleichheit der Erdenbewohner vorbedingte? Sämmtliche gleich fein mischbraun in Leibfarbe, gleich hübsch, gleich gesund und gleich klug, sowie auch gleich vermöglich? Ob das nicht ein recht langweiliger Zustand sein würde? Die Armuthei, hieß es, sei nun

*) Zuerst abgedr. in d. Wiener „Montags-Revue" 1895, Nr. 36—44, und hier vermehrt.

einmal ein Erbübel, und der schönste Socialismus werde der menschlichen Gesellschaft diese Klette nicht abnehmen. Wozu also durch Sorge wegen einer Armuthserzeugungsgenossenschaft den ohnehin wenig heiteren Blick in die Zukunft sich trüben *)?

So ungefähr dachten auch unsere weit und weiter rückgestellten Vordermänner: ihnen Allen lag Armuth vor Augen, sie Alle betrachteten sie als etwas Selbstverständliches, und wenn sie zu ihrer Linderung beitrugen, so geschah es um Gottes und der Menschlichkeit willen, und erst recht spät aus staatlicher Erwägung, größeren Uebeln vorzubeugen. Wie das so kam, von den Juden zu den Christen, zur Kirchen- und dann zur Laiengemeinde, wie die Concilien dieß Helfthum empfahlen und Karl der Große darüber verfügte, wie die Klöster neben Gottesverehrung wesentlich Armen- und Krankenpflege übten, und die aufblühenden Städte mehr und mehr Anstalten für Belastete erwachsen sahen, das Alles läßt sich hier nicht entwickeln, so verwandt es dem Gegenstande und so verlockend es in der That wäre. Denn wir fühlen uns an das Schlagwort gebunden, und das weist uns auf ein besonderes, auf unser Land, auf seine Hauptstadt, und darin auf ein ganz apartes Haus, und in diesem auf eine eigenthümliche Uebung. Ob selbe in anderen unserer Nachbarlande und deren Ständehäusern auch bestand? Sehr wahrscheinlich,

*) In Oesterreich-Ungarn gibt es 4 Millionen Ortsarme, 6 deßgleichen arbeitsunfähige Greise, Krüppel und Kinder, 6 deßgleichen nur zum Theile arbeitsfähige Kinder, 9 deßgleichen verheiratete Arbeiter mit 180 fl. jährlichen Einkommens, 2 deßgleichen mit 360 fl. u. s. w. Und da, allen Versicherungen zufolge, die Armuth zunimmt, hat es mit der Furcht gänzlichen Armenausfalles wohl keine Noth.

allein bis nun hat Niemand uns davon erzählt. Aus diesen meist so stattlichen Heimstätten der Landherren wollte man für geschichtliche Darstellung vorwaltend blos große oder kleine Politik ihren Flügelschlag entfalten sehen, und dem wirthschaftlichen gemeinnützigen Wesen in demselben widmete man geringe oder keine Beachtung. Auch mag das Thema der „Armen Leute" nicht Jedermann zur Bearbeitung entsprechen, weniger zumindest als sogenannte „geschichtliche Bewegungen." Und doch sind Jene zuweilen Ursache, sehr häufig aber die Wirkung von Letzteren.

Der Ausdruck „Gnadengaben" verlangt kaum eine Erklärung: heute noch spricht und schreibt er sich nirgends öfter, als in der Hofburg zu Wien. Vielleicht geschah dies vor 300 Jahren nicht seltener in Graz, weniger in der „Burg" daselbst, als in der Herrngasse. Nicht etwa, daß die Hand der zwei selbstständigen Fürsten, Karl's und Ferdinand's, Bittworten gegenüber sich verschlossen hätte, aber die große Menge stand dem Landhause näher, und deßwegen häufiger mit ihm in Berührung. Das lag in der Natur der Dinge: „oben" ward regiert, „unten" jedoch nicht blos mitregiert, sondern auch das Anbefohlene oder Verglichene ausgetragen; „oben" saß die rechtliche und geistige, „unten" die thatsächliche und materielle Gewalt, der sogenannte „übertragene Wirkungskreis" von damals. Und was die Hauptsache, der Landessäckel hing zu gewisser Zeit „unten", und seine Schnüre hielten die Ständeherren. Hier fühlten sich auch Bitt- wie Gebeleute nach Interessen, Stand und Herkunft den maßgebenden Persönlichkeiten näher gerückt, als es in der „Burg" der Fall sein konnte: der Fürst ragte doch für weitaus die Meisten zu hoh, und seine Beamten waren

guttentheils Fremde; „unten“ aber traf man jedenfalls Landsleute, oft Bekannte, die eigenen Grundherren, Standesgenossen und nicht selten Verwandte.

Man wird dabei förmlich an das Märchen erinnert, das sich mit der schönen Wappenfigur des Landes, mit dem Panther, verknüpft. Was man heute noch demselben an Feuerstrahlen beizugeben pflegt, ist eitel Unverstand und Verderb, gerade so wie die Schreibung unserer Sprache vielfach dadurch zu leiden hatte. Die älteste Sage nennt den Panther ein ausnehmend gutgeartetes Wesen, dessen Gehaben so freundlich und dessen Hauch so wohlriechend, daß sämmtliches Gethier gerne in seiner Nähe weilte. Daher auch bilden es die ältesten Zeichnungen in ruhiger Stellung ab, und deuten den Hauch aus seinem Munde nur an. Für das Wappenleben aber setzte man es in Angriffspositur, ließ ihm Hörner wachsen und aus dem Hauche eine Flamme werden. Wunderlich nun ist der allseitige Zuzug, dessen vorübergehend die Steiermark im 16. und 17. Jahrhunderte sich zu rühmen hatte, und er läßt, poetisch aufgefaßt, jenen märchenhaften Pantherduft, sozusagen, in Uebertragung erscheinen; nur begnügte er sich nicht mit wesenlosem Geruche, sondern suchte stattdessen den „klingenden Pfennig“ für dies und das, und auch für garnichts. Weniger romantisch, aber vielleicht richtiger, könnte man von einem Taubenschlage sprechen, mit dem das Landhaus um und nach 1600 die größte Aehnlichkeit hatte. Damit hielt die „Burg“ einen Vergleich nicht aus. Was da Alles ein- und auszog, Dienste und Geschäfte halber, mag bei anderer Gelegenheit vorgeführt werden; die Zahl mehrte sich durch Jene, die nach dem „grauen Hause“ wie nach einem Horte der Erlösung aufsahen, wo die Allerweltscasse stand, aus der man gab nach Maß und Gelegenheit, Barbestand und Rührung.

Wie das so kam mit dem Vertrauen? Welchen Schlages die Leutchen waren? Wie und wofür sie heischten?

Zu Ersterem trug zweifelsohne die mehr als blos bedeutende Stellung bei, welche die Ständeherren in einer Zeit der verschiedensten landesfürstlichen Nöthe sich errungen hatten. Weder früher noch später waren sie so wie im 16. Jahrhunderte Gebieter der Lage, besaßen, was die Menge anzieht, und thaten auch darnach. Die Kriegsläufte brachten ihnen Kundschaft in Fülle, die freilich hintendrein oft so überwucherte, daß man sich ihrer entweder mit sanfter Gewalt entledigen, oder die Ueberbleibsel und Erben mit Almosen begütigen mußte. Diese Schichten und andere niedere aus dem Lande, die sich zu ihnen schlugen, lieferten den Bodensatz der Bettelgänge: verhaute Kriegsleute, welche aus den ungarischen oder croatischen Niederungen sieghaft oder geschlagen heimkehrend, Erfolge wie Mißerfolge am steirischen Bauer ergänzten, wenn man sie nicht entweder hinauszwang oder im Landhause abfand, verarmtes und bresthaftes Volk, wie es bewegte Zeiten, gewerbliche Stillstände und ungesunde Jahre, oder Sturmeswellen aus fernen Gebieten heranschwemmten, und was sonst noch an eindeutigem Schwarme an ihrer Seite oder in ihrem Gefolge herumtrieb. Mit ihnen reihen, an Dürftigkeit gleich, aber moralisch höher stehend, wahrhaftig vom Schicksal Belastete aus Stadt und Land: ihre Gesammtheit stellt sich zusammen aus verschuldet oder unverschuldet Nöthigen, aus vom Leben Betrogenen, wie aus Müßiggängern, die von der Täuschung ihrer Mitmenschen leben — Classen, welche ewig der Staatsgesellschaft anklebten und auch fürder anhaften werden.

Neben der steten Waffenbereitschaft jedoch, welche die Nähe der Türken dem Lande einbrachte, trugen auch die

Religionswirren nicht wenig dazu bei, den Ruf der Steiermark in die Ferne zu leiten. An der niederen Elbe und am Neckar, zu Wittenberg und Tübingen, sprach man von der Freigebigkeit der steierischen Landherrn wider die Bekenner und Verbreiter der neuen Lehre, deren reinem Sinne in Glaubenssachen, und ihren namhaften Geldopfern dafür. Von da an bildeten protestantische Jünger auf Wanderschaft, auch Lehrer und Schriftsteller eine stehende Rubrik im Unterstützungsbuche der Landschaft. Und als nach 1598 die Dinge umschlugen, gelangte Weiß an die Reihe, wo vordem blos Schwarz die Gnadenspenden genossen, und Personen und Anstalten in großer Zahl, aber gegnerischer kirchlicher Richtung, setzten den Werbegang fort, darin ihre Widersacher begonnen hatten. Dazu mochte es in der Prunkzeit des 17. Jahrhunderts, bei wachsender Schwäche der Ständeherrlichkeit, zum guten Tone gehören, das Bischen Kunst und Wissenschaft zu unterstützen, das in diesem entlegenen Lande fußgefaßt hatte. Aber auch vorher sprach sich der gute Ruf bereits herum, und der Illuminist Hanold von Augsburg mochte nicht der einzige sein, der (schon 1588) versichern konnte, im Reiche habe er Vieles von dem weitberühmten Herzogthume Steiermark gehört, und wie dort die Stände geistiges Leben förderten. Es bestand eben eine Art von heimatlichem Standesgefühle, das sich, abgesehen von den geistiges Neigungen einzelner Ständemitglieder, zu bethätigen strebte.

Und eben diese standesgemäße Gesinnung gebot ferner, und nicht in letzter Reihe, auf Jene Rücksicht zu nehmen, welche, gleicher Herkunft und Rechte mit den Gebietigern im „grauen Hause“, vom Geschicke minder begünstiget oder verlassen waren, oder, so zu sagen, sich verlaufen

hatten. Und diese genossenschaftliche Anerkennung mit ihren wohlthätigen Folgen suchten nicht minder Hunderte von Edelleuten von auswärts, bis aus dem Elsaß und von den Gestaden der Ostsee — Alle wirklich oder angeblich dem Rufe nachgehend, den die steierische Landschaft dort als menschenfreundlich, mitfühlend und brüderlich opferwillig genoß. Daß unter derlei Zugereisten so manches gefährliche Talent, so manche blos „interessante Persönlichkeit“, so mancher dunkle Ehrenmann sich bargen, würdevolle Träger ernster Mißgeschicke, echte Abenteurer, unechte orientalische Prinzen und Hochstapler, oder die solche schienen, begreift sich. Ist man in unseren kahlen, polizeilich gesicherten Tagen ja selber keines Jahres vor dem Auftauchen derlei vornehmthuender Landläufer bewahrt. Damals aber scheint die richtige Zeit für „geheimnißvolle Gestalten und räthselhafte Menschen“ gewesen zu sein, wenigstens bei uns.

Die genannten Gruppen sind aber nur große: sie theilten sich in namhafte kleinere von wechselnd reichem Artengehalte, durchwegs Leute ohne alle dienstliche Beziehung zur Landschaft. Vor Allem ist da die Menge von Beschäftigungslosen, oder denen das Handwerk irgendwie verderbt ist, die Kaninchen der Gesellschaft, die da leben und sterben, ohne daß außer Kindern oder Nachbarn, außer Pfarrer und Todtengräber irgendwer von ihnen erführe, aber selten ohne Erben und Fortpflanzer ihres Elends. Gegensätzlich, dem Stande nach, reiht an sie der Adel, einheimischer, nachbarlicher und fremder, arm geboren oder geworden, und ohne äußere Hilfe, noch inneren Anstoß, um sich wieder emporzuraffen. Aus ihren Kreisen melden sich noch Hofmeister, langjährige Diener und gelegentlich auch Zwerge. Zu ihnen stellen sich landesfürst-

liche Beamte, die aus dem Verkehre zwischen „Burg“ und Landhaus, an dem sie mitschrieben, ein Anrecht für sich und eine Neigung von dort ableiten wollten, sie mit Gnaden zu betheilen. Nach den Besuchern der Majestäten aber klopften die dii minimarum gentium, aber bekanntlich dennoch dii, an die Cassenthüre, die Hofbedienten. Das religiöse Gebiet belebten die fahrenden Schüler und Lehramtswerber protestantischen Bekenntnisses, nach ihrem Verschwinden die Bruderschaften, Convertiten und genöthigten Protestanten, Kirchen und Klöster, wirkliche Priester oder die es werden wollten, getaufte Juden und Pilger, angeblich nach dem heiligen Lande oder europäischen Stätten religiösen Wanderzieles, das sanitäre die gemeinhin Kranken und Verkrüppelten, die Aussätzigen, die Pesthelfer und Spitalsleute. Aus dem Völkchen, das geistige, künstlerische oder wissenschaftliche Interessen vertrat oder vermittelte, melden sich uns Buchdrucker und Buchhändler, Dichter und Erfinder, Künstler besonderer Art, Kupferstecher und Maler, Musikanten und Professoren, Schreiber und Schriftsteller, Schullehrer und Studenten. Ohne Jemand nahe treten zu wollen, stellen wir neben sie die sonst in der Gesellschaft wohlangesehenen Ball-, Fecht- und Tanzmeister. Weniger galten die Schauspieler. Vom Feindesgebiete her wimmelt es nur so: da ist selten ein Kriegsknecht, dem die Ablöhnung genügt hätte, aber zahlreiche Verwundete oder für's Leben Gezeichnete fehlen nicht; dazu Türkengefangene, die um's Lösegeld hausiren, Gefangenenbefreier, Türken-, Schweden- und Franzosenflüchtlinge, Laien wie Ordensangehörige, und die Letzteren meist Frauen, endlich die Verwandten jener Unglücklichen, welche ungarische Menschenhändler dies- oder jenseits der Gränze abfingen, um sie an Türken zu verkaufen. Man

sieht, an Färbung mangelte es nicht: die Abtönung boten die Einzelnen. Wie viel unechte Farbe im Auftragen des Elends angewendet worden, wer mag das sagen? Nimmt man jedoch die Höhe der jeweiligen Gabe als ungefähren Maßstab für die Beurtheilung der Glaubhaftigkeit, dann scheinen die Herren im Landhause allerdings die nöthige Kennerschaft besessen zu haben. Auch Unsereinen muthet so manche der damaligen Bettelschriften eigenthümlich an, und macht die Theilnahme erschlaffen, die fremdes Elend selbst dann noch zu wecken vermag, wenn schon durch ein Vierteljahrtausend Gras über dessen Gräbern wächst. Man denkt dann auch, besonders wenn das Ausmaß der Spende mit jenem des ausgelegten Jammers nicht im Verhältnisse, wie es mit dem Danke beschaffen gewesen: es war doch die reichste Gabenstelle im Lande, welche die Leute anriefen! Befriediget kehrt ohnehin selten ein Bettler von der begrüßten Schwelle, und zwischen dem Vertrauens- und Ruhmestone der Bittschrift und dem gedachten Segen bei der Rückenwende dürfte es an Widersprüchen nicht gefehlt haben.

Es läßt sich kaum sagen, die Einrichtung der Gnadengaben im Landhause sei eine vorbedachte und überlegte gewesen, etwa weil solche ständischer Hoheit entsprach. Man hat weitmehr recht, ihre Entstehung auf die Gelegenheit, wie eben der gemeine Hausbettel sich bildet, und auf die Art, wie, sozusagen, Einer den Anderen zieht, zurückzuführen. In Fortsetzung und Ausgang läßt sich eine gewisse Ordnung, ein System, nicht läugnen, aber erst, nachdem die Zeiten ganz und gar sich geändert hatten, und von allen Gruppen und Grüppchen blos mehr die standesverwandte, gewissermaßen als Landespensionäre, zurückgeblieben war. Die ersten Anklänge treten uns

um die eingehende zweite Halbscheid des 16. Jahrhunderts entgegen: das neue Landhaus war noch nicht ganz fertig, und mochte in seiner Stattlichkeit das Bewußtsein von Besitz und Macht erhöhen, und anderseits Bittende anziehen. Das vereinzelte Auftreten ward dann bald zu heller Wanderung. Den Reigen huben die Kriegsknechte an, die fahrenden Schüler und der dürftige Adel. Um die Mitte der 60er-Jahre betrug der Jahresaufwand 52 Pfd. Pfennige, und zwanzig Jahre später bereits 500 fl. — ein Nichts, wo der Stadtarmenfond zu Graz heute allein fast 140.000 fl. benöthigt, die Sparcassen im Lande allein 1893 mehr als eine Viertelmillion auf wohlthätige Zwecke spendeten, und zahllose Privatvereine neben ihnen in gleicher Richtung wirken. Man bedenke jedoch, daß das Geld nicht nur überhaupt weit höheren Werth besaß, als dermalen, daß die Stadt vielleicht nur ein Zehntel der heutigen Einwohnerzahl aufwies, sondern außerdem in dem gewerbe- und ruhelosen Lande Noth an Barmitteln herrschte. Bald stiegen die Ausgaben auf 3000 fl. und mehr, und dabei wies die Landschaft noch der Stadtgemeinde bis zu 500 fl. an, oder einem Armenvater daselbst, für die sogenannten Hausarmen, die zuerst um die Mitte des 17. Jahrhunderts auftauchen, und sah sich, etwa seit 1725, durch die kaiserliche Hofkommission für Landessicherheit noch abgesondert mit ungefähr 300—400fl. jährlich herangezogen. Mehrfach geänderte Zeitverhältnisse, und vielleicht auch die genannten Ableitungen in Nebenrinnen, lassen das niedere Element unter den Bittgängern stark abnehmen; auch drang aus dem Landhause die gar nicht unwahre Sage, die Regierung wolle dies viele Almosengeben daselbst nicht mehr leiden. So bleiben schließlich als treue An-

hänger der Landescasse nur der arme Adel und die Kirche. Allein viel geringer wurden deshalb die Gnadengaben doch nicht, blos geordneter, erwogener, und sie betrugen um 1740 zwischen 4600 und 7800 fl.

Die Bittsteller wendeten sich theils an die Verordneten, theils an den Landtag. Die Vertheilung geschah seit dem 17. Jahrhundert entweder durch den Landeshauptmann mit den Verordneten (2000 fl.), oder durch die Letzteren allein (3000 fl.), und der Secretär oder sonst ein Beamter gab die Groschen oder Schillinge auf die Hand, und Monatsausweise darüber an den Einnehmer. Fehlte es an Kleingeld, so schrieb man dem Einen an den Steuern ab, und hieß die Anderen auf Raten warten, bekanntlich die beste Art, die guten Wirkungen einer milden Gabe zu vereiteln oder zu verkümmern. Wenn nicht die Umstände die Ziffern der Bewerber minderten, so war es die Landschaft nicht, welche gerne ihre wohlthätige Hand schloß, und beim Geben und Vertheilen blieb es, bis die Regierung erklärte, die Wirthschaft im „grauen Hause“ gefalle ihr nicht mehr. Das war zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wo auf dem Wege zwischen Burg und Herrngasse Dornen gesäet waren, deren Spitzen immer, und wachsend an Schärfe, blos nach Letzterer hinneigten. „Wirthschaftsbesserung“ bei den Ständen hieß das Schlagwort aus Ersterer; besonders bei den Gnadengaben müsse gekürzt werden. Das aber war noch einer der letzten Steine, welche die sinkenden Stände beim Volke im Brette hatten. Natürlich geschah, wie die Regierung es wollte, und ebenso natürlich fing die Einschränkung bei den Kleinen an — wie es bereits damals jener holde Genius eingab, der auch unseren Tagen nicht fremd ist. Aber nach und nach verlangte die Regierung auch die bisher verschonte Gruppe

der Träger klangvoller Namen im Vorhinein zu kennen, und begann daran zu mäkeln. Und die Herren, zwei Jahrhunderte früher so steifnackig und widerharig, beschieden sich in Biegsamkeit, legten die Gnadenlisten vor Zusammentritt der Landtage „oben" auf, verfügten erst „nach gnädigster Zurückbedeutung", und zahlten „nach allermildester Bestätigung" die Posten von 20—200 fl. an die 10—40 vornehmen Kostgänger der Landesgemeinde aus. Darüber ging Sinn und Werth der ursprünglichen Einrichtung verloren. An Hebung derselben, auch wenn die Stände gewollt hätten, war nicht mehr zu denken, denn sie selber verfügten nur mehr so lange und so weit es der immer eigenmächtiger vorgehenden Staatsgewalt beliebte, und das Ende stellte sich recht bald ein.

Die figurenreichste, doch abwechslungsärmste Gruppe ist jene der gemeinhin Bedürftigen. Schattirungen zeigt sie wenig: es ist Eine große Decke in Grau über sie gebreitet, mit bald weniger, bald mehr, hier größeren, dort kleineren Tupfen, welche die Grade von Jammer und Elend andeuten. In der Gesammtmenge der Bittgesuche spielt der Winkelschreiber eine hervorragende Rolle, und begreiflich bei den Aermsten der Armen am meisten. Diese Leutchen hatten offenbar vorgerichtete Musterbücher, sowohl für die Eingänge der Bittschriften, als auch für deren von Fall zu Fall veränderte Kerne. Manchmal fanden sie es gar nicht geboten, in den letzteren besonderen Wechsel eintreten zu lassen: öfters folgen sich 2, 3 und 4 Gesuche derselben Hand unmittelbar, zuweilen so gleichen Inhaltes, daß blos die Namen der Unterschriebenen wechseln. Es scheint nicht aufgefallen zu sein, und brachte selbst keinen Nachtheil, daß zur selben Zeit einmal vier Bittende mit ganz denselben Worten als Witwer mit fünf Kindern sich

empfahlen. Sonderbar muthet es an, daß Bettelweiber ihre Eingaben mit philosophischen Betrachtungen und lateinischen Citaten durchweben: allein „im Amte“ gefiel das, rührte, galt als fein, und trug wohl auch einige Pfennige mehr. Im Ganzen suchte man tüchtige Periodenverschränkung mit etwas Ziergelehrsamkeit und recht ausgeprägter Demuth darin zu vereinen. In den zuckrigen Lobreden spricht der Eine vom ständischen „reinfließenden Brunnquell der Gnade,“ der Andere von der Herren „landesväterlicher Huld,“ und der Dritte von „hochadeliger Miltigkeit,“ der man nur „mit kniebiegender armseliger Reverenz“ sich nähere. Und der Einzeljammer! Neben einem „alterlebten, großverschwollenen, im Lande gewesten mühseligen Verwalter“ hinken heran ein „bleidter“ (von Leid geplagter), ein „groß und stark brochener“, ein „armer waidbrüchiger“ und ein „alter baufälliger“ Mann; ihnen folgen ein „höchst miserabler“ und ein „bruchhafter, auch darüber groß schadenhafter Mensch,“ ein „grindtiges“ altes Weib, eine „bettrissende Lazarussin“, ein Mädchen, krumm und „nit gar heil im Kopf,“ und eine „in höchster Armut steckende Tröpfin“. Ein Anderer wehleidet, daß ihm „gleichsam das Fleisch vom Bein so ellendig wie ein Blumen auf dem Feld abwelchen thuet“, und ein dritter beschreibt mit schmerzhafter Genauigkeit das Wehleid seiner Bettelwanderung, und wie ihm die „Stainlein in die Strimpf fallen,“ und die Folgen davon. Wir würden es heute anders verstehen, wenn Jemand sagte, er hätte sein „eigenes Pferd aus eigenem Säckel,“ oder gar, er hätte „allezeit sich selbsten verzehren müssen“. Und dann der Kinderreichthum! Besitz an Kindern bei Armen galt und gilt ja immer als Fördermittel für Bittergebnisse. Die eine Mutter hatte deren „viele noth-

dürftige", und die andere war mit „fünfen und dem Krebs inficirt"; der Parteien mit sechsen gab es eine Zahl; eine sprach von ihren eilfen, eine dritte gar von von neunzehn, und eine Officierswitwe von einundzwanzig. Unter den vielen Hunderten von Bettelbriefen sind nur wenige ungetrübten Eindrucks von Wahrhaftigkeit, und ist blos Einer, der nicht um einen „Auswurf" — so nannte man die Gnadengabe — sondern um ein Darlehen bat, das er redlich wieder erstatten würde: ein armer „Büchssteinhändler", mit seinem (uns, offen gestanden, unbekannten) Gewerbe im Gedränge, sucht darum an, so treuherzig in selbverfaßter Schrift, daß man an seiner Ehrlichkeit nicht zweifeln möchte. Und wenn schon die Einen im Gesuche nach Kräften auftrugen oder logen, suchten Andere wieder durch Namenwechsel zu ergattern, was ohne solchen ihnen etwa nicht möglich schien. Deren kamen Einige wiederholt, sogar im selben Jahre, und nie vergeblich. Die Wanderwelle hatte nicht immer gleiche Stärke: Stauungen wechseln mit auffälligem Zuströmen. Manchmal treten viele alte Weiber in's Landhaus, dann wieder gehören Stiegen und Gänge bis zur gelobten Thüre wesentlich Krummen und Lahmen, und ein drittes Mal sind junge Bursche der reinsten Gartritterschaft*) in Mehrzahl, die gleich spanischen verkommenen Caballeros „Ritterzehrung" heischen. Der Ausdruck war damals noch das Einzige, was aus heiterer Landsknechtszeit übergeblieben war.

Zum weitaus größten Theile gehörten diese Leute der Stadt und dem Lande an; allein auch die Fremde hatte unter ihnen ihren gewichtigen Satz, ganz so wie bei den anderen Gruppen. Hieher reihen wir verunglückte

*) Vergl. Seite 97 u. ff. dieses Bandes.

Handwerker, mit Nachtheil Processirende, ausgeplünderte Dienstsucher, erkrankte „arme Reisende“, vertriebene Grundholden u. dgl. Der gewaltige Brand zu Klagenfurt (von 1636) führte eine namhafte Zahl von Bittstellern in die Herrngasse. Leute, welche ihr ehrliches Gewerbebrot in Graz gesucht hatten und dann durch Siechthum litten, konnten nicht leicht anders, als bei der Landschaft, oder auch in der Stiftsschule, wenn sie protestantisch waren, Hilfe finden. So die Frau des Büchsenschiefters Nik. Gerling, der, aus Nürnberg eingewandert, für den Erzherzog und die Landschaft gearbeitet hatte. Jetzt (1583) lag ihr Mann seit Jahr und Tag; nur das Herz lebe mehr in ihm, klagt sie; dazu hatte sie fünf Kinder, und ohnehin das jüngste einer Bürgersfrau an sich genommen; „wenn ich etwas von frommen Christen bekomme und heimbringe, so zerreißen sie mich schier vor Hunger.“ Dann kommt ein Maurer (1587) aus Mailand daher um Arbeit; als Katholik will er zum „Papistenpfarrer“ um einen Reisepfennig; da hängt ihm Einer eine Schrift für den Geistlichen an; damit bekäme er ein gutes Trinkgeld; der Wälsche überreicht sie, aber es ist „nur ein Pasquill gewesen wider den Pfarrer und seine Socialen“, und der Mann wird eingesteckt; es stellt sich heraus, daß er weder lesen noch schreiben kann, und die Landschaft begütiget ihn mit zwei Gulden. Ein anderer Nürnberger, den man angeblich in der Heimat am Aussatz erfolglos behandelt habe, trägt seine schmutzige Krankheit hoffnungsvoll hierher; der ist am sichersten, daß man sich seiner beseitigend annimmt. Dann meldet sich ein Kärntner, dem, während er in Weingartarbeit bei Völkermarkt unter einer Stauden schlief, angeblich eine Natter in den Magen gerathen war; die Apotheker von Klagenfurt und Villach hätten

ihn vergeblich behandelt; „so ist", klagt er, „die Natter in mir Armen noch liegend, muß Tag und Nacht mich mit Milch speisen, sonst beißt sie mich, wie ich dann gar am Magen groß geschwollen bin; ein Arzt will sich um mich annehmen, mir die Natter lebendig herausbringen, so mit Gelegenheit; ich bin zu arm, und er will vierundzwanzig Gulden von mir haben." Diese Schlangenlockung unterstützt die Landschaft auch mit zwei Gulden.

Außer in den Kirchen und sonst in der Stadt mag zu Niemand mehr geklagt, mehr das übervolle Herz ausgeschüttet und auch mehr gelogen worden sein, als vor den Verordneten im Landhause. Das Letztere dürften am meisten die niederen Schichten geübt haben, obgleich es an wirklichem und unverdientem Elende bei ihnen gewiß nicht fehlte.

Einigermaßen, aber doch nicht durchwegs anders, hielt es die Adelsgruppe, einheimische wie fremde.

Die Gedankenverbindung von Adel und Reichthum ist ebenso natürlich wie irrig, das Erste in der Annahme und durch den Schluß vom Einen auf den Anderen, das Letztere aber in der That. Manche unser hochvornehmen und heute reichen Geschlechter hatten Perioden bitterer Armuth zu überstehen, und Armuth bringt nicht blos äußerlich herab. Wenn daher Bilder von Kümmerniß und Verkommenheit in dieser Gruppe sich noch gelegentlich in moralischer Tiefsenkung ergänzen, nimmt das kein Wunder, denn das gesellschaftliche Anhängsel, welcher Form immer, ist machtlos gegenüber den Schwächen der Menschennatur. Allein schon diese Gruppe führt uns in etwas aus dem Armendepartement heraus. Nicht jeder Edelmann, dem die Landschaft eine Gnadengabe widmete, war verkommen und bedürftig; Viele standen auf jenem Puncte, den wir heute mit Stipendien kennzeichnen, und

bei einer Anzahl schätzte jene es sich zur Ehrensache, gewisse höhere Absichten der Betreffenden kräftig zu fördern.

Wenn aber einzelne der so begnadeten Strebungen von damals heute kaum die gleiche Rücksicht finden, offenbart dieß, wie nicht leicht ein anderes Gebiet, den Umschwung in Zeit und Anschauung.

Im Ganzen stand es, vorab im 17. Jahrhunderte, nicht gut um den steirischen Adel: der große Schnitt, mit welchem Ferdinand II. die Religionsfrage löste, und die Kriege im Südosten wie im Reiche, darin die Steirer sehr lebhaft mitstritten, hatten ihre allgemeinen Antheile an dem wirthschaftlichen Mißstande. Mancherlei private Verhältnisse erhöhten denselben, und arbeiteten ihn sozusagen aus. Wir haben an einer anderen Stelle *) eine Seite der Letzteren bereits ausführlich behandelt. Viele Hausschäden der Geschlechter des Landes waren ererbt: gewöhnlich wenigstens trug von den Bittstellern fast Keiner die Schuld. Da waren vom Gatten oder Vater überkommene Streitsachen, die das Vermögen aufgesaugt hatten (wie z. B. ein Freiherr von Lewenberg seiner Witwe neben fünf kleinen Kindern fünfzig blühende Processe hinterließ), dann Waisen, durch Vormünder oder Verwandte an ihrer Habe geschädigt (oder wie ein Freiherr von Westernach sagt, „durch eigene hohe Standes-Befreundete gezupft, gezwackt und um Alles gebracht"); dann hatten die jährlich wachsenden Auflagen, Unfruchtbarkeit der Jahre, Feuer- und Wetterschäden Andere verarmen lassen. Die Einen hingen ihr Bischen Vermögen als Officiere an sich, im Kriege zu verdienen, was die friedliche Heimat ihnen nicht gab, und sprachen zur Aus-

*) Vgl. Stiriaca (1. Bd.), Seite 244 u. ff.

rüstung die Stände an. Manche aber kehrten dem Lande den Rücken, des Glaubens wegen, trugen ihre religiöse Ueberzeugung ins Reich, um dort erst zu erfahren, Gottseligkeit ohne Geld schaffe nur selten eine Stütze im Leben. Und wie Viele konnten, neben materiellen Mängeln, nicht noch mehrjährige Krankheit und körperliche Gebrechen für sich geltend machen! Allen galt die Landschaft als ihre Standesbehörde gleich einem Rettungsanker, versteht sich, nachdem verwandte oder befreundete Familien schon mehrfach herangezogen worden waren, von Klöstern zu geschweigen.

Die Gesammtziffer von etwa 1590 an, wo die ersten Adeligen, aber ganz vereinzelt, sich melden, bis über 1750 beträgt Hunderte von Familien. Mit 1600 beginnt der Zufluß lebhafter zu werden, und mit dem steigenden Jahrhunderte fast schreckhaft zu wachsen: der Ruin einer großen Anzahl von Geschlechtern oder deren Zweigen legt sich immer klarer vor Augen, und ihr Aussterben ist eine Erlösung für sie, das Land und das Landhaus. Fast alle Namen der adeligen Familien des Landes stehen, sozusagen, in den Bittbüchern der Landschaft; wenige fehlen, darunter die von Stubenberg, Gleispach und Attems, und wenige sind nur selten vertreten. Häufig klopfen an die milden Pforten die Gabelkofer, Gaisruck, Gall, Galler, Helfenberg, Herberstein, Putterer, Wilfersdorf u. A., noch häufiger die Narringer, Staudach, Steinach, Teufenbach und Zebinger, am häufigsten die Glojach und Maschwander. Merkwürdig ist, daß auch eine Anzahl jener Familien oft in der Reihe erscheint, die erst kürzlich aus bürgerlichen und Beamtenkreisen sich emporgearbeitet, deren Söhne und Enkel also Sparsamkeit, Zurückhaltung und Sichbescheiden von Haus aus hätten kennen sollen, und doch nicht verstanden.

Schmerzhaft berührt es, daß auch zwei Enkelinen des berühmten Obercommandanten in der Windischen Grenze, Veits von Halleck, in diesen Scharen der Kümmerniß auftauchen mußten. Diese zählen Junge und Alte, und Letztere zuweilen von einer Altersziffer, welche die Wirkungslosigkeit des Elends gewissen Naturen gegenüber bestaunen läßt: so schrieb Enoch Elias von Siegersdorf 86, Barthol. Rainer 104, Georg Freiberger 106, und Hans Christoph Stürck gar 116 Jahre. Der Zweite rühmte sich (1601), der Letzte von 32 Kindern seines Vaters zu sein, hatte die Niederlage der Christen und den entsetzlichen Rückzug von Kanischa mit 51 Jahren mitgemacht, und noch 1653 meldete er sich um Unterstützung! Bald verstohlen, bald offen breitet sich in den Eingaben das Elend dieser Armen aus: da sind zwei Damen Narringer und Zebinger, die blos von Nähen und Sticken für Fremde leben, und eine Dame Ramschüssel von Schöneck erhält mit ihrer Hände Arbeit ihren Gatten, der hier und in München Dienste sucht, und nicht findet. Der Jammer von zwischen den vier Wänden klingt dann auch in einer Sprache aus, welche an Drastik jener der unteren Schichten nicht nachsteht. Helfen ja doch auch hier dieselben Winkelschreiber wie dort! So versichert (1614) ein Hans von Zebing den Ständeherren, er „ducke und lege sich unter dero gnädige Flügel“ — eine Anna Maria von Glojach (1646), daß sie „das Maul hinzubringen und sich des Hungers zu erwehren, kein Mittel habe“ — ein Hans Jakob von Glojach (1663), er besitze vom Kaiser einen offenen Brief, „bei der hochlöblichen Cavagleria und gutherzigen Patronen seine Lebensmittel zu suchen“ — eine Sidonie Sophie von Puech, geb. von Steinach, sie sei gezwungen, „mit dem Stabe in der Hand guttreuherzigen Leuten,

zwar mit verschämten Augen, vor die Thüre zu gehen" — ein Franz von Limbach (1676), er und seine sechs kleinen Kinder müßten sich von „mit Asche und Mehl vermengtem Brote, und auch das sei blos wenig, ernähren" — eine Maria Theresia von Hohenwart (1719), sie stünde am Verderben und ihr Bruder, „damit er studieren könne, müsse Bettelsuppe suchen" — ein Georg Sigmund von Leuzendorf, ein „Hausarmer, Bedrängter, Verlassener und Verfolgter", er habe in Graz alle freigebigen Orte durchgegangen, und könne jetzt nicht einmal mehr Almosen suchen, denn er sei „ohne die geringste Kleidung, habe keine Schuhe oder guten Strümpfe, noch ein Hemd am Leibe" — ein Straßberger am Triebhof (1722), er müsse, um seine sechs, theilweise „tadelhaften" Kinder zu erhalten, selber den Pflug führen — Anna Maria Groß, geb. von Ehrberg, eine „nobilitirte Wittib", will es „vor Jedermanns Augen, Ohren und Maul bringen", wie sie zum Bettel hingedrängt sei, und doch widerstrebe dem ihr „nobilitirtes Geblüt", und sie wolle den gemeinen Leuten keinen „Schmaco" damit geben — Maria Constantine Reinhard, geb. Conrad von Flamberg, hätte (1717) auf der Straße verendet, wenn nicht die Elisabethinen sie aufgelesen, und einige Zeit bei sich behalten hätten; jetzt sei sie in Unterstand bei einem Tischler, der ihr aber die „Bettlerei" für Kost und Wohnung abnimmt. Mehr noch als diese drallen Formen von Graumalerei vermögen aber zuweilen einfache Klageweisen zu ergreifen: so, wenn ein von Prank gesteht, er sei in einer Weise verlassen, daß er nicht einmal wisse, ob er Älternerbschaft habe, — oder Veit Rudolf von Steinach, den Alter und Steuern ausgesaugt, und Letztere derart, daß er mit seiner Frau blos Wasser trinke, denn Wein könnten sie auf ihrem Ensthaler

Gütchen nicht erschwingen, und sie brauchten ihn Beide so sehr; die Landschaft halte Wein auf Lager, sie möge ihnen einen Startin widmen. Und die Landschaft hat Einsehen, und in Rührung widmet sie ihnen deren zwei. Oder eine Frau Schrampf, die erklärt, sie besitze in ihrem Vermögen nichts, garnichts, als das Mitleid guter Leute!

Von Persönlichkeiten besonders guter Namen, schöner Verbindungen und feiner Anschreibung in der Gesellschaft lautete die Sprache allerdings einfacher, bewußter und, sagen wir, selbstverständlicher. Manchen war schon sichtbar vorgearbeitet, ihr Ansuchen nur eine Formsache, und sie erreichten mehr, als die bitterste Heimsuchung Anderer zuwegebrachte. Am zuverlässigsten in Meldung und Gewährung spazierte zwischen 1720 und 1740 ein Fräulein Maria Anna Freiin von Greiz (Kreiz) in Graz herum; sie kam oft und versäumte keinen Termin. Wir sehen sie förmlich vor uns, wie sie — angenommen, sie gab ihr Ansuchen persönlich ab — das Haar gepudert und mit einem leichten Spitzenhäubchen bedeckt, das Kleid einfach aber nett, mit Rüschen und Falbeln besetzt und gerafft, auf Stöckelschuhen in die Herrngasse trippelte, wo sie ihr nahezu stereotyp abgefaßtes Schriftstück einreichte, das ein wie das andere Mal besagte, „zumahlen sie mit so kleinen Mitteln und standesgemäßen Unterhalt versehen, daß sie nach Bezahlung ihrer Kost sich jährlich nicht ein Kleid, geschweige anderes Nöthige verschaffen könnte, die löbliche Stelle aber im Auswurfe dero Gnaden auf altadelige mittellose Familien eine besonders gnädige Reflexion zu machen pflegte, dannenhero" u. s. w., und der nicht unbedeutende Betrag von 30 fl. ward ihr immer sicher.

Die Zahlen der Bewilligungen in ein System zu bringen, schließt der Begriff der Gnadengaben, wenigstens

für die längste Zeit dieser Uebung, aus. Seit etwa 1740 ist das etwas anderes: da sagt man noch Gnadengaben, aber sie sind bereits eine Art von Landespensionen geworden. Die Bewilligung hing zu sehr vom Cassastande, vom Namen und Rufe des Gnadenwerbers, von der Glaubhaftigkeit seiner Angaben u. s. w. ab. So begegnet man die haarsträubendsten Erzählungen mit Bagatellen abgefertigt, dagegen minder harte Geschicke vornehm begütiget. Wirklich gute Namen, deren Träger in ihren Vätern oder Ahnen auf Wesentliches zeigen konnten, und die in der Gesellschaft standen, fanden zuweilen überaus wohlwollende Aufnahme. Da war (1617) ein Freiherr Georg Friedr. v. Mersberg, dessen Vater 16 Jahre als ständischer Oberhauptmann zu Kopreinitz gedient, und von der Landschaft nie etwas verlangt hatte; der Sohn will nach Italien, „Sprachen und andere adelige Tugenden begreifen" — 1500 fl.; Georg Sigmund Freih. von Herberstein bittet als armer Cavalier, den „gleichsam die Noth, bei der Gnadenthüre einer löblichen Landschaft anzuklopfen", drängt, für seinen Sohn Hans Sigmund, der Jus studiren und auf Reisen gehen möchte — auf drei Jahre je 1000 fl.; Christoph Rudolf Freih. von Eibiswald beruft sich weder auf Unglück noch sonstigen Zwang, führt einfach die Verdienste seiner Vorfahren an, und will auch kein Bargeld, sondern begnügt sich mit einem Schuldscheine — 1500 fl. Ein anderer Georg Sigmund von Herberstein, Malteser, ohne Vermögen, aber nie bisher bei der Landschaft im Gnadenbuche, erhält (1654) 2000 fl., und mehrere Damen der hohen Gesellschaft, welche theils in das Kloster Paradeis zu Judenburg, theils in's Königskloster zu Tulln treten wollen, erhalten Ausstaffirungsbeihilfen bis zu 600 fl. Dagegen scheint Maximilian Polykarp von

Liechtenheim mit 150 fl. etwas gering gewürdiget: er hatte 1670 seinen ältesten Sohn zu den Dragonern gestellt, und dieser fiel nach drei Jahren gegen die ungarischen Rebellen; dafür bot er (1674) seinen zweiten Sohn, der recht brav sich beträgt; da aber „Ihr Majestät unser allergnädigster Herr ohnedieß der Soldaten vonnöthen hat", und er „der Söhne in Allem mit achten von Gott gesegnet ist", will er jetzt auch seinen drittältesten Sohn dem Vaterland und Sporkischen Regimente bieten — und nur weil er so gut wie ein Anderer bei der Landschaft anklopfen dürfe, und ein Beitrag zur Ausrüstung ihm gewiß lieb, melde er sich.

Dergleichen stattliche Gaben kamen mehr und mehr ab; gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es noch welche bis 200 fl., dann hörten, soweit man sehen kann, auch diese auf.

Welche Summen von Fährlichkeiten und Klemmen, Abenteuern und tollkühnen Wagnissen die Hunderte von Bittgesuchen verschleiern, jene nicht eingerechnet, welche sie blos vorspiegeln, begreift sich. Man bedenke die zahllosen Bewegungen des 17. Jahrhunderts über ganz Europa hin, und man wird finden, daß es damals fast unmöglich war, Abenteuerliches nicht zu erleben, und nicht schwer, darin zu verunglücken. Allein der Gesuche einheimischen Adels, die in Einem Vieles schildern, und der sogenannten „Gestalten", gibt es da leider blos eine beschränkte Zahl. In anderen Gruppen braucht man weniger zu suchen. In der vorliegenden begegnet zuerst ein Seifr. Gall von Gallenstein, der 1624 in Italien in die Armee getreten und dort gefochten, bis sein Commandant, ein Freiherr v. Dietrichstein, durch eine Mine bei Vercelli umgekommen war; dann stritt er bei Lützen mit, bei Nördlingen und

Witstock, wo sein Bruder als Rittmeister fiel, und in den Niederlanden; dreimal verlor er in dieser Zeit Alles, und jetzt (1642), nach einem Besuche bei seinen Verwandten in Steiermark und Krain, würde er „eine bessere Fortuna oder ehrlichen ritterlichen Tod suchen"; was ihm die Stände zur Wiederaufnahme seiner Dienste mitgeben wollten, nähme er dankbar an. Es ist die wie selten freie, offene Darstellung eines Mannes, der im Anlangen sein Geburtsrecht nur insoweit zu üben gedenkt, als er damit Andere nicht benachtheiligt. Man stellt ihm 150 fl. zur Verfügung, einem Hans Adam von Jarmannsdorf dagegen nur fünf, der schon mit 15 Jahren gegen das Passauer Kriegsvolk gedient haben will, mehr aber noch auf seines Vaters Kriegsthaten und verwirrte Familienverhältnisse sich beruft. Dagegen ist man wieder recht erkenntlich gegenüber Karl Friedr. Freih. von Teufenbach. Der hatte allerdings ein sehr bewegtes Leben hinter sich: zuerst auf dem Kriegspfade in Spanien, dann in Diensten des Großherzogs von Florenz, des Papstes und der Venetianer; diese verwenden ihn auf Kreta, wo er schwer verwundet wird und zwei Jahre in türkischer Gefangenschaft bleibt; als er heimkehrt, findet er seinen Vater todt, aber eine Menge Schulden desselben lebendig.

Selbstverständlich hatte die Landschaft unter ihren einheimischen Gruppen auch lästige Kostgänger, ganze Familien wie Einzelne, die weder durch namhafte Gaben gebessert, noch durch unwillige niedere abgeschreckt werden konnten. Unter den Familien that sich darin das Geschlecht der Frei- und Panierherren von Glojach leidig hervor, das, einst wohlhabend und auf St. Georgen an der Stiefing ansässig, später nicht blos äußerlich verkam, und in ihm Sigmund Ludwig, der mehr als 20 Jahre der

Landschaft in der Tasche und auf den Nerven lag. Er war ein sehr feuchtliebender Herr, dem ein Trunk weit mehr galt, als ein Kleidungsstück. Er begegnet uns (1536) zuerst als Hauptmann in Livorno; wenigstens sagt er so, als er in zerrissenen Bauernkleidern bei der Landschaft vorsprichst; er habe nach Güns wollen, behauptet er, und ungarische Räuber hätten ihn geplündert. Wo er sich dann herumtrieb, wenn nicht bei Bluts- und Standesverwandten, da seine Ältern auch nichts mehr von ihm wissen wollten? Nach ein paar Jahren erschien er neuerdings in der Herrngasse, wohl von irgend einem Regimente in der Windischen Grenze ausgestoßen, in solchem Zustande, daß die Landschaft ihn neu kleiden mußte. Sie wendete 60 fl. daran, löste damit seine in einer Kneipe versetzten Dienstpapiere, staffirte ihn unter Oberaufsicht mit 35 fl. sehr anständig aus, und gab ihm den Rest von 17 fl. bar. Kurz darauf aber hatte sie ihn aber durch vier Guardisoldaten aus dem Landhause auf das Rathhaus schaffen lassen, von wo man theils mit List, theils mit Gewalt ihn bei den Barmherzigen internirte. Wie erleichtert man sich damals im Landhause durch seine Beseitigung fühlte, zeigt, daß man den Guardisoldaten nicht weniger als vier Thaler für ihre Hochthat verehrte. Allein er kam wieder und wieder, mit jammervollen Zuschriften, die mehr und mehr den Säuferwahn erkennen lassen; endlich bittet er (1675) „zu vollkommenlicher Abreise sich seiner zu erbarmen zu geruhen," und seine letzte verkündet (1676) „mit nächsten ein Ende."

An die Herren schließen als Bittgänger sich Diener von solchen. Diese unterschieden von Jenen sich dadurch, daß es ihnen durchwegs viel besser ging, als den adeligen Gesuchswerbern; denn in verhältnißmäßig nur wenigen

Fällen treibt sie Armuth ins Landhaus, sondern hier ist es überhaupt Sitte, gutbeleumundete Diener vornehmer Häuser oder Würdenträger zu belohnen, was wieder den altherkömmlichen Charakter der Ständeschaft als Familie beleuchtet. Man könnte fast sagen, hier läge der Anfang der heutigen Dienstbotenprämien gegeben. Daß die Hofmeister und Sprachlehrer vor den gewöhnlichen Bedienten zurückstanden, wird auch heute kaum verwundern. Letztere waren eben um die Person der maßgebenden Herren oder ihrer Freunde in jenem Grade beschäftigt, daß einer so entstandenen Vertraulichkeit auch mehr Zuneigung entsprach. Da waren die Privatsecretäre und Schreiber, Kämmerer und Kämmerlinge, Pagen, Mundköche und Tafeldecker, Bediente und Lakaien, Reitknechte und Hausmeister, sei es nun von hohen Persönlichkeiten in der Stadt, oder, was noch erklecklicher, beim Landeshauptmanne, Landmarschalle, Landesverweser, Amtspräsidenten oder bei den Verordneten — erklecklicher, weil sicherer, denn, heißt es z. B., „die löbliche Verordnetenstelle hat jederzeit gnädig gepflogen, Ihrer Excellenz Herrn Landeshauptmann Kammerdiener jährlich mit 50 fl. zu begnaden". Und was dem einen da recht, galt auch den Verordneten für ihre Diener als billig. Im Grunde aber waren diese doch auch die Kanzleidiener und Thürsteher ihrer Herren im Landhause für die Zeit der Amtsdauer, sonach in nebenläufigem Landesdienste. Daher folgen den Begnadungen der Bedienten des Amtspräsidenten unmittelbar jene des Kammerdieners, der Bedienten, Lakaien und des Tafeldeckers des Prälaten von St. Lambrecht als Verordneten, und die übrigen Herren dieser Körperschaft genossen gleiche Vortheile. Die Dienerschaft des 1684 abziehenden Amtspräsidenten bekam nicht weniger als 200 fl. auf dem Scheideweg. Mancher arme

Teufel von steierischem Edelmann mochte neidig zu diesem dienstbaren Volke aufsehen, und mancher aus Letzterem, wenn er das Dienen satt hatte, trat in irgend einen Mönchsorden, und sicherte sich darin Altersruhe, Behaglichkeit und Verehrung. Im Einzelnen mochte zuweilen allerdings noch besonderes Talent stecken, wie bei einem Kammerdiener des Prälaten von Admont, den sein Herr (1663) nach Italien schickte, um Jura zu studiren, und dem die Landschaft das Vorhaben mit 50 fl. unterstützte.

Schließen wir hier jene landesfürstlichen Beamten an, welche im Schriftenverkehre zwischen Burg und Landhaus, an dem sie gemeinen Antheil hatten, den Anlaß aufgriffen, einen Gnadenstrahl der Stände auf sich zu lenken. Heute würde ein solcher Anspruch wunderlich erscheinen, damals gehörte er durchaus nicht zu den Seltenheiten. Da ist (1598) ein Regierungsprofos, den „geistliche und weltliche Herren und Landsleute, auch von Adel begert, wan etwas Wichtiges fürgefallen mit widerwertigen Leuthen, dieselben zue Handt zu bringen, sie ihn ausgebracht, hat immer ferren Weg in Regenwetter, Khelten, Schnee und Frost fortraisen müeßen, dardurch er oft in Gefährlichkheit Leibes und Lebens gestandten", oder (1642) ein Ingrossist der Regierung, der die Correspondenzen dieser mit der Landschaft schrieb, und nach seiner Aussage, immer trachtete, daß diese sie bald bekam; „also", meinte er —. Andere arbeiteten „oben" an den Pfandschaftsacten, an der Ausfertigung der ständischen Patente in Steuersachen, so wie in Sachen der Verpflegsgebühren, oder in den Verhören zwischen der Landschaft und den Bergholden, oder bei Commissionen in der Windischen Grenze, und alle diese niederen Beamten meinen Remunerationen verlangen zu dürfen, und erhalten sie auch.

Ein Registrator führt (1747) an, er habe „durch viele Jahre die Gnade gehabt, die hochschätzbarsten, vielfältig ein- und ablaufenden landschaftlichen Schriften und Acten mit genauer Bewahrung zu besorgen"; der aber fällt mit seinem Anliegen durch. Der kaiserliche Wappenkündiger Konrad Mohr, dessen Amt es war, die Wappen der Familien im Lande auf ihre Berechtigung zu prüfen, geht zwar nicht ganz leer aus, wird jedoch in einer Weise bedacht, welche das Wiederkommen verhindern sollte — aber nicht verhinderte. Dieser Brauch mag übrigens die Folge jener freiwilligen Erkenntlichkeiten gewesen sein, welche die Landschaft von Fall zu Fall hohen kaiserlichen Beamten oder Würdenträgern zu Gefallen übte. Die Neujahrs-Ducaten und Speciesgulden an den Münzmeister stellten nur eine Spende für begehrte Gefälligkeiten dar. Aber in der Herrengasse wußte man wohl, was mittels persönlichen Einflusses manchmal zu erreichen war, und daß man sich gewisse Persönlichkeiten warm halten müßte. Um nur aus vielen einzelne Beispiele anzuführen, schickte die Landschaft (1655) dem kais. Hofkanzler Math. Freih. von Goldeck 3000 fl. in einem Sammtbeutel mit aufgesticktem Namen an das Hoflager zur Preßburg; der k. Rath und geh. Hofsecretär Christoph Abele bekam (1667) „um gewisser Ursachen willen" 1000 fl., und dem Obristhofmeister der Kaiserin-Witwe, Grafen Albrecht von Zinzendorf, zahlte man 5000 fl. Brandsteuer, obwohl er im Lande nachweisbar nicht so viel Brennbares besaß. Derlei gewiß begründete Freigebigkeit an Hohe konnte begreiflich „kleine Beamte" nur reizen, ihr Glück mit allen Vorwänden ebenfalls zu versuchen.

Sie waren, sozusagen, dii minorum gentium, und hatten jene der minimarum im Gefolge, die niederen

Hofbediensteten, welche gelegentlich die Majestäten auf Besuchen in Graz oder Maria-Zell begleiten durften. Hof- und Kammerfouriere, Kammertrabanten, Hoftrompeter, Hartschiere, Thürhüter und Sattelknechte schienen da für sich geltend zu machen, daß sie die Freude und Beseligung der Ständeherren an diesen Reisen durch ihre glatten Dienste wesentlich erhöht hätten. Wenn da der Eine (1635) zur Zeit der Pest den geheimen Räthen in Bruck, oder der Andere (1676) den Ständeherren bei der kaiserlichen Wallfahrt nach Maria-Zell hier Quartier gemacht, oder Dritte das landschaftliche Geldgeschenk an den Kaiser (1659) „mit geladenen Röhren, Tag und Nacht, in Regen und Wind" in die Residenz begleitet hatten, so kamen sie, außer ihrer Hofzahlung, noch landschaftliche Gnadengabe heischen. Diese Dinge waren aber von alten Zeiten hergebracht, ehe noch das Gabenwesen im Landhause sich entwickelt hatte, und wurden die Geschenke den kaiserlichen Trabanten, Hartschieren und dergleichen Leuten auch ohne Ansuchen geleistet, so daß solche entweder blos als zugewachsene Wünsche, oder als Mahnungen, immer aber als zulässige erscheinen. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts hatten sie übrigens ihr Abkommen.

Schon die ältesten Aufzeichnungen der Gnadengaben weisen darauf hin, daß auch Ausländer, die nicht einmal in den inneröstcrreichischen Nachbarländern heimisch, auf Graz und dessen Landhaus ihr Vertrauen setzten. Zuerst vereinzelt heranziehend, mehrten sie sich im XVII. Jahrhunderte ganz gleichmäßig mit den bisher vorgeführten Gruppen. Darum ist unter ihnen eine Auswahl mehr als sonst geboten, denn von ihren Unglücksverwandten der Steiermark, Kärnten und Krains unterscheidet sie nicht der Typus, sondern blos Name und Herkunft.

Eines nur rückt sie uns näher, die Muthmaßung nämlich daß in ihnen der Mehrzahl nach ein weit ausgiebigeres Maß anziehender Abenteuerlichkeit stecken mußte, als bei den Eingeborenen der Regel nach zu suchen. Was mag da in den Kanzleien zur Unterstützung der Bittschriften an Flunkern und Windbeutelei geleistet worden sein? Die Gemeinarmen also mögen beiseite bleiben, und nur jene Vertreter der besseren Stände herantreten, welche für sich nicht die Eigenschaften von Convertiten oder Kriegsflüchtlingen oder Türkengefangenen geltend machten. Denen sollen besondere Gruppen gewidmet sein. Dieser fremde Adel, welcher bei uns „Ueberschattung durch hohe landschaftliche Gnade" suchte, rückte so ziemlich von allen Seiten heran, aus Oesterreich, Böhmen und Schlesien, aus Bayern und Franken, vom Ober- und Niederrhein und aus dem Elsaß, aus Belgien und Polen, Ungarn und Siebenbürgen, aus Rom, Neapel und Spanien — im Ganzen etwa 300 Familien oder Individuen, ohne, wie schon gesagt, Convertiten, und die Flüchtlinge vor Schweden und Franzosen. Allein kaum der zwanzigste Theil gibt seine Heimat an; die meisten sind in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts „reformirte" (verabschiedete) Officiere oder ihre Witwen, dienstsuchende oder sonst verarmte Edelleute, weltmüde Herren, die versichern, sie wollten in ein Kloster gehen. Leider bestehen keine Aufnahmsprotokolle ihrer Schicksale, und muß man sich mit Annahmen, und den wenigen, etwas breiteren Schilderungen begnügen. Unter den Ersten überhaupt, und in dieser Reihe besonders, eröffnet (1578) den Reigen Johannes Tiona, Burgherr zu Nikosia auf Cypern, ehemals, sagt er, Gebieter von vier Schlössern, jetzt durch die Türken ein Bettler. Den edlen Polen Sperkowitsch kränkten in

der Heimat Kosaken und Tartaren, und vertrieb die Pest; an seinem Vermögen, behauptet er, zehrten seine Vormünder, und jetzt, in Graz, saugten an ihm seine Gläubiger. Ein Erasmus von Bunckenburg, angeblich aus altem Geschlechte in Böhmen, versteht sich auf Medicin und geheime Wissenschaften; er beabsichtigt seine „Künste und Raritäten zu offenbaren, im Falle ein Cavalier oder eine adelige Dame solche zu sehen und zu erlernen Lust hätte." Doch zuvor müsse er gesund werden — und deßhalb geht er an die Landschaft — denn letzthin spät in der Nacht habe der Polizeimeister, sonst Regierungsprofos geheißen, ihn angepackt und mißhandelt. Ein Dr. jur. Franz Josef v. Rischet, Ritter vom goldenen Kreuz, Pfalzgraf und Graf „im Gurggerthal", will Reisegeld; der Kaiser habe ihn nach Wien berufen, und wenn die Landschaft etwa dort etwas zu besorgen hätte, wolle er es gerne auch übernehmen; diese aber schwieg. Am breitesten läßt sich ein Baron von Naelweg auf Nadelberg in Holland aus, dessen Vater als Anhänger der Spanier vertrieben worden; er selber habe am Rhein gefochten, sei als Gefangener zuerst einem Rittmeister, dann einem Hauptmanne, und endlich dem Obristen Steenbock geschenkt worden, mit dessen Dienerschaft er bis Augsburg gelangte; von dort floh er nach Linz und Wien, kam bis zum Kaiser, der ihm hundert Ducaten schenkte, die fürs Leben aufgingen, und hier im Lande wollte er seinen Verwandten Grafen von Hatzfeld aufsuchen, und der sei nicht zu finden, er aber müsse weg. Dazu wendete die Landschaft ganze zehn Thaler an ihn. Den Schluß mögen ein paar orientalische Prinzen bilden, Leute, die wahrscheinlich durch Abkunft, Aussehen und Auftreten Staunen, und damit auch eher Glauben erregten: der eine, Johannes Baas, „arabischer Fürst zu

Maroniten", sagt der Winkelschreiber, dem die Türken zwei Kinder fortgeschleppt hatten, der andere, Nassif Gazen, „aus altem Fürstengeschlechte am Libanon", dem wegen Nichtzahlung des Tributes seine Güter weggenommen worden waren. Der Erste bekam 30 fl., der Zweite, ein Jahr darauf — nichts, „inmassen derlei gratialia von dem allerh. kais. kön. Hofe nicht passieret werden." Aber vermuthlich hatte man sich über den Vordermann schon anders belehrt. Uebrigens zog der Häuptling so herum, daß er acht Jahre später neuerdings sich meldete, und zwar wieder mit Gefolge; allein man wies ihm blos vier Gratisvorspannpferde an, um ihn weiterzubringen.

Das Sanitätsgebiet ist an Persönlichkeiten, die von 1583—1741 an die Stände sich wenden, gering bedacht. Diese hatten dasselbe ohnehin für das Land organisirt, was jedoch nicht ausschloß, daß sie bei Epidemiefällen, abgesehen von unmittelbarem, kostspieligem Eingreifen, noch hintendrein mit außerordentlichen Gnadengaben sich sehen ließen. So in den Pestjahren 1634—35 in Bruck a. M., sehr häufig dem Lazarethe in Graz, dem (1644) durch Freiherrn von Dornsberg errichteten Spitale zu St. Florian a. d. Lasnitz, (1684) dem Feldspitale für kranke und verwundete Soldaten, (1718) dem ruinösen Spitale zu St. Ruprecht a. d. Rab u. s. w.

Heiterer und auch bevölkerter zeigt sich das Gebiet der Literatur und schönen Künste. Nur braucht man nicht zu erwarten, hier würde Werthvolles aus bewegtem Geistesleben wieder aufgefrischt. Damit war es, Deutschland gegenüber, bei uns recht ungünstig beschaffen, und der Werke überhaupt, und erst solche, nach welchen gelegentlich heute noch Gelehrte frügen, sind recht wenige. Stellen wir die Widmungen — denn diesen Charakter

hat jetzt oft das Bittgesuch, wenngleich zuweilen bittere Armuth verschämt oder auch offen herausblickt — und darin stellen wir die Dichter voran. Das 16. Jahrhundert war in lateinischen, das 17. auch in deutschen Versen und Reimen von der Schule aus gar flink zur Hand, aber auch nichts ist häufiger als dergleichen, und nichts seltener unter ihnen als Ausgezeichnetes. Indeß an der „löblichen Stelle" liebte man Gelehrsamkeit, besonders aus dem eigenen Dienstes-kreise, wie im 16. Jahrhunderte an der Stiftschule; man verstand dort selber gut Latein, und hörte gerne sich und das Land in classischer Rede preisen. Wie das Gedicht des Magister Fingeltaus, der von Tübingen an die hiesige protestantische Schule gekommen war, klang, wissen wir nicht, allein er bekam dafür (1572) „eine stattliche Verehrung." Zwei andere Schöpfungen dieser Art von Nikol. Curtius von Engelberg und den Theologen Capuan und Naglis waren ruhmredige, gedankenarme und bahnschwache Stoppeleien, auf welche man selbst im Landhause kein großes Gewicht legte. Möglicherweise tönte lieblicher des Belgiers Heinrich List Paraphrase einer Stelle Pindars, die er in drei Strophen zu Ehren der Landschaft stellte; vielleicht aber schadete dem Manne seine vermutlich katholische Confession, denn während Finkeltaus 50 Thaler erhielt, ward List mit 2 fl. abgefertigt, und mit der Angabe, man habe nichts bei ihm bestellt. Ein heiterer Genosse Minervas tritt (1604) in Magister Nikolaus Personäus auf: drei Monate lag er schwer krank, und der berühmte Hofarzt Dr. Gilbert Schörckl behandelte ihn glücklich; allein „die Apotheke mit Syrupen, Getränken, Pillulen, Kräutern, Wurzeln und Bädern" machte ihn arm, und jetzt sollte er „blos Kapäun und Rindfleisch essen;" er habe Alles, Bücher, Kleider und Frauenschmuck

versetzt, und wenn nicht Freiherr v. Wagensberg und die Gebrüder Rauchenberger auf Hanfelden sich seiner angenommen hätten, wäre er schon verhungert; „in diesem meinem Elend," sagt er, „und höchster Armuth, was sollte ich dann thun, gnädige und gebietende Herrn? Ich habe mich gewandt zu meinen musis, und nach ihrem Rathe ein genus carminis gedichtet . . . Noth lehret beten und dichten. Dieß habe ich, wie eine Biene aus mannigfaltigen Blumen süßen Honig conficiert, also, sage ich, habe ich auch aus den vornehmsten philosophis die aurea dicta in diese versus jambicos dimetros catalecticos includiert." Wir hätten ihm mehr gewünscht, als blos sechs Thaler. Auch an die Leistung des Magister Desiderius Joh. Tenck von Laibach wollen wir glauben, der nach vielen Versuchen anderwärts endlich an die Stiftschule zu Graz sich bewarb, und damit man sehe, was er könne, den Satz: „Der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde", nach dem horazischen „Quis multa gracilis te, puer in rosa", allegorienweise lyrisch behandelt im Drucke vorlegte.

Weit bessere und zahlreichere Vertreter hat das wissenschaftliche und gemeinhin literarische Gebiet. Da konnte die Landschaft mäcenatisch vorgehen, mit Unterschieden nach Gegenstand und dessen Sach- wie Zeitwerthe, und nach Persönlichkeit und deren Stand und Landmannschaft. Warum sollte auch der Schulmeister von Weissenhorn nicht in etwas recht haben, daß die steirischen Stände berücksichtigten, durch die „Literaten" würden Kirchen und Schulen gepflanzt, und weltliches Regiment gefördert? Den Charakter der Würdigung jugendlichen Strebens, darauf das Land einst zu rechnen gedachte, trugen besonders die Gnadengaben für Doctordissertationen,

theologische, juristische und philosophische. Nur wenige hielten sich unter 40, die meisten stiegen auf 100 fl., und einige noch weit höher: so beim „steirischen Landeskinde" Paul Franz Kolweis, der zu Prag in Philosophie promovirt hatte, auf 200, bei Maximilian von Bendel auf 300, und bei dem Juristen Dr. Sigmund Friedrich Freiherr Zollner, der allerdings in Armuth sich durchgebracht, gar auf 600 fl. — Ein geographisches Werk überreichte (1583) Sebastian Hammer aus Rotenburg am Neckar, vormalen des gelehrten Kosmographen Leonhard Thurneisen Assistent zu Tübingen; der Mann war nach seines von Ferdinand I. geadelten Vaters Tode (vermutlich als Kriegsknecht) ins Reisen gerathen, nach Spanien und Portugal, dann über Frankreich nach Böhmen, und dort — was ja aus Hunger noch oft geschehen — ward er aus Liebe Schulmeister; innerhalb zweier Jahre verlor er Weib und Kind an der Pest, und nun, im eigentlichen Sinne, stack er in Graz. Auf obige Widmung hin, bekam er zwar sechs Thaler, auf die Vorlage einer spanischen Karte aber keine Antwort, und nun bat er um Reisegeld nach Böhmen zurück, wo die Seinen lagen. — Geschichte und Zeitereignisse sind am besten vertreten. Zuerst begegnet uns (1600) der bekannte Chronist und Topograph von Kärnten, Hieronymus Megiser, den Erzherzog Carl noch kurz vor seinem Tode zum Hofhistoriographen ernannt hatte, und der sowohl die Geschichten des Hauses Oesterreich in einem Bande, als auch jene der drei innerösterreichischen Lande in drei Bänden drucken lassen wollte. Dann nahte sich (1604) der Ungar Johann Vrabely, der Letzte seines Geschlechtes, und in letzter Rebellion „keyserisch" verblieben, mit dem bisher erschienenen 1. Theile seiner ungarischen Chronik. Dr. Johann Friedrich Schratt

legte eine steirische Chronik (1654 bis 1656) vor, und zugleich einen Druckplan derselben für drei Bände mit Kupfern. Dominik Callin, aus Heiligenkreuz bei Görz, churbayrischer Bibliothekar, unterbreitete zuerst eine Beschreibung der ungarischen Krönung Leopolds I. (worüber auch Joh. Linus eine oratorische Verherrlichung einbrachte), dann eine solche vom Tode König Ferdinands IV., und später ein „Theatrum Austriacae Monarchiae", auf dessen Zusammenstellung er 22.000 fl. aufgewendet haben wollte; die niederösterreichischen Stände hätten sofort nach seinem Einschreiten eine genealogische Commission eingesetzt, und der Kaiser ihm als „Interimsadjuto neben Gnadenkette und Medaillon" noch 2000 fl. verliehen; auch von Steiermark sei darin die Rede, allein die Stände ließen doch nur 150 fl. für ihn abfallen. Jacob Sturm, „beider Rechte, Historien und Poeterei Geflieſſener", brachte (1660) im Druck seinen „Erbhuldigungs-Einzug den 23. Juni", Magister Kaspar Maurer sein in „Truckh ausgehendes Werckhel, die Türckhisch Chronika genannt", ein, und ersteren auch der kaiserliche Herold und Hofkammerdiener Lorenz von Churelich, welcher, was früher nie geschehen, als Journalist den Monarchen nach Graz begleiten durfte, und alle Vorgänge beim Besuche genau beschrieb. Die Wichtigkeit des Ereignisses und die Stellung des Mannes spiegeln sich in dem Geschenke von 300 fl. wider. Auch der bekannte Geschichtschreiber der Leopoldinischen Zeit, Graf Galeazzo Gualdo Priorato, fügt sich (1670 bis 1674) mit seinen Leben großer Feldherrn in die Reihe, einer Biographie des Cardinals Mazarin u. s. w., und ebenso Michael Frankenberger mit seiner Beschreibung der Hochzeitfeier Leopolds I. zu Eggenberg (1671), ein Buch, das heute höchst selten, und eine Festlichkeit, welche auch

der in der Schlacht bei St. Gothard (1664) invalid gewordene Lieutenant Johann Wilhelm Volkmar unter dem Titel „Glückwünschender Cubus auf Ihrer Majestät Beilager“ verherrlichte. — Auf medicinischem Gebiete nennen wir den fürstlich Eggenbergischen Hofarzt Dr. Johann Franz Arquato, der seine Untersuchung der Sauerbrunnen und Warmbäder (lateinisch und deutsch) überreichte (200 Thaler); was aber Dr. Joh. Gründl für sein Buch über den „zu Rochitsch entspringenden Sauerbrunn“ erreichte, ist nicht angegeben. Aus der Zahlenhöhe dieser Gnadengaben läßt sich auf eine Verknüpfung persönlicher und praktischer Rücksichten schließen. — Das mag auch bei dem hochgelehrten Regierungsrathe Nik. Beckmann und seinem juridischen Buche „De Controversiis“ der Fall gewesen sein, wofür er mit 500 fl. bedacht wurde. — In Geometrie arbeitete der Schul- und Rechnenmeister Andr. Peschku zu Graz, der eine Art arithmetischer Progression ersonnen, Ortsabstände leicht zu berechnen, und Joh. Georg Götz widmete sein astronomisches Werk, das er „mit sonderem Fleisse auf den Horizont dieses weitberühmten Landes und Herzogthums Steyer“ gestellt hatte. Astronomie bildet heute noch, und bildete noch weit mehr früher einen Theil des Inhaltes der Kalender, und waren im 16. Jahrhunderte es vornehmlich berühmte Astronomen, wie Stadius und Kepler, die solche anfertigten. In der Geschäftsführung des Landhauses waren diese Handbücher ebenso unentbehrlich, wie im gemeinen Leben, daher auch die fleißige Erzeugung, künstlerische Ausstattung, lebhafte Concurrenz und namhafte Entlohnung. In der Regel erhielt der Widmer 50 fl., und wenn der „steirische Horizont“ oder „steirische Meridian“ berücksichtiget war, gar 75 fl. Ein bischen Globus spielt

ja fast jedes Land. Von 1600 bis 1680 kennt man aus den Vorlagen etwa ein Dutzend derlei Verfasser, meist Doctoren der Medicin, durchwegs heimischen Sitzes, aber auch Buchbinder Made verlegte solche, und die Buchhändlerfirma Haubt führte selbst fremde ein, die sämmtlich gut bezahlt wurden. Sehr lange (1649 bis 1674) arbeitete Dr. Joh. Mich. Linus auf diesem Gebiete, am längsten aber (1637 bis 1676) die Kupferstecherfamilie Manasser, welche freilich blos die künstlerische Ausstattung und die Widmung besorgte.

Der Lehrer als Bittgänger wollen wir für besondere Behandlung uns dermalen entschlagen; ohnehin erscheinen sie in der Kriegs- und Glaubensgruppe wieder. Nur das sei bemerkt, daß in ihrer Zahl das „Reich" stark vertreten ist, ein Umstand, der sowohl mit den zuwandernden Studenten, als den stürmischen Zeiten zusammenhängt, die eben auch Schulmeister wegwehten.

Gute Namen, auch vielleicht einige neue, mindestens aber neue Arbeiten, offenbaren sich aus der Gilde der Maler und Kupferstecher. Der kais. Kammermaler Andreas Burck widmet der Landschaft Porträts beider Majestäten, und sie begegnet ihm mit 100 fl., was er dermaßen als zu wenig beklagt, daß sie noch 200 fl. aufzahlt. Dagegen begnügte sich Georg Ernst Buchreuter, ebenfalls Kammermaler, bei den gleichen Bildern mit 50 Thalern. Sogar eine Malerakademie ward zwischen 1740 und 1760 der Ständen zur Unterstützung angeboten: Dionys Nogarina hatte sie auf eigene Kosten gegründet, und sollte darin „Jedermann zur Exercierung der Zeichnung den Acceß ohne Bezahlung haben;" er wolle „fünfmal die Wochen die Illumination und andere Nothwendigkeiten beischaffen." Wie die Sache über das Angebot hinausging, ist unbekannt.

Er war überhaupt eine vielseitige und unternehmungslustige Persönlichkeit: so reichte er (1744) der Kaiserin ein Project zur Errichtung einer Perlenfabrik ad uso Venezia ein, was aber gleichfalls im Sande verlief. Als Illuministen werden (1588) Kaspar Hanold und (1635) Tobias Manasser in den Bittbögen aufgeführt, Beide aus Augsburg. Der Erstere verstand auch die Kunst des „Amulierens (Aetzen) in Cristale und anderem Edelglas und Stein", der zweite war mit seiner Habe auf dem Rücken, und Kind und Kegel im Gefolge vor den Schweden geflohen, eingeholt und geplündert worden, und gelangte so nach dem Lichtpunkte der Sehnsüchtigen jeder Art und jener Zeit, nach Graz. Von ihm stammten mehrere Generationen Kupferstecher daselbst (von 1637 bis 1680 nach den Gnadenacten), umgeben von Namen wie Desipi, Vischer und Trost. Bei dem wachsenden Verfalle des Holzschnittes hob sich der Stich als Mittel zur Ausstattung von Büchern und Darstellung von Ereignissen. Dieser Kunst verdanken wir nicht nur schöne Leistungen, sondern den Bittschriften aus ihrem Kreise auch Nachrichten von solchen, davon eben andere Belege nicht mehr vorhanden sind. So stach Desipi (1636) eine bis nun unbekannt gebliebene Ansicht von Graz, starb aber darüber; seine Witwe ließ sie — vielleicht durch Daniel Manasser — fertig stellen, und trat damit vor die Landschaft. Vom Letztgenannten ward ein Stich überreicht, der ausnahmsweise in gemalter Copie erhalten scheint, Ferdinand II. auf der Bahre darstellend; nicht aber kennt man von seinem Bruder David das Bild vom großen Feuerwerke (1653), auch nicht von dessen Triumphpforte für den kais. Einzug von 1660, und ebenso nicht von den steirischen Grenzfesten, das er 1663 gestochen: alle von ihm überreichten 24 Exemplare

müssen bisher als verloren gelten. Die große Karte von Steiermark und das sogen. Schlösserbuch G. M. Vischers sind ebenso, wie seine Aetzung von sechs silbernen Leuchtern der Landshauscapelle vertragsmäßige Arbeiten, die nicht hieherbezogen werden können. Als Zeichner mit der Feder und als Kunstschreiber führten sich (1798) Veit Kopp von Nürnberg, der sich „Liebhaber freyer Künste" nennt, und die Verordneten ebenso betitelt, und (1661) Josef Pichler von Linz ein, Beide mit schönen Proben, wie sie versichern.

Wenn wir auf den Wegen nach dem Landhause weniger Musiker treffen, als nach der Wandernatur dieser Künstlerart sich erwarten ließe, so mag dies vielleicht am Hofe gelegen haben, insoferne nämlich, als, solange dieser in Graz weilte (bis 1619), die Musikpflege vorwaltend in der Burg sich concentrirte. Allerdings, wenn an die Mildthätigkeit der Landschaft schon so vielseitig Ansinnen gestellt wurden, bleibt es auffällig, warum solche Lücken eben unter den Vertretern des Reiches der Töne. Einige arme Teufel, ein Musiklehrer, den man in Wien für Graz ermuntert hatte, dann Einer, der „wegen Lust und' Liebe der Paukenschlagung" in die Windische Grenze will, um dort in „solcher adeligen ritterlichen Kunst" auszulernen, bilden in einer Ecke dieses Feldes die bemerkenswerthesten Erscheinungen. Gegen die Mitte des musikalischen Sammelplatzes gehört etwa Peter Giovanelli, der einige Moteten großer Componisten drucken hatte lassen, und (1569) der Landschaft überreichte. Höher ist Stephan Thesmar aus Stettin anzuschlagen, der (1582) mit einem „Gesang" Dienstaufnahme in die Stiftschule erbat. Christoph Praunfalk ward beauftragt, nach der Predigt einen Singversuch damit anzustellen. Zwei Jahre später legte derselbe seine

Compositionen von Luther's deutschen Psalmodien und den Psalmen Davids behufs Unterstützung für den Druck vor. Auch Orazio Sardegna, ein in Graz eingelebter „wälscher Gast," brachte (1604) Moteten ein; daß er derselbe, den man circa 1620 als Tanzmeister begegnet, ist möglich.*) Freundlich muthet uns Erasmus Widmann an, einer der Verwiesenen der Stiftschule von 1598, um 1618 Cantor, Organist und Lehrer der classischen Sprachen zu Rotenburg a. d. Tauber: er übersendet der Landschaft, in dankbarer Erinnerung ihrer Gnaden während seiner Dienstzeit, „ein musikalisches opus mit lauter fröhlichen, lustigen und kurzweiligen, Melancholei zu vertreiben und die Gemüther zur Freude zu erwecken, dienenden Texten mit vier und fünf Stimmen gestellt und componirt," und auch seine Schrift „Heroischer Frauenpreis." Geschenk und Gegengeschenk vermittelte, nach damaliger Sitte in Kreuz- und Querwanderung, der geschworne Fuß- und Stadtbote der Reichsstadt Rotenburg a. d. Tauber; Exemplare aber dieser Postbesorger auf große Fernen konnte man in den vierziger Jahren unserer Zeit noch in Wien begegnen.

Die Schauspieler laden entweder zum Besuche ihrer Vorstellungen, Actionen genannt, ein, oder bedanken sich für solche, oder bei Theatersperre wegen Hoftrauer bitten sie um Hilfe. Es sind nur wenige Gesuchsposten von 1672 bis 1705, zuweilen nicht übel beschieden, keiner aber so, wie jener der Jesuiten von 1662, welche „für die exhibirte und Ihro löblichen Landschaft dedicirte Comödie" ihrer Schüler 1000 fl. bekamen — zwar nicht bar, aber in Steuerabschreibung.

Zu Jenen, welche mit öffentlichem Auftreten ihr Leben machten, gehören auch Künstler besonderer Art, wie

*) Vgl. Stiriaca (I.), S. 180.

Taschenspieler, oder Theodor Steib aus Wien, der (1662) sein Gesuch selber als „Fußschrift“ bezeichnet: er konnte nämlich mit den Zehen nicht blos schreiben, sondern auch malen, Bilder ausschneiden und aus Pappendeckel allerhand feine Sachen machen. Der Mann erregte Theilnahme, das zeigt die Gnadengabe von 30 fl. Als Privattausendkünstler spielte sich aber der oben erwähnte böhmische Edelmann von Bunkenburg auf, der seine Fertigkeiten in den Häusern zeigte und lehrte.

Auch Ball-, Tanz- und Fechtmeister, als Vertreter gesellschaftlicher schöner Künste, für welche man in der Landschaft hohen Sinn und dienstliche Verwendung hatte, langen bei dieser an. Die ersteren lehrten das Ballonspiel, eine Unterhaltung, die aus Italien stammte, und dem heutigen Lawntennis ähnlich war. Vornehme Kreise pflegten es sowol in der Stadt, wie auf ihren Schlössern; allein mit Ende des 17. Jahrhunderts kam es wachsend aus der Mode, und in die Säle, die man dem Spiele gebaut, stellte man Billards. Die Ballmeister Hans Jakob Liebhaber, und besonders Valentin Kopinschegg (1674 bis 1676) klagen außerordentlich über die Lauheit des Adels in solchen körperlichen Uebungen. Die Landschaft strengte sich ihnen gegenüber nicht gerade an, aber an Tanz- und Fechtmeister wendete man mehr, und gab es dafür besondere Bestallungen.

Hier möge die sehr zahlreiche und doch wenig bietende Gruppe der Studenten eingeschaltet sein, deren Reigen (1582) ein Göthe eröffnet, Magister Tilemann Göthe, aus Friedeberg in Hessen. In ihr spiegelt sich klarstens der Inhalt der Zeiten vor und nach 1600; vor diesem Jahre meldet sich nämlich als Bittsteller bei der Landschaft kein Katholik, oder ist wenigstens als solcher nicht kennbar,

nach demselben aber langen blos einige verlaufene protestantische Zuwanderer ein, welche den Sturm und Jammer der Ausweisung von 1598 überhört hatten, und schleunigst wieder umkehrten. An ihre Stellen treten katholische Studenten. Merkwürdig, und ursachlich schwer bestimmbar, ist die massige protestantische Zuwanderung dieser Classe in den zwei die protestantische Zeit im Lande zuerst abschließenden Jahren 1598 und 1599. Ebenso stark war 1634 bis 1636 die katholische aus dem Reiche, aber diese erklärt sich aus den Kriegswirren in Süddeutschland. Beiden Theilen schien die Steiermark ihrem Rufe nach ein Eden, und beiden ist der gleiche Typus eigen. Diese Leute wollen hier studieren, dort am „Stifte", hier an der Jesuitenschule, oder Unterricht ertheilen, oder, wenn sie sich getäuscht sahen, mit Weggeld weiterziehen. Sonst „kalenderten" sie in oder vor der Stadt in Häusern und Höfen herum. Damit bezeichnete man die Gesangsquartette oder Quintette, welche sie aufführten. Viele von ihnen, namentlich im 16. Jahrhundert, kamen bereits mit schönen Kenntnissen herein, nach ihren Eingaben zu urtheilen in lateinischer gebundener, oft sehr gelungener Form. Mit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts sinkt ihre Zahl mehr und mehr. Nur Vereinzelte in der Menge bieten halbwegs interessante Anknüpfungen, obgleich man aus der Mehrheit Abenteuerliches herausfühlt. Am meisten interessirt der Egerer Stowasser, dessen Vater im Kriege verarmte, und in dessen Hause zu Eger Wallenstein ermordet worden war. So wenigstens erzählt er.

Wir stehen nun an den letzten zwei Gruppen, den bedeutendsten (außer jener des Adels, die gemeinen Leute ungerechnet) und den ergiebigsten. In der einen wenigstens concentrirt sich Alles, was an wechselvollen Geschicken die

Menschenkinder ergreifen kann. Beide sind die wahren Schöpfungen und Repräsentanten ihrer Zeit, in der sie sich bald freuen, die aber auch bald alles Leid über sie ausschüttet. Beide sind militantes, die eine für Confession, die andere für staatliche Sicherheit. Wir bezeichnen sie einfach als Glaubens- und Kriegsgruppe. Beide zeigen in ihren Beständen die Schwankungen des öffentlichen Lebens, soweit solche durch das Wort oder das Schwert hervorgerufen wurden, und da jeder Mensch ein Kind seiner Zeit, sind auch die Gestalten jener Bestände die lebendigen Belege jenes Wechsels.

Das 16. Jahrhundert sah in Steiermark den Protestantismus ganz mächtig sich ausbreiten — nicht durch Gewalt, wenn nicht etwa bei Vielen durch jene der Umstände. Da gab den Anlaß religiöse Ueberzeugung, dort Eigennutz, bei Anderen das Mißfallen an grellen Uebelständen, namentlich an den Personen der geistlichen Vertretung der katholischen Kirche, im großen Ganzen eine Strömung, der man unterliegt, weil sie als die kritische, die oppositionelle, demnach auch als die richtige, weil offenbar die gescheidtere, laut sich geltend macht, und mit der man geht, weil man sich hütet oder schämt, es nicht zu thun, wie es heute bei mancherlei politischen Weiterungen ja auch zu geschehen pflegt. Der Gegendruck von oben bildete das geringste Hinderniß, privater Einfluß leistete mehr. Machte sich unter diesem noch die Abneigung standhafter Katholiken an Einzelnen geltend, dann kamen diese in solche Lagen, darüber sie bei der durchwegs protestantischen Landschaft ihr Herz in Klagen ausschütteten, und bare Tröstung über Eingebüßtes verlangten. So war es vor 1600, und nachher umgekehrt.

Bis zu einem gewissen Grade gehören in die Reihe

der Hoffnungsträger aus confessionellen Gründen die im 16. Jahrhunderte zuwandernden Schüler und Lehrer, nicht nur des gleichen Glaubens wegen, sondern weil angeblich oder wirklich Manche seinethalben gelitten hatten. Uebergetretene Mönche begegnen uns nur zwei, ein Franciscaner und ein Benedictiner, Letzterer aus Kloster Nieder-Altaich in Bayern. „Nach und nach, vielleicht durch Schickung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geist," sagt er, habe ihm dort das „geistlos und epikurisch Leben je länger je mehr mißfallen"; nun suchte er hier protestantischen Kirchendienst, aber Beide fanden im Landhause nicht die rechte Gegenliebe. Mehr sind der sogenannten genöthigten Protestanten, solcher nämlich, welche der neuen Lehre wegen durch die Bekenner der alten in Noth und Schaden kamen. Bis 1598 gingen solche Zwangslagen blos aus privaten Verhältnissen hervor, wie derlei auch unsere verbesserte Gegenwart aus nationalen und politischen Parteiungen schafft. Da und dort, besonders durch Uebermuth gereizt, erhob sich denn doch zuweilen ein Gutsherr oder eine katholische Mehrheit, und entfernte die Beleidiger oder Störefriede, die dann klagend als genötigt vor's Landhaus liefen. So eigentlich aus der Fremde fand sich (1582) blos Schullehrer Maier aus Weissenhorn bei Neu-Ulm ein, der behauptete, confessionshalber seinen Dienst verloren zu haben. Sonst kommen die Bittgänger aus Inneröſterreich, weitaus meistens gerade in jener Zeit, wo der Parteienfriede durch den Vertrag des Erzherzogs mit den Ständen neuen Bekenntnisses (1578) hergestellt sein sollte. Diese Abmachung beengte nämlich beiderseits: die eine Partei fühlte, daß sie zuviel gegeben, die andere, daß sie zu wenig erhalten, oder noch zu unsicher gestellt sei. Da kamen zuerst Leute

aus dem oberen Drauthale in Kärnten, Andere aus Görz; den Lehrer Vierecker hatte eine Miniaturreformation seitens seines Gutsherrn, des Bischofs von Freising, von seiner Stelle in Oberwelz verdrängt; der Schuster Zobl zu Graz beklagte sich, daß man ihm den Besuch der Stiftskirche verbot, und, als er nicht gehorchte, ihn auswies. Der Mann sagte aber nicht die volle Wahrheit, denn wegen jenes Kirchenbesuches hätte man sonst halb Graz ausschaffen müssen. Daß ein gewisser Stocker sammt Weib in dieselbe Kirche ging, trug ihm die Kündigung von seinem Hausherrn ein, dem Mitgliede der Commission der Gegenreformation von 1598, dem Freiherrn von Paar; der Lehrer zu Ilz war durch die katholische Gegnerschaft verdrängt worden; den Thürmergesellen Göll, der an der Stiftskirche mitmusicirte, entließ der protestantische Bürgermeister von Graz; der Bursche spielte sich auf den Märtyrer hinaus, in Wahrheit jedoch weigerte er sich, als städtischer Diener, bei katholischen Festen zu blasen: man sollte ihn, sagte er, „mit unevangelischem Ernste zu solchen Dingen nicht anstrengen wider sein Gewissen", denn er wolle nicht mit seiner „Kunst den päpstisch abgöttischen Dienst und Umgang zieren helfen". Und alle diese verlangten ihrer Klagen Berücksichtigung, und Gnadengaben von ihren ständischen Glaubensgenossen. Namhaft waren indeß die ausgefolgten Beträge nicht. Die strenge Maßregel von 1598, die Ausweisung der Prediger, mit Ausnahme jener auf den Schlössern, dann der Bürger und Bauern, die nicht katholisch werden wollten, trieb Viele nach dem Landhause, wenige blos offen, der Mehrzahl nach insgeheim, Hilfe zu finden, bis sie sich entschieden hatten, oder wegen Reisegeldes nach der Fremde.

Nachdem der protestantische Zug der Zeit, für die

breite Masse wenigstens, ausgelebt, trat mit Beziehung auf jene Wege der katholische in dessen Pfadspuren ein. Und zwar geschah das sehr nachdrücklich und umfangreich. Vor 1600 hatte, so weit man sieht, ein einziges Kloster bei der Landschaft um Gnadengabe angehalten; von 1600 ab kehrte das Verhältniß sich um, doch so, daß der große und dauernde Schwarm erst seit 1618 beginnt — ein Umstand, der vielleicht nur aus zufälligem Mangel an Nachrichten erklärbar ist. Dann aber fehlt, mit Ausnahme der Klöster alter Orden, der Nonnen zu Marenberg und der Minoriten zu Pettau, auch kaum eine jener religiösen Vereinigungen, die, eben vom 17. Jahrh. an besonders zahlreich, über das Land sich verbreiteten. Im Ganzen waren es bei 40 solcher, und darunter kam ein gutes Drittheil jährlich, und der Rest sehr häufig. Zu den Ersteren zählte Graz, dessen Klöstern eine gewisse Jahresbeisteuer wie gewährleistet schien; daraus bildete sich eine feste Gnadenabgabe von jährlich 1200 fl., welche, außer jener an den dürftigen Adel, alle anderen überlebte. Sie war nahezu landesverfassungsgemäß geworden. Kleinere Gewährungen für Nebenzwecke, oder besondere Gelegenheiten schlossen sich dabei nicht im Mindesten aus. An die Klöster des Landes reihten sich eine große Menge von Kirchen daselbst und mehrere auswärtige, und endlich nicht weniger als vierzig außersteirische und fremde Klöster, davon blos fünf in Deutschösterreich (von Breslau bis an den Arlberg), und über 25 süddeutsche, durchwegs von Nonnenorden. Was die Stände an sämmtliche während des 17. Jahrhunderts wendeten, dürfte gegen 400.000 fl. betragen haben.

Die Zwecke der Bitten gehen im Allgemeinen auf Förderung des religiösen, aber auch vielfältig des ökono-

mischen Lebens. Pracht in der Ausstattung der Klosterkirchen ermangelte nicht in den Zielen, und kam jenen Orden am meisten zugute, welche überhaupt stets obenan (wie die Jesuiten), oder für Zeit und Ort je bei der Bevölkerung in der Liebe standen (wie gelegentlich die Karmeliter und Franciscaner in Graz, und die Dominicaner zu Leoben). Zuvörderst galten Ansuchen und Widmungen Bauten, wie Abhilfe bei Baufälligkeiten, Neuerrichtungen und Vergrößerungen von Conventen, Gründung von Klosterkirchen (wie bei den „Heilbrüdern" oder Barmherzigen in Graz, zu welcher der erste Stein 1632 am 12. Juli gelegt wurde) oder Errichtung von Thürmen (wie jener der Franziscanerkirche, der 1641 begonnen und 1644 fertiggebracht ward), Bau eines Noviziates, gründliche Wiederherstellung eines sehr schadhaften Schlafsaales (manche Klöster waren so übel daran, daß Regen und Schnee in die Zellen schlugen), Anlage neuer Stiegen, dann von Altären, Statuen, Orgeln, Kanzeln und Vergoldungen derselben, einer Balustrade von polirtem Marmor (in der Karmeliterkirche, wofür die Landschaft einen Kostenrest von 550 fl. in Gnaden übernahm), und auch für Apotheken, allein man bat auch um Unterstützung für Winterfeuerung, Abhaltung von Provincialsynoden und Unterhalt von in Zahl heranflüchtenden Priestern (in Leoben), für Festlichkeiten bei Heilig- oder Seligsprechungen, für die Mariensäule auf dem Karmeliterplatze und die Litanei davor, wie für die Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatze und die Procession um dieselbe, für das sogenannte Josephitractament, Fastenspeisen und Weinankauf, Wachskerzen und Windlichter Pflege eines irrsinnigen Edelmanns, für durch die Pest verkümmertes Almosen, und sogar für ein Sakristeiglöckchen. Auch die Pfarren hatten um Mancherlei zu bitten: für

ihre verfallenen oder verödeten Kirchen, deren Ausstattung mit Capellen, Altären, Sakristeien und Stühlen, Anlage oder Erhöhung oder Besserung von Thürmen, für Pfarrhöfe und Wirthschaftsgebäude. Allmälig gab es keine Zeit und keine Gelegenheit mehr, die von dieser Seite nicht Anlaß geboten hätte, der Landschaft bittlich nahezutreten. Die Pfarre Heiligenkreuz am Wasen heischte Zubuße, da im Pfarrhofe, der ohnehin Wind und Wetter offen stand, sehr häufig durchreisende Cavaliere Herberge verlangten. Für das Mausoleum in Graz steuerte die Landschaft 1000 fl. bei, und eben soviel (1655) in Steuerabschreibung zum Kirchenbau von Mariazell; zum silbernen Tabernakel daselbst widmete sie 1000 fl., und ihre Stiftung von silbernen Leuchtern ergänzte sie, auf Bitten, noch durch einen Beleuchtungsfond. Zur ersten Capelle im Lande für Johann von Nepomuk, welche der Pfarrer von Marenberg auf dem Zeichenberge dort errichtete*), widmete sie (1733) gleichfalls ihr Schärflein. Ja selbst für Schloßcapellen ging man sie nicht erfolglos an: so auf dem Gute Adelsbüchel (am Ende der Köflachergasse in Graz), und auf Schloß Buchenstein bei Straden.

In allen diesen Fällen ging Noth und Bedarf, oft aber auch blos frommer Wunsch, das Mitgefühl im „grauen Hause" an: wahrhaft gezwungen aber und unglücklich, voll mitleiderregender, oft nur zu kurzer Schilderung traten die geistlichen Zuwanderer aus ferner Fremde anher. Sie ließen nur Greuel hinter sich, von Schweden und Franzosen geplünderte, verwüstete und verbrannte Heimstätten, und froh, blos das eigene bittere Leben gerettet zu haben, gingen sie in alle Welt, um Beiträge zur Wiederherstellung

*) Scheint eine irrige Angabe des Pfarrers, denn schon 1723 bestand eine Joh. v. Nepomuk-Bruderschaft in Graz.

ihrer Klöster zu erlangen. Süddeutschland hat die ausgiebigste Vertretung; von einer Anzahl dieser hart mitgenommenen geistlichen Orte ist heute wohl kaum eine Spur mehr erhalten. Vom Augsburger Bisthume zieht sich die Linie dieser ruinirten Nonnenklöster an den Bodensee, nach Freiburg im Breisgau und dem Oberrhein, und wieder herein nach Würtenberg und dem oberen Laufe der Donau. Ginge man den Dingen näher, so würde sich wohl finden, daß die Convente zumeist auf vorderösterreichischem Gebiete lagen, und also fast durchwegs Vorderösterreicher nach Altösterreich um Hilfe kamen. Auch Säckingen, das uns Scheffel in seinem „Trompeter“ so lieblich besang, ist mit seinem Kloster von Kapuzinerinen vertreten, die mit kaiserlichem Erlaubnißschein in den Erblanden sammelten. In Nieder-Schönfeld bei Donauwörth ließen die Wandernonnen ihre Aebtissin in einem alten Gewölbe zurück, das ehemals als Stall gedient hatte; das Kloster besaß, nach zweimaliger Verheerung durch Schweden und Franzosen, weder Capelle noch Altar mehr. Am schlechtesten war es dem Stifte Triefenstein ergangen, zwischen Würzburg und Aschaffenburg. Turenne rückte (am 29. April 1674) in's Bisthum, und forderte von demselben eine gewisse Menge Proviant. Der Prälat konnte sie nicht geben. Da zog der Marschall am 1. Mai um Mitternacht vor das Kloster, und beschoß es mit Kanonen, daß sofort die Hälfte der Gebäude in Ruinen fiel. Der Prälat, mit dem Pluviale ausgestattet, das Allerheiligste in den Händen, und geleitet vom ganzen Capitel, begab sich vor den Feldherrn, der mit Gefolge ihm entgegen kam. Die Priesterschaft kniete vor ihm nieder, und bat um Nachsicht. Als Antwort schoß Turenne den Prälaten mit der Pistole durch den Kopf, und er und seine Begleiter sprengten in

die kniende Schaar, hieben, stachen und schoßen auf sie, daß nur der bittgehende Chorherr in Graz als Einziger, nicht unverwundet, aber doch mit dem Leben, davonkam. Einiger anderer geistlicher Anstalten und Personen möge noch weiter unten bei den „Schwedenflüchtlingen" erwähnt werden. Selbstverständlich fehlen unter den Zuwanderern auch hier „orientalische Prinzen" nicht: so der Abt und Archimandrit Dionys Spandon aus Griechenland, und Dr. Bonifaz Benedetti, Erzpriester auf dem Libanon, deren Beider Kirchen durch die Türken schwer mitgenommen waren. Die Letzteren waren 1720 und 1735 nach Graz gekommen. Der Zuzug der deutschen Klöster hörte mit 1660 zwar nicht ganz auf, wurde aber weit seltener.

Zwischendurch fanden sich Priester ein, oder Leute, welche aus gemeiner Lebensnoth Geistliche oder Mönche werden wollten, und darunter abermals viele Fremde. Da sind Bediente oder ausgemusterte Soldaten, die um Beiträge für die Kutte bitten, Andere, welche zu Primizfeier und erster Messe laden, flüchtige Domherren ohne Sammelbogen, Feldcapläne mit langen Dienstjahren, Capellengründer, wälsche Prediger, dann Solche, die ihre theologischen Studien fortsetzen, oder ihre Predigten in Druck geben wollten, abgesehen von kranken und abgelebten Priestern, und von Pesthelfern, die bei ihrer opfervollen Thätigkeit ihr Bischen Habe eingebrockt hatten. Ein Dr. Theologiae ist gar auf Schuldnersuche, und steht schließlich selber ohne Geld da. Einem Grafen Heinrich von Herberstein spendet die Landschaft (1673) für seine Einkleidung in den Deutschorden 300 fl. So gut ging es keinem Anderen. Namhaftere Personen waren Fr. Peter Huls, „abgestandener Guardian und Regens bei Mariahilf" (in der Murvorstadt), ein Prediger von Ruf, welchen

sein General nach Köln befohlen, und den man ungern und mit gutem Reisegelde ziehen ließ; Don Josef Zembrano, ehemals am Hofe Ferdinands II. und zuletzt Schloßcaplan zu Graz, der in seine Heimat Neapel zurückverlangte; Fr. Jakob Buoncarpi, Bischof in partibus und apostolischer Delegat für die türkischen Gebiete in Ungarn, wo er die Verhältnisse der Katholiken und Klöster untersuchen sollte, Viele bekehrt und über 30.000 gefirmt hatte; jetzt wollte er, mit Reiseunterstützung aus dem Landhause, an den kaiserlichen Hof. Ein Bischof Basil aus der Wallachei will in der Herrngasse aus dunkler Angelegenheit einen angewiesenen Geldrest von 724 fl. beheben, und zieht mit blos 75 fl. ab. Sehr abenteuerlich lauten die Gesuche des Magister Jakob Marlek (von 1653—1656), der sowohl Hofcaplan bei der Kaiserin Eleonore, als Caplan beim Grafen Frangipani in Karlstadt, und endlich beim Grafen Herkules Visconti zu Mailand gewesen war; wie er nach Spanien gekommen, sagt er nicht, aber auf der Rückkehr traf er zu Marseille drei Malteserschiffe und einige steirische Edelleute, wie Herberstein, Saurau, Trautmannsdorf, Kolonitsch, Thurn u. s. w., mit denen er auf Türkenfang segelt; nach 10 Monaten in Genua ausgeschifft, wird er abermals Caplan für Kleidung; Kost und Quartier bei den Barmherzigen in Graz, bis er nach Wien kann.

An die Geistlichen reihen Jene, welche aus anderen Confessionen zum Katholicismus über- oder zurücktraten, als Convertiten. Wie in allen bisher behandelten Genossenschaften mögen auch in dieser Leute gewesen, welche Thatsachen fälschten ihrer eigenen Vortheile willen, oder aus wirklichen den Gewinn der Barmherzigkeit suchten, gewiß aber fanden sich unter ihnen andere, denen die religiöse Umkehr blos Nachtheile im Kreise ihrer Familien

und Freunde bereitete. Die Zahl der Einheimischen ist gering. Sie sind durchwegs Adelige, und da die Ausweisung protestantischer Edelleute bei uns erst 1629 geschah, begreift sich, warum die Listen nicht vor 1650 beginnen. Bei Einigen derselben erwies sich die Landschaft so, daß man aus den Summen die Befriedigung zu erkennen meint, ehemalige Angehörige wieder für den gemeinsamen religiösen Kreis gewonnen zu haben. So bei einem Herrn v. Wels und einem Hagen von Hageneck aus Sachsen, der durch seine Mutter (v. Eibiswald) mit Steiermark zusammenhing. Dieser Letztere ward, auf Besuch seiner Verwandten hier weilend, für die alte Lehre gewonnen. Sonst stellte die Armee in ihren entlassenen Officieren oder deren Hinterbliebenen einen großen Antheil zur Buntheit dieser Kleingruppe in Beziehung der Herkunft, und half dabei dem Bürgerstande mit. Da sind Ableger aus Augsburg, Regensburg und Nürnberg, aus Thüringen und Sachsen, Brandenburg und der Wetterau, aus Siebenbürgen, England, Schottland, Schweden und der Schweiz. Die Betheilung muß sich ganz nach Empfehlungen und persönlichen Gefühlen oder Erkenntnissen gerichtet haben; religiöse warme Stimmung für jedes heimgekehrte Schäfchen läßt sich nicht aus ihr erkennen. Im Gegentheile, es scheint als hätte man für Kapuzinerkutte und Brevier lieber das Doppelte gezahlt, als durchschnittlich für die Rückkehr in den Schoß der Altmutterkirche. Auch Juden sprechen seit 1636 vor, nur fünf in einem Jahrhunderte, und darunter ein Andreas Mocenigo, den es nach dem Franciskanerorden zog, während sein Bruder schon als Kapuziner dem Herrn diente. Ein convertirter Türke war Christian Beckhert — es wird gebeten, den Ton auf die letzte Sylbe zu legen — den ein gewisser Hans Putz gekauft,

und in Klagenfurt taufen und erziehen hatte lassen. Nach kurzem Dienste bei Frh. Karl Ungnad wollte er (1598) selben in den Krieg wider seine ehemaligen Glaubensgenossen begleiten, nur hatte er keine Mittel, abzuwarten, bis der Feldzug begönne. Solcher Bekehrter waren allerdings mehr, wie man weiß, allein sie sprachen darob die Landschaft nicht an, und weisen diese Acten sie nicht aus.

Zur Großgruppe gehören in letzter Reihe die Glaubensboten, Bruderschaften, Kirchensammler und Pilger — Erstere in der Zahl recht wenige, dafür aber Letztere sehr stark. Für Jene lassen sich nur der Dominicaner Fr. Raimund vom hl. Kasimir, Vorstand der apostolischen Mission in der Tartarei, nachweisen, der seine Aufgaben und Leistungen (1657) nicht näher entwickelt, und der Prager Theologe Ladstätter, der in Rom sich den Gedanken geholt hatte, in Ungarn für den Katholicismus zu wirken. Die Bruderschaften begannen eben im 17. Jahrhundert unter dem Einflusse der neugestärkten alten Lehre kräftig sich zu entwickeln; sie fanden in ihrem Streben, christliches Leben mittelst häufiger Andachten, Processionen, Errichtung von Capellen und Statuen ihrer Lieblingsheiligen zu pflegen, recht ausgiebige Förderung im Landhause. Weniger die Kirchensammler, wenn sie Laien waren. Gegen diese sprachen zu viele Sagen und ämtliche Berichte der Landprofosen; es muß unter ihnen ein sehr bedeutender Satz von Heuchlern, Fälschern und Betrügern gesteckt haben, die den Ertrag aus der Gläubigkeit Dritter für sich verwendeten. Es hieß, im besten Falle, wenn die Zeugnisse echt, behielten sie immer den Löwenantheil.*) An sich ist es bereits auffällig, daß von

---

*) Vgl. vorne „Landprofosen", S. 143.

30 Leuten dieses Schlages 25 aus Kärnten kamen, und für kärntnerische nothleidende Kirchen sammelten, und nicht auffällig, daß die Landschaft von 1599, wo die ersten auftauchen, bis 1618 garnichts; an sie gab, und später blos wenig. Bedeutendere Namen, allein von Priestern, sind jene des Jesuiten Colleli, der für die katholische Kirche in Fünfkirchen, des Bischofs in partibus und Beneficiaten des alten Frauenspitales zu Tüffer, Joh. Christophs de Belmonte, der für dieses, und des Franciscanerpaters Eleazar Ochman, Vicecommissärs des heil. Landes, der für die Stätten Christi sammelte. Manch verdächtiges Subject mag auch in der großen Pilgerschar gesteckt haben, die in Steiermark das richtig gelegene Land ersah, Rom mit Erfolg als Anziehungspunkt ihrer Seelen vorzuschützen. Sie hob schon 1599 ihre Züge an, und eben in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts, die so viele Unglückliche aus dem Reiche nach der Mur hin warfen, verdichteten sich dieselben in's Schwarmhafte. Zu großem Theile bestanden sie aus Soldaten und fremdländischem Volke der Laienwelt, aber auch aus Priestern und Nonnen, Frauen mit erhebendem Dankgefühle für eine erreichte Gnade Gottes, Studenten und sonst Leuten mancherlei Gepräges, oft fühlbar ehrlich, oft aber sehr wahrscheinlich des Gegentheiles. Ihre angeblichen Ziele waren meist Rom und Loretto; einmal wird das Grab Christi angegeben, selten Achen und San Jago de Compostella in Spanien, und von einheimischen Wallfahrtsorten Mariazell, Lankowitz bei Köflach, Maria Buch bei Judenburg, endlich der Luschariberg bei Tarvis. Viele der Ansuchen sprechen von erlittenen Beraubungen auf dem Wege bis Graz, und auch darin mag Wahrheit mit Dichtung Hand in Hand gehen, wenngleich die Möglichkeit für Erstere spricht. Seit un-

gefähr 1720 beschäftigte man sich mit dem Gedanken der Errichtung von Invalidenhäusern, welche allerdings auf die Verringerung der Zahlen dieser Gnadenwerber hinwirkten, strenge genommen aber freilich das Land nicht entlasteten. Soldaten und Officiere meldeten sich gleichmäßig häufig. Erlebt müssen sie Alle Vieles haben, besonders die altgedienten, deren Vordermann, ein gewisser Köllinger aus Memmingen, 49 Dienstjahre aufzählte, 22 unter Rudolf II., 10 unter Mathias und 17 unter Ferdinand II. Leider aber sagen sie für die Neugier der späten Geschlechter viel zu wenig in ihren Bittgesuchen, ein Mangel, den man vielleicht weniger ihnen selber, als den Winkelschreibern und deren Forderungen aufzulasten hat. Manche lassen aber Namhaftes ahnen. Da ist ein gewisser Kraupner, der (um 1587) berichtet, er habe „in der Neuen Welt, in Italia, in Morenland und Orientalia, in Morthullien (!) Inseln und in Nova Hispania" gedient, sei von Francis Drake (1586) auf San Domingo gefangen und nach England gebracht worden. Vier Groschen „Ritterzehrung" für so bewegtes Vorleben scheint wenig geeignet, für die Zukunft zu stärken. Ein Anderer hatte den friaulischen Krieg (1615) mitgemacht, den oberösterreichischen Bauernaufstand, den Rummel, „wie der Predicant in Oberkärnten ist gewesen", war als Tafeldecker mit der verstorbenen Kaiserin in Spanien, und (1645) abermals wider die Bauern. Wenn oben Eines gedacht worden, in dessen väterlichem Hause zu Eger Wallenstein ermordet worden, so meldet sich aus diesem Schwarme ein gewisser Stürn, der „auch darbey gewest, wie der Waldenstainer sein Leben hat aufgeben müssen." War das richtig, oder flunkerte der Mann, um sich interessant zu machen? Wußte er vielleicht, daß die Stände,

als gut kaiserlich, dem Ueberbringer der Nachricht vom Tode des Feldherrn hundert Ducaten zur Ehrung hatten auszahlen lassen? Er aber bekam doch blos zwei Gulden.

Unstreitig die sprechendste Gruppe ist jene des Krieges; im Grunde genommen kehrt sie hier blos mit anderen Namen wieder, denn ihr Gepräge ist da und dort an den früher vorgeführten Gruppen nicht zu verkennen. Man wird durch sie in höherem Maße, ja fast als ein unmittelbarer Beobachter aus der Ferne, Zeuge der Griffe jener blutigen Hände, die theils im 16., noch mehr aber im 17. Jahrhundert an der unteren und oberen Donau in den Volksleibern wühlten. Alle Siege und Verluste lagerten hier Kämpfer ab, oder deren Vertreter oder Hinterlassene, welche die Schlachten wider die Türken oder ungarischen Rebellen, die Schweden und Franzosen entweder mitgemacht, oder jedenfalls durch sie irgendwie zu Schaden gekommen waren: die Stürme, Belagerungen, Einnahmen und Plünderungen von Kanischa, Magdeburg, Kaiserslautern, Freiburg, Breisach, Constanz, Bregenz und Prag, die Gefechte und Schlachten am Weissenberge, bei Lützen, Nördlingen, Regensburg, Nürnberg, am Sandberge bei Augsburg u. s. w., bei Gradisca und Osopo, bei Belgrad und Peterwardein müssen wie häufig Gesprächsstoff in den Häusern, Herbergen und Kanzleien zu Graz geboten haben, denn aus letzteren lief es durch die Stadt und ihre Winkel, wenn wieder einmal ein abenteuerlicher Kumpan sich gemeldet hatte, und die Winkelschreiber thaten das Uebrige. Soldaten mit halbheiler Haut oder verkrüppelt, Türkengefangene, die Lösegeld groschenweise sammelten, und Flüchtlinge, denen Schweden oder Franzosen oder Beide zugleich die Heimat unmöglich gemacht, waren die mehr oder minder wahrhaftigen Erzähler. Besonders

die Jahre nach 1633 schütteten Leidensvolk dieser Art nur so her. Die Soldaten, die erste Kleingruppe in der großen, huben mit ihrem Laufe, zuerst aus Ungarn und Croatien, schon nach 1560 an, setzten ihn unter zunehmenden Verwicklungen wachsend fort, gemindert seit etwa 1650, was mit der Reform des Heereswesens einigermaßen zusammenhängt.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die sogenannten Türkengefangenen. Lösegeld für Kriegsgefangene war zwar auch auf anderen Kriegsschauplätzen üblich, in sehr ausgedehntem Maße jedoch auf dem türkischen. Zwischen den Christen und Osmanen hatte sich in Ungarn, Croatien und Slavonien ein Kleinkrieg mit zahlreichen Gefechten und Streifzügen, und damit eine Kriegsführung auf eigenen Säckel und Menschenfang herausgebildet. Es schien beiderseits vortheilhafter, einen Gegner lebendig zu fassen; wollte es das Glück, so gab das ein hübsches Capital, vielleicht sogar ein Vermögen. In dem Nachlasse eines Herrn Globitzer war der Bestand an gefangenen Türken so groß, daß die Schätzungscommissäre das Activvermögen um eine stattliche Anzahl Tausender von Thalern höher ansetzten. Um jedoch zum Lösegelde zu gelangen, war es am Besten, der Gefangene zog selber sammeln, und um dazu frei zu werden, mußte er Bürgen stellen, der Vater den Sohn, und umgekehrt, eher zwei für einen, als darunter. Dann ging er Heimat und Fremde, Verwandte und Andere ab. Die Schilderung des Sclavenlebens sollte in Unmittelbarkeit sicherer Mitleid erregen. Daß unter dieser Flagge manch verlogenes Individuum segelte, ist mehr als vermuthlich; auch scheinen die vielen niederen Gaben anzudeuten, daß im Landhause selber die Barmherzigkeit ein durch gewisses Fühlen abgegrenztes Maß kannte. Selbst-

verständlich richtete sich der Schätzungsbetrag nach Person und Stellung des Gefangenen, aber auch nach jener des Herrn, seiner Geldgier und seinem örtlichen Aufenthalte. Der gewöhnliche Satz war 200—300 Thaler. Nicht immer sind die Beträge angegeben; es erscheinen jedoch 12 mit dem angeblichen Betrage von 300, 8 mit 500, 7 mit 100—200, 3 je mit 700—800, 2500 und 3000, 2 mit je 400—500, 900 und 1500, 1 je mit 1700, 4500, 5000 und 6000 Thalern; in Gulden werden blos drei Ansätze mit 500, 1200 und 8000, in Ducaten 6 mit 100, 130, 500, 600, 800 und 1000 gemacht. Zuweilen ward auch ein Auswechsel angenommen. Ein anderes Mal hieß es 1000 Thaler, 1000 Stück große schöne Perlen und ein Ritterpanzerhemd oder 5000 Thaler. Diese horrende Summe wurde (1585) angeblich von dem Proviantverwalter Sommer gefordert, der bis zu seinem Sammelgange binnen fünf Monaten zweimal verkauft worden war. Den einen Edelmann, wahrscheinlich den jüngeren, trieb man auf 3000, den anderen, vermuthlich älteren, stellte man blos auf 300 Thaler. Welch vorzüglicher Mann der Feldschreiber gewesen sein muß, den man auf 6000 schätzte, läßt sich schwer errathen. Im Allgemeinen erwies sich die Landschaft in dieser Richtung nicht als sehr gnädig. Blos bei zwei steierischen Edelleuten, soweit die Verzeichnisse sprechen, griff sie tiefer in den Gnadensäckel, und bezahlte für den sehr gut beleumundeten Herrn Obratschan 800 Thaler auf 1200 Gulden Schätzung, konnte aber für Freiherrn Tobias von Dietrichstein, bei 8000 Gulden Löseforderung, auch nicht mehr als 800 Thaler geben. Sonst überließ sie das Beisteuern der Privatwohlthätigkeit, und gestattete den Aermsten noch, daß sie an der Thüre der Stiftkirche sich aufstellten, wo ihre offene Hand am ehesten einer mild-

thätigen begegnen konnte. Cosmus Rauber, (1598) bei Karlstadt gefangen, ward (1600) vom Erzherzoge dem Landtage zu ausgiebiger Beisteuer empfohlen, weil er seine „Schäzung außer guetherziger Mitchristen Hilf aus seinem Vermügen nicht ablegen khan". Die Türken hatten nämlich dessen Vaters Tüchtigkeit noch in Erinnerung, und derentwegen ihm eine besonders hohe Summe „aufgemuzt". Ein abenteuerlicher Patron war Hans Braganowitsch, der schon 1560 von den Türken abgefaßt worden; er wurde über See geschafft, entfloh, stieß auf das Schiff, das den Freiherrn Bartholomä Khevenhiller mit Gefährten aus Aegypten und Jerusalem zurückbrachte, und rettete mit diesem noch 22 Christensclaven; dann ging er wieder auf den Kriegsschauplatz in der Windischen Gränze, wurde als Hauptmann der festen Plätze St. Georgen und Kopreinitz abermals gefangen, und kam mit 1700 Thalern Schätzung angeschrieben um Lösebeitrag nach Graz. Aber nicht blos Einheimische füllten die Reihen, auch Fremde, deren Personen, Wirkungskreise und Schicksale die steierische Landschaft nicht entfernt angingen, wie polnische Edelleute, griechische hohe Geistliche u. s. w. und nicht blos Volk vom Schlachtfelde, sondern auch Gewerbsleute, die bei Ueberfällen mitgenommen worden, ergänzten den Schwarm.

Diese „geschätzten" Gefangenen baten für sich oder ihre Verwandten; für sie insgemein sprachen und wirkten aber noch mehrere Orden, die sich die Befreiung solcher Armen aus türkischer Knechtschaft zur Aufgabe gemacht hatten. Nur lag die Stätte ihrer Thätigkeit wesentlich im Oriente, aber in Graz, das doch soviel für die eigenen Angehörigen zu leisten hatte, klopften sie ebenfalls an. So meldeten sich (1624) ein Franz Bernhard Rossi als Vertreter des Ordens Militia Christiana, der

wenige Jahre vorher durch die Grafen von Althan und de Nevers gegründet worden war, (1638) zwei Sendboten der Bruderschaft Maria de Mercede redemptionis captivorum in Rom, und (1676) ein Petrus Maria Amati vom Orden des heiligen Petrus von Nolasco. Die Genossen des Letzteren übernahmen nicht blos das Werben und Sammeln, sondern hatten nöthigenfalls bei den Sclavenbesitzern auch als Bürgen einzutreten, damit die Gefangenen die Gelder selber einholen konnten.

Nicht weniger Heimsuchung und Bedrängniß ließen aber jene Unglücklichen schauen, welche als Schwedenflüchtlinge (seit 1633) Trost und Erbarmen in der Fremde suchten. Im Gegentheile zeugte sie für weit beredteres Elend, denn sie vertraten ganze verwüstete Dörfer und Gegenden. Nach dem Bestande unserer Nachrichten, die doch auch auf andere Provinzen an der Donau schließen lassen, muß damals eine Art Völkerwanderung Vertriebener, aus Süddeutschland namentlich, stattgefunden haben. Die Schwedengräuel sind heute noch berüchtigt, und es bedurfte kaum mehr als deren Annäherung, um auch die Bevölkerung blos fern bedrohter Orte Haus und Hof verlassen zu machen. Gleichzeitig mit den Schweden, später aber allein, setzten die Franzosen das Schreckenswerk fort. Nach unseren Landstrichen flüchteten Viele aus Süd- und Mittelbayern, aus Schwaben und dem Breisgau, aus Franken, der Pfalz und dem Elsaß, ja sogar aus Thüringen, Braunschweig und dem eigentlichen Preußen, von Böhmen zu geschweigen und von Mähren, das seine Clarissen von Znaim in Aflenz einen Hort suchen ließ. Manche der Flüchtlinge trugen die Spuren schwedischer Behandlung an sich: so der Schwertfeger Thonny aus Pfaffenhausen (zwischen Landshut und Regensburg), dem der Feind „die

Finger mit dem Schraubstocke abklemmte“, und der für’s Leben dadurch arbeitsunfähig wurde, und ein gewisser Patzer aus Herbertshofen in Schwaben, dem das Hornische Kriegsvolk „mit Zusammenraitlung des Hauptes die Augen aus dem Kopf getrieben, daß aus den Ohren Blut geronnen, und er also einen großen Abgang an dem Gesicht und Gehör“ davontrug. Dieser Sturm brachte auch die Familie Manasser nach Graz. Die Nonnenklöster, welche wir in der Kirchengruppe schon oben genannt und die nach Graz um Baubeisteuer kamen, vermehrten sich um einige. Ja (1637) meldeten sich sogar fünf preußische Adelsfamilien mit achtzehn Kindern, (2) von Eichhorst, Waldenfels, Walwitz und Diskau, sämmtlich aus Bärenwalde — in Pomesanien allein sind vier Orte dieses Namens — das im Laufe der Zeiten neunundzwanzig Male von den Schweden geplündert und angezündet worden sein sollte, andere vier (1639), zwei von Eichhorst, ein Bredow und ein Schulenburg, mit siebenundzwanzig Personen, und drei Jahre später sieben thüringische Edelleute mit einundzwanzig Kindern, von Redtwitz, Lind auf Linden, Konnewitz, Münzbach, Eschenroda und Lichtenhaus. Diese hatten sich zu Ens niedergelassen, und schickten blos einen Sendboten als Dolmetsch ihrer Klagen und Wünsche und als Einsammler deren Ergebnisse. Außer den Klöstern Goldenzell in Schwaben und Hohenwart bei Ingolstadt, welchen stattliche Summen, wie 400 und 200 fl., verehrt wurden, erhielt nur ein Pfarrer Sparer, der, scheint es, bereits längere Zeit in Steiermark wohnte, noch eine nennenswerthe Gabe, sonst betrug der „Auswurf“ selten mehr als 10—20 fl., häufig blos 2 und 1 fl., und herab bis zu 30 und 15 kr.

Mit dieser Gruppe schließen wir die Ueberschau der

dürftigen Welt, einheimisch und fremd, die ungefähr im Laufe zweier Jahrhunderte um „Gnadengaben“ an die Landhauspforte zu Graz trat. Es muß ein absonderliches Ab und Zu gewesen sein, für die heutigen Größenverhältnisse der Stadt nicht bedeutend, fühlbar jedoch damals, wo diese blos 10 — 15.000 Einwohner gezählt haben mochte. Rechnet man dazu, was sonst hier, namentlich um 1600, ein- und ausströmte, das massenhafte Kriegsvolk für die Grenze, die wälschen Zuwanderer, welche die Befestigungen zu Graz und die ganze Ostlinie entlang neu zu bauen hatten, die Lotterscharen entlassener Söldner und treibenden Gesindels, und den ganzen Bandwurm einer nur zu häufig durcheinander gerüttelten niederen Gesellschaft, so mag das Alles zu Zeiten ein Flatterbild geschaffen haben, für das spätere geregelte Tage ein Seitenstück auch nicht annähernd aufzuweisen haben.

10.

Ein Edelhof.

Die Bezeichnung „Edelhof" mag in empfindsamen Seelen eine Anzahl gewinnender Vorstellungen erwecken: ein nicht umfangreicher, aber schmucker Bau, behagliche Eintheilung im Innern und dieses mit der Väter Hausrath ausgestattet, die Wirthschaftgebäude im Hofe übersichtlich vertheilt, im Hintergrunde der dreifache Garten für Lust, Zier und Tafelgenuß, Alles durch Zaun oder Mauer von der Außenwelt getrennt, und über dem Ganzen waltend der Familienvater, Träger eines alten gutadeligen Namens, wenn auch weder Freiherr noch Graf, mit Vermögen, das nicht an Ueberfluß reicht, aber von Wohlhabenheit zeugt, an seiner Seite die thätige Hausfrau, aus eingebornem Edelgeschlechte, und wie Beide sich verstanden, davon spricht, neben der Stimme im Lande, das Hauswesen und die runde Kinderschar. Auch wer nicht für Landwirthschaft schwärmt, fühlt sich nach solch harmonischem Kreise hingezogen und darin wie gebannt, und gewinnt Verständniß für den altrömischen Grundherrn, der procul negotiis paterna rura bobus exercet suis.

Wir hatten solcher Edelhöfe einst viele im Lande, den schönsten und — sagen wir — gerechtesten an Freudenau*),

*) Vgl. oben 179.

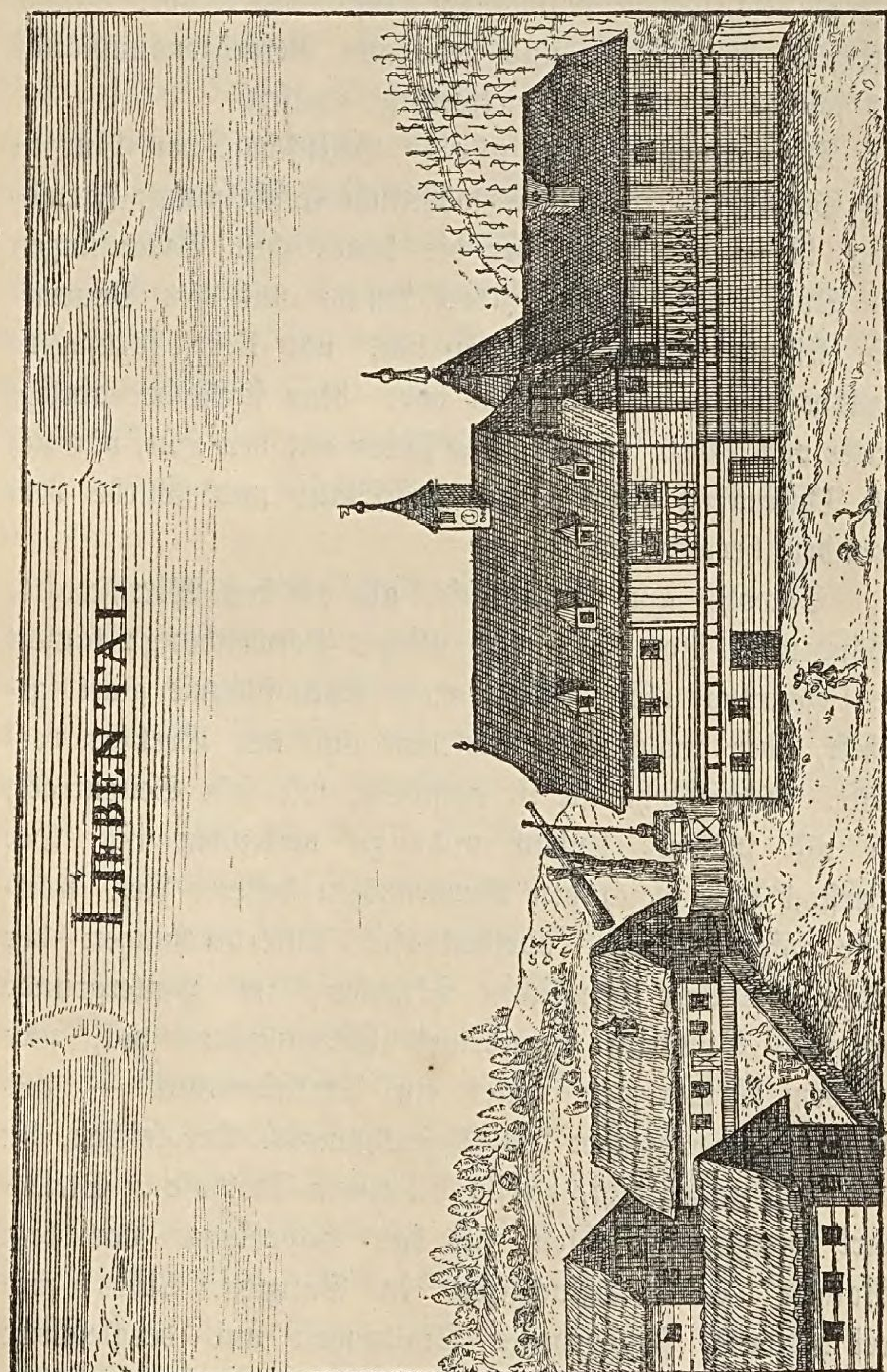
an der Straße zwischen Mureck und Radkersburg. Der mochte, seiner Anlage nach, das obige Ideal verwirklichen: ob auch in seinem Innern es ihm vergönnt gewesen, dazu fehlen die Mittel zur Bekräftigung. Und merkwürdig, wie im Wechsel einer langen Reihe von Jahrhunderten die Zeiten und ihre Ergebnisse immer wieder sich begegnen, so ist dieser Edelhof, nach der Anordnung im Allgemeinen wie Einzelnen, das leibhaftige Abbild dessen, wie ein vornehmer Franke des 6. oder 7. Jahrhunderts im Südwesten Galliens sein Anwesen hergestellt hatte.

Bei so manchem Edelhofe — wie Friedstein im Ensthale — fügte es sich, daß sein erster Herr ihn — wie man zu sagen pflegte — „auf grünem Wasen" errichtete. Dann wuchs er auf im Geschmacke der Zeit, und wie die Geld- und Arbeitskräfte es verstatteten. Die meisten aber schlossen an Gegebenes an, und dies war der gewöhnliche Bauernhof. Der kleine Landadel des Mittelalters, und oft genug auch darüber hinaus, kannte im großen Ganzen keine anderen Sitze: seine Standeseigenschaft adelte eben auch diese in all ihrer Bescheidenheit, und der größere Umfang der zugehörigen Liegenschaften sicherte ihm Rang und Bestand. Geriethen Heiraten und Ernten, dann bekam der Edelhof bäuerlichen Anstrichs wohl gelegentlich einen Zubau oder ein Stockwerk, wobei das Holz eine wesentliche Rolle spielte. Ehe man zu Stattlicherem überging, mußte ein erklecklicher Sparpfennig in der Truhe liegen. Es war nicht Jedermanns Sache, an einem bescheidenen Anwesen so sich zu verbauen, wie ein Herr von Hillebrand bei seinem Hofe Schrattenberg es zuwegebrachte. Daher konnte es unter den Edelsitzen nicht an solchen fehlen, welche durch ihre Schmucklosigkeit uns ohne Anspruch auf solche Bezeichnung erscheinen

würden. Wenn der Edelmann Straßberger auf Triebhof, dessen Familie auch Lindeck besessen hatte, die Landschaft um Unterstützung anfleht, weil die Ernten mißriethen, und er selber mitpflügen mußte, um seine vier „tadelhaften" Kinder zu ernähren, läßt sich für sein Gehöfte weder auf Bau-, noch Lebensüppigkeit schließen. Im Schlösserbuche unseres wackeren Vischer verräth sich an manchem Adelshofe Lehm, Holz und Stroh als wesentlicher Kern, so wie in steinarmen Strichen des Unterlandes der gemeine Mann noch heute seine Behausung damit sich aufkittet. In den Windischen Bücheln stand um 1600 zu Eibersdorf der Edelhof der Rüd von Kolenburg, „mit Holz erbaut," sagt ein gleichzeitiger Bericht, „und mit Laimb verworfen." Die Gegensätze waren auch hier Nachbarskinder: wie das prunkvolle Aeußere nicht stets mit dem inneren Leben sich deckt, so gab auch der schöne Name eines Gutes keineswegs immer die Gewähr für lieblichen Anblick desselben. Den wir hier meinen, der wäre ein sprechendes Beispiel.

Vischer enthält nicht die Abbildungen aller Burgen, Schlösser und Edelhöfe der Steiermark. Vielen der kleinen Grundherren fehlte es neben dem Interesse auch im Säckel, die sechs Gulden für den Stich leicht zu verschmerzen; andere wurden übersehen. Dagegen wieder bei Dritten läßt sich nicht erkennen, warum der Zeichner so gleichgiltige, anmuthlose, ja zuweilen sogar unschöne Heimstätten dennoch herangezogen. Wenn in dem hier vorliegenden Falle nicht der Name und der Wunsch der Besitzerin, einer Gräfin Katzianer, ihn bewog, so war es vielleicht das originelle Aussehen des Hofes, der in seiner Art einzig im Buche. Man würde aus dem Namen Liebenthal schließen, daß es eine freundlich gelegene, innen wie außen behag-

liche Heimstelle gewesen sei; statt dessen tritt uns im Bilde ein Bau vor Augen, den unsere verwöhnte Zeit recht



wegwerfend benennen würde. Dennoch that, vielleicht eben deßwegen, Vischer recht wohl daran, das bisher ganz unbe=

achtete Bildchen zu bringen, denn als Ueberrest alter Sitte in kleinadeliger Häuslichkeit zeigt es, wie die Mehrzahl unseres bescheidenen Landadels hauste, ehe Mode, Laune, gesteigerte Bedürfnisse und gebesserte Vermögensumstände aus solchen Raupen Schmetterlinge schufen.

Diese Abbildung ist nur in Gesellschaft von Burgen und Schlössern eine außergewöhnliche Erscheinung. Fremdartig ist sie dem nicht, der die bäuerlichen Behausungen des Ober- und Mittellandes kennt: mit dem Bauernhofe stimmt sie nahezu gänzlich, und liegt, sozusagen, Blutsverwandtschaft mit ihm vor. Nur steckte der adelige Vetter von 1680 sich noch eine Feder auf den Hut, nämlich das Thürmchen auf's Dach, um Stand und Würde dem Fremden hervorzukehren.

Sowohl am Wohnhause, als an den Wirthschaftsgebäuden ist blos Holz in baulicher Verwendung; täuscht die Zeichnung nicht, so hat man Baumstämme glatt gehobelt, oder ungehobelte verlehmt und mit Brettern verschalt. Der Wohnbau ist einstöckig, wie sein Seitentract, der als späterer Zubau nicht zu verkennen ist. Der Oberstock hat, gleich den Bauernhöfen besserer Art, stückweise offene Gänge, vortheilhafte Unterbrechungen der beiden scheinbar länglichen Fluchten; im Hintergrunde ragt das Spitzdach irgendeines Schmalbaues vor, und auf dem Vordertracte reitet ein Uhrthürmchen — das einzige Standeszeichen des Eigenthümers. Dergleichen, da oder dort angebracht, durfte bei einem Edelhofe in Steiermark ebensowenig fehlen, als das Pappelpaar vor dem „Palaste" eines Szlachzizen in Galizien. Links sind drei hölzerne, strohgedeckte Stallungen und dergleichen; zwischen zweien derselben schließt ein Steckenzaun den Wirthschaftshof, und im Hintergrunde eine Bretterwand mit Thor den Herrenhof nach Außen ab; darüber hinaus

ein Ziehbrunnen, und rechts und lings deuten Aecker, Gehölze und Rebstöcke auf dem Hügellande den Charakter der örtlichen Bewirthschaftung an. Welch ein Unterschied gegenüber Freudenau, Flamberg, Eibisfeld, Dürrenberg, Pichelhof bei Velden, oder gar Klingenstein! So ungefähr, nur früher noch weniger ausgedehnt im Bau, mag der Hof schon Jahrhunderte bestanden haben.

So also sah Liebenthal um 1680 aus. Welche Anhaltspunkte, welche Gedankenflüge und Verhältnisse mögen wohl diesem reinbäuerlichen Gute zu seinem Kosenamen verholfen haben? Das läßt sich vielleicht dichten, ganz besonders da eine Frau dabei im Spiele scheint, aber nicht beweisen. Allein wo lag es, und wie heißt es heute?

Im Lande kennt schwerlich Jemand diesen Edelsitz. Auch unsere heimatskundliche Bibel, die Topographie des wackeren Schmutz, erwähnt ihn nur so weit, als Vischer in Bilderbuch, Register und Karte es andeutet. Er konnte darnach unter die Zahl der abgekommenen Edelhöfe gehören, wie Unterfladnitz a/d. Weitz, Mülhausen a/d. Rab, Buchenstein b. Straden u. A., ebensogut aber auch unter einem anderen Namen fortbestehen. Nun wird der Beweis nach beiden Richtungen wohl erbracht werden können. Wenn gleich, trotz wiederholten Bemühungen, es nicht gelang, zu erfahren, wie dieß ehemalige Gut heute aussieht, und ob es, gegenüber 1680, wenigstens in seinen Grundzügen noch zu erkennen, so ließ sich noch so viel ausspüren, daß es gegenwärtig einem Bauer gehöre, und kein Gut mehr ist seit Menschengedenken. Nach dem Allem müssen wir nun verrathen, daß es Zerlach hieß, ehe es den Pfropfnamen bekam, und daß, als das Interesse an diesem aus irgendwelchem Grunde erloschen war, es wieder Zerlach genannt wurde. Zerlach aber, das Dorf, davon einen Theil

bildete, liegt nächst am Haupte des Schwarzabaches, nordöstlich von Sct. Georgen a/d. Stiefing, und kaum eine halbe Stunde von Kirchbach. Der Gutshof von Zerlach also hat aus persönlicher Schöpfung eines Besitzers, und (auf dessen Bitte) mit kaiserlicher Genehmigung zwischen 1669 und 1700 durch mehrere Jahrzehente Liebenthal geheißen.

Die erste Zugehörigkeit und Geschichte von Ort und Gut zu entwickeln, liegt weder in der Aufgabe, noch in der Absicht, noch in den Mitteln. Das Ganze scheint von allem Anfange landesfürstliches Eigen gewesen zu sein, wenn es nicht etwa salzburgisches war, und in den Besitz des Landesfürsten nur als Entlohnung für dessen Vogtei über die Güter der Hochkirche gelangte. Erst aus unserem Jahrhunderte verräth eine Notiz, daß es ursprünglich herzogliches Küchengut, sogenanntes „Kucheleigen", mit gewesen, das immer vom Marchfutteramte verwaltet worden. Man kennt das Dorf „Zedlach" seit 1265; von einem Amts- oder Herrenhofe daselbst ist jedoch nie die Rede. Sicher läßt sich blos sagen, daß in der ersten Hälfte des 17. Jhrh. der Landeshubmeister, in dessen Verwaltung der Ort mit vielen anderen gehörte, den Hof besaß. Dieser Gregor Pemperger mußte ihn erkauft haben, ausscheiden, und sich darauf haben adeln lassen, wie dergleichen damals sehr häufig geschah; dann nannte er sich „auf Zerlach", starb etwa 1620, und hinterließ zwei weibliche Waisen; die eine derselben, Magdalene, heiratete 1622 den ehemaligen Amtmann und kais. Rath Christoph Jakob Strobl, der 1628 die Vormundschaft über die Schwester führte, und zugleich das Gut für 500 fl. in Bestand nahm.

Sein Sohn Johann Christoph, der schon 1665 sich mit dem Prädicate „von und zu Zerlach" schmückte, ohne daß wir seine Berechtigung dazu nachweisen könnten, er-

langte 1669 zusammen mit seinem Oheime Mathias, Landrathe in Krain und Postmeister zu Laibach, die kais. Gnade einer Wappenbesserung, und die Erlaubniß, sein Gütchen Zerlach künftighin „Liebenthal“ zu nennen, und ebenso der Oheim jene, sein Gut Vokalze bei Laibach in „Strobelhof“ umzutaufen; beide Herren aber sollten sich künftighin die Strobel „von Strobelhof, Liebenthal und Adelspichel“ *) schreiben dürfen.

Damit ist die Identität von Gut Zerlach mit Liebenthal sichergestellt. Es ist eben an diesem bescheidenen Hofe ein Brauch der Umtaufe angewendet worden, wie er damals im Lande sehr häufig war.

Johann Christoph von Strobelhof mag nicht sehr haushälterisch gewesen sein. Seine zweite Frau — den Familiennamen der ersten, Marie Sophie, kennen wir nicht — eine Magdalene von Saubach und vermögliche Witwe nach einem Matz, hielt ihn scheinbar knapp; wenigstens schrieb sie genau auf, was, wann, wieviel, von welchem Einkommen und wofür sie „dem Herrn“ jeweilig Groß- oder Kleingeld vorgestreckt hatte. Sie kaufte (1665) das hübsche Gut Spiegelfeld im Mürzthale, und vermachte dasselbe (1672) ihren zwei Kindern aus erster Ehe, er aber häufte indeß Schulden auf Liebenthal. Die ökonomischen Verhältnisse also stimmten auch nicht zum schwärmerischen Gutsnamen. Nach seinem kinderlosen Tode (1678) meldeten sich die Gläubiger, aber auch als Rechtsansprecher die krainer Verwandten. Gegenüber Ersteren trat Gräfin Eva Crescentia Katzianer, geb. Gräfin Khevenhiller, zu Spielfeld ansässig, aus irgendwelchem Grunde als Retterin

*) Adelspichel war ein Edelsitz in Graz, und besteht als Wohnhaus für kleine Leute noch heute am westlichen Ausgange der Prankergasse daselbst. — Die krainische Linie der Strobl wurde 1638 in den Freiherrnstand erhoben.

auf: sie beglich die Schulden, und trat in den thatsächlichen Besitz des Gutes „Zerlach, anjetzo Liebenthal“ genannt. Daher führte auch Vischer, der wohl zwischen 1678 und 1680 dasselbe zeichnete, sie als Eigenthümerin an, wenngleich in den Steuerbüchern noch die Pemperger als solche eingetragen waren. Mit den Ansprüchen der krainischen Strobelhofe zog sich der Ausgleich durch zwanzig und mehr Jahre hin. Das führte zu mehrmaligen Schätzungen. Die erste (von 1679) bewerthete das Gut auf rund 17400 fl., wovon auf den altväterischen Herrenhof nicht mehr als 200 fl. entfielen. Sie nennt ihn „ein hilzenes Geheyß, so sehr pauföllig“, darin „obenauf ein große Stuben und drey kleine Stiebl, unten ein Stiebl, ein Khuchel und zwey Kheller, darneben ein von Holz erpaute Padtstuben und Selchkhuchl“, endlich auf Gemeindegrunde noch eine Schmiede. Zur Lösung der Frage, wieviel die Gräfin über ihre eigenen Auslagen hinaus an die Verwandten zu entrichten hätte, ward (1693) eine weitere Schätzung vorgenommen, die den Werth des „Gütl Zerlach anjetzo Liebenthal“ auf 25500 fl. stellte. Die dritte (von 1698) bringt es blos auf 20100 fl., nennt blos mehr Zerlach, und sieht vom Namen Liebenthal ab. Schließlich fand doch eine bagatellmäßige Abfertigung der Vetterschaft statt: die Armen besaßen nichts mehr, als kleine Schulden bei Kostgebern, Schustern, Schneidern und Wäscherinen. Als die Gräfin ihrer ledig geworden, schlug sie auch den Edelhof los: zur selben Zeit, wo sie bei der Landschaft ihren eigenen Rechtstitel anmeldete, verkaufte sie auch das Gut an das Jesuitencolleg zu Graz. Das war 1709. Von da an blieb dasselbe im Besitz des Ordens bis zu dessen Aufhebung im J. 1773. Die genaueren Untersuchungen Anderen überlassend, wollen wir nur noch beifügen, daß der Studienfond das Gut an den

aus den tiroler Freiheitskämpfen bekannten Frh. Teimer (1811) überlies, der es zu seiner nahen Herrschaft Herbersdorf schlug; in dem Grundbuche dieses führte es die Bezeichnung „Kucheleigen der Herrschaft Herbersdorf, auch Gut Zerlach genannt“. Um 1841 besaß es die Familie Tschayer. Es verbauerte so zu sagen, und verlor sich ohne Sang und Klang und ohne besondere Löschung aus der Landtafel.

Somit war der Kosename ein sehr zeitweiliger, denn actenmäßig erscheint er knapp an dreißig Jahre lang. Daraus erklärt sich auch, wie er in unserem Jahrhunderte allein aus Vischers Zeichnung und Erwähnung zwar noch gekannt, in seiner Zuweisung jedoch unbestimmbar sein konnte.

Geschrieben nur als „von Liebenthal“ hat sich keiner der erwiesenen Besitzer. Von 1660—1720 treten in den Bittbüchern der Landschaft allerdings Verschiedene „von Liebenthal“, beiderlei Geschlechtes, auf. Oertlichkeiten dieses Namens gibt es in Oberösterreich, Böhmen, Mähren, und besonders viele (11) in Preußen. Die Träger haben also zu dem erwähnten Gute keine Beziehung. Dieses sank wieder in jene Vergessenheit zurück, der es vor Pemberger und Strobel angehört hatte, und aus welcher nur Steuerbücher, Gerichtsacten und Nachlaßinventare derlei kleinen Besitz im Andenken gelegentlich zu retten pflegen. Den Eigenthümern aber von Vischers Schlösserbuche mag es lieb sein, zu erfahren, was sie von Liebenthal zu halten, und wohin sie es zu verlegen haben.

Errata.

Seite 30 Zeile 6 v. u. lies Cordier statt Bordier.
„ 156 „ 10 „ „ „ unbedrucktes statt bedrucktes.
„ 203 „ 9 „ „ „ schickte statt schichte.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Der im gleichen Verlage erschienene erste Band der

Styriaca

enthält folgende Aufsätze:

1. Wann Steiermark entstand.
2. Vom angeblichen Turniere und Tode Herzog Leopolds II. und vom Tummelplatze in Graz.
3. Steiermärkische Taufnamen.
4. Kreidfeuer.
5. Ueber den angeblichen „Herzogshof" zu Bruck a/d. Mur.
6. Ständereihen.
7. Wälsche Gäste.
8. Aus Wolfs Andreas von Steinach Familienchronik.
9. Eine steirische Landedelfrau.
10. Unter uns.

Einige Stimmen der Presse:

Wiener-Zeitung, 1893, 12./10. Der Verfasser darf sich getrösten, durch dieses sein Werk, was Form der Sprache und Wahl der Stoffe anbelangt, zwischen einem reinen Geschichts- und einem echten Volksbuche glücklich vermittelt zu haben.

Grazer Volksblatt, 1893, 29./10. Die Sprache in diesem neuesten Werke des Herrn Zahn ist ebensoweit vom Populären, wie von gelehrter Exclusivität entfernt; die Ausdrucksweise ist kurz, packend, originell, jedes Wort sagt etwas, keines ist überflüssig, und diese Oekonomie der Sprache ist anziehend, weil sie deutsch ist, und uns an das Beste erinnert, was wir kennen.

Oesterr. Revue, 1894, Nr. 21. Wenn wir noch etwas beizufügen haben, so ist es das Lob des anheimelnden Tones, in dem das Buch geschrieben ist. Will denn Gelehrsamkeit auf weitere Kreise wirken, so darf sie die Form nicht unterschätzen. Herr v. Zahn hat das Richtige getroffen, indem er zwischen jener falschen Popularität, die jeden gebildeten Leser anwidert, und der trockenen Ausdrucksweise des Fachmannes glücklich unterschied. Wir wünschen seinem Werke im Interesse des Lesepublikums selbst die möglichst größte Verbreitung.

Presse, 1893, 3./12. Das schön ausgestattete Buch...bringt Vieles...und steht hoch über der Dutzendwaare, die nur zu oft unter dem gleissenden Aushängeschilde „culturgeschichtliche" Studie von unberufener Hand für den Büchermarkt des Tages „zusammengeklittert" erscheint.

Argo, 1894. Es ist nur zu wünschen, daß diesem ersten Buche Styriaca eine Reihe weiterer folgen möchte, als ebenso glücklich gelungene Vermittlungen zwischen der wissenschaftlichen Forschung und ihrem Hauptzwecke, in den weitesten Kreisen gekannt zu werden und zu wirken.

Oesterr. Literaturblatt, 1894, Nr. 7. Es ist keine inhaltslose Recensentenphrase, wenn wir das vorliegende Buch ein populäres im besten Sinne des Wortes nennen. Damit wollen wir hohes Lob verbinden, denn nur wer seinen Stoff so vollständig beherrscht, wie der Verfasser, kann so leicht anheimelnd und doch wieder so eindringend schreiben.

Literar. Anzeiger, 1894, col. 110 uff. Bücher, wie das vorliegende, gehören in jede Volks-, geschweige Schulbibliothek der Mittel- und Hochschulen, Aufsätze wie 1, 2, 4, 5, 6, 7 auch in die Lesebücher der Mittelschulen.

So auch die „Tagespost" und das „Tagblatt" von Graz, das „Centralblatt" von Leipzig u. s. w.

Vom selben Verfasser und durch Ulr. Moser's Buchhandlung zu beziehen:

Steiermärkische Geschichtsblätter. Mit vielen historischen Abbildungen, Karten, Autographen ꝛc. I. — VI. Jahrgang 1880—85 à 2 fl. —

Die deutschen Burgen in Friaul. Graz 1883. 8° mit Abbildungen, II u. 68 Seiten. Preis fl. 1.50.

Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter. Wien 1893. 4°, u. XXV 584 Seiten fl. 20.—.

Das steiermärkische Landesarchiv zu Graz. Zum 25. Jahre seines Bestehens. 4°, 45 Seiten. fl. 1.—.

Steiermark im Kartenbilde der Zeiten. Vom 2. Jahrhundert bis 1600. quer gr. Fol. (20 z. Teil farb. Tafeln mit 20 Seiten Text.) Preis fl. 15.—.

Bartsch, Zach., Steiermärkisches Wappenbuch 1567. Facsimiledruck nebst einem Nachwort von Dr. Josef von Zahn und heraldische Besprechung von Alfred R. Anthony von Siegenfeld. fl. 15·—.

— — **Text zum Steiermärkischen Wappenbuche,** apart für die Besitzer der älteren Ausgaben. 180 S. fl. 2·—.

Das äußerst seltene Werk enthält bekanntlich, außer Titel und Vorrede, in Holzschnitt die Wappen von fünf österreichischen Landschaften, dem Bisthume Seckau, neun steiermärkischen Klöstern, zwei Comthureien, 15 steiermärkischen Städten und etwa 130 der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts blühenden Geschlechtern des hohen und niederen steiermärkischen Adels.

Diöcesankarte des Bisthums Seckau. Bearbeitet von Dr. P. Macherl. Vier Blatt. Ermäßigter Preis unaufgezogen fl. 2·—, aufgezogen auf Leinwand zum Zusammenlegen in Schuber. fl. 4·—.

Diese Karte der deutschen Steiermark bezeichnet in übersichtlicher Weise alle Pfarreien, die Decanate und Kreis-Decanate, sowie alle öffentlichen und Privat-Volksschulen.

Gasparitz, Dr. **Ambros, Deutsch-Feistritz und Peggau** mit den nächsten Burgen. Geschichtlich dargestellt. fl. 1·20.

Diese Sammlung schön und anregend gezeichneter culturgeschichtlich und topographisch bemerkenswerther Bilder ist nicht nur für Geschichtsforscher berechnet, sondern bietet auch dem gebildeten Laien vieles Interessante.

Gasparitz, Dr. **Ambros, Semriach mit Schöckel und Lurloch.** Geschichtlich dargestellt. Mit 4 Abbildungen 8°. 140 S. fl. —.60. Mk. 1·—

Verlag von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz.

In einem knappen Rahmen vereinigt der als Historiker vortheilhaft bekannte Verfasser das Wissenswertheste über die Gegend von Semriach im allgemeinen, über den Schöckel und das Lurloch. Die Schilderung des Dramas vom Lurloch und der mühevollen Rettungsarbeiten zeichnet sich durch einen wohlthuenden Zug von Objectivität aus. Vier hübsche, nach Photographien angefertigte Illustrationen erhöhen den Werth des schön ausgestatteten Buches.

Joherl, Ign. Heinr., Wildon. Einst und Jetzt. Chronik der Burg, des landesfürstlichen Marktes und der Pfarre St. Magdalena in Wildon. fl. —·90.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte unseres Heimatlandes. Die Sippe derer von Wildon spielt in der Landesgeschichte eine gar bedeutende Rolle. Das Bändchen zeugt von emsigem Sammelfleiße und tüchtiger Darstellungsgabe.

Lange, Hans, Eine steirische Stadt im XVII. Jahrhunderte. fl. —·80.

Entrollt vor den Blicken des Lesers Bilder aus vergessenen Zeiten, zeigt uns unsere Vorfahren in Freud und Leid, ihre Sitten und Gebräuche, den Handel und Wandel, ihre Tracht, wie sie zu Gericht saßen, wie sie wohnten, wie sie wählten und sich wehrten.

Schuster, Dr. Leop., Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. fl. 2·—.

Dieses für Theologen und Historiker gleich interessante Werk bespricht in objectiver Form die großen Streitfragen, welche um die Wende des XVI. Jahrhunderts Deutschland aufregten und zeigt dann das fast tragische Schicksal des großen Astronomen, seine Stellungnahme zu den Fragen, sein Verhältnis zu den Katholiken und zum „Hause Oesterreich".

Schuster, Dr. Leop., St. Anna am Aigen. Gedenkschrift zum ersten hundertjährigen Jubiläum. fl. —·10.

Ein Stück Local-Geschichte. Wird für jeden Geschichtsforscher und auch für die Ortsbewohner von Interesse sein. Bei der Ausarbeitung wurden fast nur örtliche Original-Acten benützt.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Zahn, Joseph von

Styriaca Gedrucktes und Ungedrucktes zur steierm. Geschichte und Culturgeschichte

Bd.: N.F.

(1896)